

Denis CLARINVAL

DUNKLES LICHT

EINE HOMMAGE AN GEORG TRAKL



ZUM GEDENKEN AN GEORG TRAKL

„Vielleicht waren jene Stunden, in denen wir zusammenblieben und in der Stille ein großes, ruhiges, tiefes Glück genossen, so schön, dass ich mir niemals schönere wünschen könnte. Mein alter Onkel ließ uns gewähren. Doch eines Tages, als ich mit ihm im Garten stand, inmitten all der leuchtenden Blumen, über denen träumerisch große gelbe Schmetterlinge flatterten, sagte er mit sanfter, nachdenklicher Stimme: ›Deine Seele neigt zum Leiden, mein Kleiner.‹ Und dabei legte er seine Hand auf meinen Kopf und schien noch etwas hinzufügen zu wollen. Doch er schwieg. Vielleicht wusste er nicht, was er geweckt hatte und was seither mächtig in mir gewachsen ist.“



(Georg Trakl, *Traumland*)

Blumen, blaue und weiße, zerstreut,
Wachsen still im Tal.

Silbern webt die Stunde des Abends,
Warme Wüste, Einsamkeit.

Das Leben blüht voll Gefahren,
Sanfte Ruhe um Kreuz und Grab.

Eine Glocke entlässt.

Alles scheint wunderbar.

Ein Weidenbaum schwebt sanft im Äther,
Hier und da ein flackerndes Licht.

Der Frühling rauscht und verheißt,
Und der feuchte Efeu erzittert.

Saftvoll ergrünen Brot und Wein,
Die Orgel klingt wie Zauber;

Und um Kreuz und Passion
Leuchtet ein geisterhafter Schein.

O! Wie schön sind diese Tage.
Kinder gehen in die Dämmerung;
Blauer schon wehen die Winde.
In der Ferne spottet ein Drossellied.

(Georg Trakl, *Frühling der Seele*, 1911-12)

GESPRÄCH

Beim Surfen im Netz stieß ich auf eine Website (www.denisclarinval.org), die Ihnen gewidmet ist; ich kannte Ihre Schriften bereits und stellte fest, dass einige davon dort vollständig herunterladbar sind und andere teilweise. Offensichtlich laufen Sie nicht den Urheberrechten nach, auch wenn Ihre Bücher auf Amazon zu mehr als erschwinglichen Preisen zu kaufen sind. Wer sind Sie also, Denis Clarinval?

Die Frucht einer langen, sehr langen Geschichte. Doch zunächst möchte ich auf dieses geringe Interesse an Urheberrechten zurückkommen. Wenn ich mich dafür entschieden habe, meine Werke völlig unabhängig über Amazon KDP zu veröffentlichen, dann gerade deshalb, um eine mir teure Freiheit zu bewahren – insbesondere die, das volle Eigentum an dem, was ich schreibe, zu behalten, ohne über Korrekturen oder Anpassungen verhandeln zu müssen, die meist nur darauf abzielen, dem Publikum zu gefallen. Das ist gesagt! Sie fragen mich, wer ich bin? Zunächst in der Philosophie ausgebildet (ich bin lizenziierter und diplomierter Lehrer in dieser Disziplin), habe ich aus rein materiellen Gründen meine Ausbildung durch Studien in Wirtschaftswissenschaften ergänzt (Erwerb eines MBA und einer Lehrbefähigung in diesem Bereich sowie des erforderlichen Befähigungsnachweises für den Hochschulunterricht). So habe ich Finanzwesen und Controlling im höheren Bildungswesen gelehrt, bevor ich meine Laufbahn dort als Direktor beendete. Der Eintritt in den Ruhestand hat mir erlaubt, zu meinen ersten Lieben zurückzukehren: der Poesie, der Philosophie, dem dramatischen Theater und der Tragödie.

Ihr philosophischer Weg hat mehrere Stationen durchlaufen, von Sartre bis Nietzsche, über die Poststrukturalisten; können Sie heute sagen, dass diese Entwicklung endlich abgeschlossen ist?

In meiner Jugend bewunderte ich – wie so viele andere – Sartre sehr, und er war es, der mich dazu brachte, Husserl zu studieren. Dann kam jene lange Pause, von der wir gesprochen haben, bevor ich zur Literatur und zur Philosophie zurückkehrte. Ich fühlte mich damals besonders von den Poststrukturalisten angezogen, wer weiß warum: vor allem von Foucault und Deleuze. Es war ihr Zerwürfnis und die viel subjektivere Entwicklung Foucaults in seinen letzten Schriften, die mein Denken erschütterten. Deleuze öffnete mir die Tür zu Nietzsche und schlug zugleich seine eigene wieder zu – es ist unnötig, auf die Eigenschaften des Fälschers Deleuze zurückzukommen. Fast naturgemäß führte Nietzsche mich dann dazu, Heidegger

wiederzuentdecken und zu vertiefen, der mir wiederum die Tür zur deutschsprachigen nachromantischen Dichtung öffnete, mit Autoren wie Hölderlin, Rilke und Trakl. Das sind die gegenwärtigen Bezugspunkte meines Denkens.

Heidegger war vor etwa zehn Jahren besonders heftigen Anfeindungen ausgesetzt; haben Sie diese spektakulären Enthüllungen nicht ins Zweifeln gebracht?

Ganz und gar nicht! Diese Anfeindungen entbehren in hohem Maße einer soliden Grundlage, insbesondere die heftigsten. Wenn ich einen Text lese – gleichgültig von welchem Autor –, dann genügt es mir, das zu lesen, was geschrieben ist, und nicht das, was ich gern darin finden würde, was aber nicht darin steht. Außerdem lassen diese Kritiker gerade die wertvollsten Texte Heideggers beiseite, jene, die in enger Beziehung zur Poesie stehen: eben diese interessieren mich besonders wegen ihrer Tiefe und der Perspektiven, die sie eröffnen.

Heidegger hat, in diesen Texten, auf die Sie sich beziehen, versucht, das Wesen der Poesie zu erfassen, insbesondere anhand der Werke von Hölderlin und Trakl. Deshalb wende ich mich an den Dichter, der Sie sind: Hat Heidegger das Ziel erreicht, das er sich gesetzt hatte?

In seinem Text über Trakl, „Das Wort im Gedicht“, was sucht Heidegger? Er stellt sich als Denker dar, als ein meditatives Denken, das er dem rechnenden Denken entgegensetzt, und doch ist sein meditatives Denken nicht frei von Berechnung. Heidegger denkt das Sein – ein Sein, das er nicht zu benennen vermag; in diesem Wort, das er im Gedicht Trakls sucht, sucht er Namen, Adjektive jenes Wortes, das für ihn das Sein ist. Doch wenn Hölderlin vom Dichter sagt, er benenne das Heilige und die Götter – was heißt benennen? Nicht ihre Identität aussprechen, die unfassbar ist, sondern in ihre Richtung weisen; die Worte des Gedichts sind nur die Pflastersteine des Weges, der zu jener Offenbarung führt, an einem Ort, wo Worte untersagt sind. Was ist Gott? Er nennt sich „Ich bin“ – was soll das heißen? Absolut nichts, denn er ist unaussprechlich: er ist im Modus des Unausagbaren. Heidegger erliegt der philosophischen Versuchung des Begriffs, doch das Heilige, das Sein oder die Götter sind jenseits aller Begriffe: niemand könnte sie in eine Schachtel sperren. Heidegger dechiffriert, interpretiert, versucht, das Gedicht durch seine Worte zum Sprechen zu bringen – doch diese Worte sagen nichts, sie sind nur Hinweise, Pfeile entlang eines Weges, weiter nichts. Am Ort des Wortes angekommen, ziehen sich die Wörter zurück; sie haben ihre Arbeit getan, die darin bestand, einen Weg zu zeichnen.

Sie wollen sagen, dass es eine Unvollständigkeit des poetischen Aktes gibt, dass – wie Hölderlin betonte – die beiden Stämme des poetischen Handelns, Gesang und Denken, unaufhebbar getrennt sind?

Keineswegs! Denn nicht nur ist das Gedicht keine unvollständige Offenbarung, es offenbart überhaupt nichts; ein Gedicht besteht aus Worten, doch kein Wort, sei es noch so stark oder bildhaft, ist dem, was da gegangen wird, angemessen. Wenn Heidegger versucht, Trakl durch dessen Worte oder Bilder zu entziffern, erhellt er nur den Weg, nicht aber das Wort, zu dem er führt. Kehren wir zu Rilke zurück: für ihn entbehrt das Offene jedes Gegenübers – doch die Worte stellen uns bereits in ein Gegenüber, sofern man bei ihnen stehenbleibt. Die Kraft der Worte im Gedicht liegt einzig in ihrer Symbolik, wie eine Musik, die in uns etwas Helles weckt, indem sie auf Worte verzichtet. Im poetischen Akt gibt es keine zwei getrennten Stämme, die nebeneinander gehen: Gesang und Denken; die Poesie ist eins...

Vor allem Gesang – und dort, wohin er uns führt, entsteht aus dem Gesang selbst ein Denken, das paradoxerweise undenkbar ist. Das ist, so scheint mir, das eigentliche Wesen von Trakls Dichtung.

Diese Hervorbringung eines undenkbaren Denkens, das aus dem Herzen des Gedichts selbst hervorgeht, ist nach Ihnen Georg Trakl eigen?

Nein! Man findet sie besonders bei Mallarmé, der meinte, die Worte seien nur einfache Materialien – zwar unentbehrlich für den Bau oder die Stiftung eines Ortes, in dem ein stilles Wort gesprochen wird. „Von dem, was geschehen ist, bleibt nur der Ort“, sagte er; doch was heißt das? Dass die Worte letztlich nur die Pflastersteine eines Weges sind, das „Dict“ nach Heidegger, das bis zu jenem Ort führt, an dem die Worte keinen Platz mehr haben und im Schweigen des Wortes verschwinden. Dieser Ort, der allein bleibt – die Lichtung nach Heidegger, das Offene nach Rilke oder auch die Nacht nach Trakl – ist der einer Aufhellung, eines Aufblitzens. Wenn Hölderlin behauptet, es sei Sache des Dichters, die Götter und das Heilige zu nennen, was ist dann unter „nennen“ zu verstehen? Nennen heißt nicht, etwas mit einem Etikett zu versehen; nennen heißt, ein Zeichen in Richtung auf das zu setzen, was unsagbar ist, dem Sprachlichen nicht greifbar. In diesem Sinn führt uns Trakls Dichtung in ein Denken, das paradoxerweise undenkbar ist, weil es jenseits der Worte liegt; es genügt nicht, wie Heidegger im ersten der drei „Feldweg-Gespräche“ nahelegt, das Denken zu einem Nicht-

Wollen zu machen; dieses Denken des Ursprungs, auf das er sich bezieht, liegt jenseits der Sprache, selbst in ihrer poetischsten Form.

Magritte sagte von der Dichtung, sie lasse sich nicht interpretieren, und Sie teilen diese Auffassung; doch Ihr Verständnis der Poesie scheint mir noch radikaler, als müsste die Poesie sich irgendwann selbst verleugnen, um das sich entfalten zu lassen, wohin sie uns nur führen kann?

Es ist in der Tat eine radikale Sicht, denn es ist die Sprache selbst, die die Poesie gefährdet; darauf will Heidegger aufmerksam machen, wenn er vom Risiko des Dichters spricht, besonders in der Zeit der Not in „Wozu Dichter?“. Unter Berufung auf Rilke sagt Heidegger, dass das, was auf dem Spiel steht, weit mehr sei als das Leben – ein Hauch; aber Heidegger verfällt auch hier wieder in die Falle seines allzu analytischen Zugangs, und obwohl er es andeutet, bin ich nicht sicher, dass er die ganze Tiefe der achten der „Duineser Elegien“ erfasst hat.

Sie meinen also, Heidegger bleibe im Angesicht gefangen, in der Repräsentation, trotz seiner scharfen Kritik an der Subjektivität bei Descartes und Kant?

In gewisser Weise, doch diese Ablehnung der Subjektivität durch Heidegger bereits in „Sein und Zeit“ ist missverstanden worden, besonders von E. Faye. Heidegger versucht – wie übrigens auch Husserl – die doppelte Falle des kantischen Psychologismus und eines anthropologischen Zugangs zu vermeiden; was Heidegger bei Husserl ablehnt, ebenso wie Sartre, ist die transzendente Reduktion, die nichts anderes übrig lässt als ein transzendentes Ich, das Urheber des reflexiven Bewusstseins wäre. Sartre sagt nicht, man müsse das cartesianische Cogito ontologisch von der reflexiven Bewusstheit trennen, und er fügt hinzu, dass es das Cogito selbst sei, das das Ich als innerweltliches „je“ rechtfertige – doch das Bewusstsein selbst bedarf keines „je“ oder keiner Subjektivität, um sein Verhältnis zur Welt in der Intentionalität zu entfalten: Es ist das Objekt der Welt, das sich in der leeren Höhlung des Bewusstseins entfaltet; doch ein solches Bewusstsein ist darum nicht reflexiv oder positionell auf sein Objekt. Reflexivität ist, so Sartre, das Eigene des Cogito, eines Cogito, das nach Kant von Rechts wegen jede unserer Vorstellungen begleiten können müsse – aber diese rechtliche Setzung genügt nicht, um seine faktische Wirksamkeit zu begründen.

Sehen Sie darin ein Motiv für Heideggers Entwicklung, die berühmte Kehre, in seiner eigenen Konzeption des Daseins?

Gewiss! In „Sein und Zeit“ verweist das Dasein auf das Da-Sein des Menschen in seinem Weltbezug unter dem Aspekt der Sorge; mit der Kehre und der Geschichte des Seins ist das Dasein nicht mehr auf das individuelle Menschsein reduzierbar, sondern betrifft das Ganze des Seienden. Die Kritik hat sich stark auf das Dasein des geschichtlichen Volkes konzentriert, aber auch hier ist die Kritik unbegründet: man zitiert die Vorlesungen über Hegel und Schelling oder noch gewisse eher verborgene Passagen der „Beiträge“ oder der „Schwarzen Hefte“; doch dieses Dasein des geschichtlichen Volkes muss in seinem Verständnis in den Kommentaren zu „Germanien“, „Heimkunft“ oder auch zum „Ister“ gesucht werden – es sind jedoch Schriften, die sich auf Hölderlins Dichtung beziehen, und für einen Philosophen, der sich als streng versteht, sind solche Quellen nicht gerade vorrangig. Dennoch dürfen wir nicht vergessen, dass die Auffassungen Hölderlins und Rilkes von der Natur als bevorzugtem Ort einer Immanenz des Geistes uns unausweichlich auf Schelling zurückverweisen.

Wie verbinden Sie diese Ablehnung der Subjektivität durch Heidegger mit der Rolle, die er dem Denken zuweist, das Wesen der Technik zu erhellen?

Für Heidegger reduziert sich die Technik nicht auf die immer weiter fortschreitende Entwicklung einer Industrie oder von Technologien, deren Höhepunkt in der Kybernetik liegt. Er sieht darin vor allem ein Ge-Stell: Worum handelt es sich? Um die Einrichtung eines Welt- und besonders Naturbezugs, der wesentlich auf deren Beherrschung und Ausbeutung zu Zwecken der Akkumulation beruht. Das Wesentliche an der Technik ist, dass sie unser Verhältnis zur Welt verfälscht, den Blick, den wir auf sie und auf uns selbst werfen. Diese Einrichtung eines Verhältnisses der Instrumentalisierungen setzt voraus, dass die Welt als Objekt mit einem reflexiven Blick betrachtet wird, dass die Welt in eine Repräsentation eingeschlossen wird, die ihre Ausbeutung ermöglicht.

Diese Repräsentation in der reflexiven Bewusstheit verweist uns selbstverständlich auf das transzendente Ich als Urheber oder Dirigent dieser Repräsentation in der Reflexivität. Ein solches reflexives Denken – das cartesianische und kantische Cogito – wird von Heidegger als rechnendes Denken bezeichnet, ein auf Handlung vorbereitendes Denken, dem er ein meditatives Denken gegenüberstellt, das sich in seiner eigenen Entfaltung genügt. In der transzendentalen Philosophie (Kant, Husserl) gibt es kein Subjekt ohne Objekt seiner Intentionalität; aber dort, wo Husserl in der phänomenologischen Intuition einen unbedingten Zugang zum Wesen der Dinge sieht – darin unterscheidet er sich von Kant –, sieht Heidegger

die Möglichkeit, dieses Objekt auf eine mögliche Instrumentalisierung zu reduzieren. In seiner „Krisis“ greift Husserl seine Idee der Philosophie als strenger Wissenschaft wieder auf, die er den europäischen Wissenschaften in der Krise entgegensetzt, weil es diesen Wissenschaften nicht um das Wesen der Dinge geht, sondern um deren mögliche Nutzung im Rahmen dieses Ge-Stells, das die Technik ist. Fügen wir hinzu, dass man Subjektivität nicht mit Subjekt verwechseln darf, das eine moralische Konnotation behält; wie dem auch sei, Heidegger verwirft diesen Begriff des Subjekts nicht, ebensowenig übrigens wie Nietzsche; aber er verwirft die cartesianisch-kantische Verbindung eines Subjekts, das intrinsisch und ausschließlich an das Cogito gebunden wäre (dessen „o“ uns selbstverständlich auf das „je“ verweist). In dieser Hinsicht scheint es mir angemessener, auf den Begriff der Singularität zurückzugreifen – oder noch besser, wie Nietzsche in „Von den Verächtern des Leibes“ (*Also sprach Zarathustra*, I. Buch) vom Selbst.

Man hat Heidegger oft vorgeworfen (etwa im Rahmen seines „Briefs über den Humanismus“), große historische Ereignisse, wie die Shoah, in einem Ensemble verwandter Ereignisse zu ertränken, die er gerade mit dem Wesen der Technik als Ge-Stell verbindet.

In der Tat! Aber auch hier wieder: das heißt, gewissen Schriften wie „Die Verwüstung und die Erwartung“ wenig Gewicht beizumessen, in denen Heidegger sich zu diesen Fragen äußert. Heidegger unterscheidet wesentlich zwischen „Verwüstung“ und „Verödung“ – worum geht es? Die Verwüstung ist mit der Existenzialität des Menschen verbunden, deren uneigentliche Weise darin besteht, dass das Dasein nicht aus seinem eigentlichen Sein erfasst, sondern entfremdet, seiner wahren Essenz beraubt ist durch seine Versklavung an die Technik; in diesem Sinne wäre die Verwüstung der Verlust des Sinns für das Weite, wie dies bereits in den ersten Zeilen von „Die Verwüstung und die Erwartung“ klar ausgesprochen wird. Die Verödüngen sind von dieser Verwüstung, die eigentlich ontologisch ist, die historischen Manifestationen; es geht Heidegger nicht darum, Vergleiche anzustellen, um eine Art Hierarchie dieser Ereignisse aufzustellen (es gibt nicht auf der einen Seite kostbare Tote und auf der anderen Tote minderen Ranges). Kurz, es geht keineswegs darum, Singularitäten zu leugnen, sondern vielmehr darum, zwischen diesen historischen Singularitäten gemeinsame Elemente zu suchen, indem man sie insbesondere mit einem rationalisierenden und instrumentalisierenden Zugang zur Natur und zu den menschlichen Interaktionen verbindet. Was wird in diesem technowissenschaftlichen Zugang angestrebt, wenn nicht, jede natürliche

oder menschliche Realität als Ressource zu kategorisieren, die zur Anhäufung von Ressourcen ausbeutbar ist – mit anderen Worten: ein Prozess der Verdinglichung.

Sprechen wir ein wenig, wenn Sie erlauben, über Ihre Schriften, die diese Besonderheit haben, die man schon bei Nietzsche findet, die Gattungen zu mischen: es gibt sicherlich einen Grund für dieses Vorgehen?

Ich habe oft die philosophischen Abhandlungen – mit Ausnahme derjenigen von Nietzsche und Heidegger – als besonders langweilig empfunden, besonders wenn sie umfangreich sind. Ich mische tatsächlich die Gattungen: Poesie, Dialoge, systematischere, aber meist kurze Abhandlungen, Balladen im Sinn von Novellen, Elemente des Theaters. Diese Vorgehensweise...

Dies entspricht natürlich einem persönlichen Zugang, der sich vor allem literarisch versteht, aber er antwortet auch auf die Notwendigkeit, die ermüdende Monotonie zu durchbrechen, indem man die Ansätze variiert. Denn es ist nicht nur eine Frage der Schreibgattungen: die Ewige Wiederkehr in einem Gedicht zu thematisieren, ist ein völlig anderer Weg als eine kritische Analyse von Passagen bei Nietzsche; er ist zugleich freier, dynamischer und eher dazu angetan, eine Fragestellung zu eröffnen.

Diesen vielfältigen Zugang findet man noch intensiver in Büchern wie Der Ring, Philosophische Qualen, Der Anti-Deleuze oder auch im ersten Band von Der Faden der Ariadne mit dem Titel Die Dringlichkeit des Denkens; daneben gibt es Werke, die streng genommen Gedichtsammlungen sind, geschrieben im Gedenken an Heidegger oder Hölderlin: Feldwege oder auch Das Werden des Geistes. Planen Sie, andere literarische Wege einzuschlagen?

Gewiss! Es gibt im Manuskript mehrere lyrische Dramen, die – in erneuerter Form – aus der griechischen Mythologie schöpfen, aber auch dramatische Theaterstücke, die wahrscheinlich in den kommenden Monaten veröffentlicht werden, wenn ich denn die nötige Energie finde, sie abzutippen, da sie im Augenblick noch handschriftlich vorliegen. Ich habe in Wahrheit keinerlei Ausschluss, auch wenn die Poesie meine bevorzugte Schreibweise ist; aber die Poesie verträgt sich mit vielen Gattungen, insofern sie selbst keine Gattung an sich ist. Was ist Nietzsches *Also sprach Zarathustra*? Ein Gedicht, eine philosophische Abhandlung, ein Märchen: ich denke, es ist all dies zugleich.

Sind Sie von einer besonderen Absicht getragen, wenn Sie versuchen, Poesie und Denken zusammenzuführen?

Meine Absicht, wir haben es schon erwähnt, besteht darin, dieses undenkbbare Denken hervortreten zu lassen, das aus dem Herzen der Poesie als Gesang hervorquillt; es geht nicht darum, es in irgendeiner Weise zu beschreiben – das hieße, wieder in die Falle von Heideggers allzu analytischem Zugang zu tappen –, sondern es im Herzen des Gedichts selbst zu verorten, mit anderen Worten Heideggers Suche nach dem Wesen der Poesie unter diesem paradoxalen Gesichtspunkt wiederaufzunehmen. Doch natürlich ist dies eine schwer zu behandelnde Frage, insofern das Denken, das es zu erhellen gilt, sich genau an der Grenze der Sprache befindet. Man könnte freilich das Fragen unter dem Gesichtspunkt eines Meta-Denkens erwägen, doch die jüngsten Sackgassen mancher „Philosophien“ verpflichten mich zur Vorsicht gegenüber dem „Meta“, da dieses Partikel seit einiger Zeit mit allem und jedem verbunden wird. Wie auch immer: die Frage kann nicht länger verdrängt werden unter dem Vorwand, sie gehöre nicht zur Philosophie; was in diesem Stadium fehlt, ist die Art und Weise.

Wenn Sie von der Art und Weise sprechen, meinen Sie die Methode oder eher das Wie, ja sogar die Form?

Die Philosophie denkt nicht mehr, sie kommentiert, interpretiert, schreibt sich um; sie ist „autophag“ geworden, sagte Bouveresse. Mit der „Heidegger-Affäre“ ist die Philosophie vor allem zur Schweinerei geworden, in der sich die Schweine im Dreck wälzen. Die Zeiten sind günstig für den Beginn eines anderen Denkens, eines neuen Denkens – es ist dringend. Wenn ich von der Art und Weise spreche, denke ich weniger an eine Methode als an Fundamente, Verankerungen, Sockel. Die Philosophie ist ein toter Diskurs, also muss man sie überschreiten, doch das Denken bleibt – in Erwartung eines frischen Windhauchs, der es (wieder)beleben wird, nicht um es bis in den Himmel der Ideen zu erheben, sondern um die Tiefen auszuloten, in den Abgrund der Existenz hinabzusteigen und seinen Boden zu betreten. Nietzsche und Heidegger haben, indem sie versuchten, die Metaphysik und die Philosophie zu überwinden, eine Bresche geschlagen, doch selbst die Kühnen wanken: man wagt kaum, einen Blick hineinzuworfen. Das Denken, weil es den Schwindel fürchtet, bleibt an festen Rändern, doch diese erodieren, und das Denken weicht vorsichtig zurück, um sich auf weniger wilde Gefilde zu stellen.

Würden Sie sagen, dass Ihre Schriften der „philosophischen Poesie“ zuzurechnen sind?

Ich stehe diesem Begriff besonders zurückhaltend gegenüber, und dafür gibt es zwei Gründe: zum einen ist, wie ich eben sagte, die Philosophie meiner Ansicht nach überholt, und zum anderen dient dieser Begriff als Sammelbecken für so unterschiedliche Autoren wie Dante, Shakespeare, Goethe, Nietzsche, Platon, Heidegger ...? Die zentrale Frage ist die nach dem Wesen der Poesie. Bernard Lavilliers sang, „die Musik ist ein Schrei von innen“ – ein Wort, das sich auf die Poesie vollkommen anwenden lässt. Oft ein Schrei von innen, wie bei Trakl; ich würde etwas nuancierter sagen, dass sie eine Stimme von innen ist. In seinem berühmten „Brief des Sehers“ sagte Rimbaud, die Poesie beginne mit der Romantik, und ich kann ihm darin nicht widersprechen. Diese von innen kommende Stimme bemüht sich, Gefühle auszudrücken (wie etwa bei Lamartine), aber auch Erleuchtungen – um einen Ausdruck zu verwenden, der besonders mit dem Rimbaud der letzten Texte anklingt. Diese Erleuchtungen sind Ergriffenheiten, Entrückungen, insofern sie einen durchdringen und forttragen; in dieser Hinsicht ist die Poesie eine besondere Ausdrucksform des Denkens. Doch man muss einen wesentlichen Unterschied machen zwischen meditierender und meditativer Poesie.

Die erste stellt die Poesie in das Register des Meditationsakts, eine Meditation, die vom Denken durchzogen ist – wie bei Hölderlin. Ich sage keineswegs, dass Hölderlin ein Philosoph ist, sondern ein Dichter, der in einem besonderen philosophischen Kontext denkt, in dem Schelling eine herausragende Stellung einnimmt. Ähnliches würde ich auch von den „Winke“ sagen, die Heideggers Schrift *Besinnung* vorangehen. Die meditative Poesie ist etwas anderes: mehr innerlich, sie zeichnet durch das Gedicht einen Weg, auf dem die Worte nur Pflastersteine sind, die uns an die Schwelle eines Ortes führen, von dem sich die Sprache zurückzieht, weil sie dort keinen Platz hat: dieser Ort ist der, in dem uns ein stilles Wort geschenkt wird. In diesem Sinn ist die meditative Poesie ein Denken des Udenkbaren. Diese Form der Poesie findet man bei Rainer Maria Rilke und vor allem bei Georg Trakl.

Ihr letztes Buch Dunkles Licht ist ausdrücklich ein Gedenken an Georg Trakl – aber was ist also dieses dunkle Licht, von dem Sie sprechen?

Der erste Text dieses Gedenkens trägt den Titel *Die Nacht der Welt*, und das ist kein Zufall. Eine Nacht hat sich tatsächlich über die Welt gesenkt, und das ist nichts Neues; doch je mehr man das Licht verstärkt, desto dichter, undurchdringlicher wird diese Nacht. Der Grund ist, dass diese Nacht der Welt nicht von außen erhellt wird, sondern – wie eine Sternschnuppe – aus dem Herzen der Dunkelheit selbst hervorschießt. Dieses flackernde, fragile Licht ist ungreifbar,

wir können es nur wahrnehmen und uns von ihm erleuchten lassen in dieser Durchquerung des Dunkels. Dieses Licht kann man nicht besitzen, es entzieht sich immer; und es ist an uns, den Verirrten in dieser Nacht der Welt, es mutig zu suchen und uns von ihm führen zu lassen. Es hebt die Nacht nicht auf, wie die Morgenröte die Nacht auslöscht, sondern es durchquert sie mit Fragilität.

Wie gewohnt ist dieses Buch ein Gewebe von Gedichten und Dialogen, und es endet mit einer Novelle Das 7. Siegel. Ist das auch eine Art, sich an Trakl anzulehnen?

Trakl hat wunderbare Prosatexte geschrieben: *Offenbarung und Untergang, Metamorphose des Bösen, Traum und Umnachtung, Traumland*. Er hat auch Dramenfragmente verfasst, doch der Kern seines Werkes besteht aus Gedichten, mit einer bemerkenswerten Entwicklung. Wenn seine ersten Gedichte noch eine klassische Form bewahren (Quartette, Sonette), so nimmt er ab 1912, ein wenig nach Art Hölderlins, eine zerstückelte, gebrochene, fragmentierte Schreibweise an, mit Zäsuren, aber auch mit Strophen ungleicher Länge. Ich versuche nicht, mich an Trakl oder Hölderlin anzulehnen, aber ich lasse mich von ihnen inspirieren; so hat sich mein eigener Stil stark unter ihrem Einfluss entwickelt: freie und lange Verse, wie ein Psalm, Zäsuren, die den Rhythmus brechen. Der lange Vers entspricht einem langsamen, meditativen, manchmal beschwörenden Atem; eine weitere bedeutende Entwicklung: das fast völlige Fehlen von Punkten, die den Atemfluss brechen, und im Gegenzug ein verstärkter Gebrauch des Kommas. Doch es ist der freie Vers, der diese Entwicklung besonders prägt: wo zuvor der Text unter Zwang der Ästhetik dienen musste, befreit er sich jetzt, und der Ton ist umso wahrer. Es geht nicht mehr darum, Bilder in ein enges Raster zu pressen, sondern sie frei hervortreten zu lassen, so wie sie aufsteigen. In dieser Hinsicht war meine Lektüre von Hölderlin, Rilke, Trakl, aber auch des Rimbaud von *Une saison en enfer*, ohne Mallarmé zu vergessen, entscheidend.

Zum Abschluss dieses Gesprächs möchte ich noch einmal auf meine Anfangsfrage zurückkommen, auf die Sie eine Antwort gegeben haben, die ich „biographisch“ nennen würde – doch grundsätzlicher: Wer ist Denis Clarinval?

Gewiss kein Lärmacher! Ich ergreife Polemik – wie ich es mit Deleuze oder mit gewissen Kritikern Heideggers getan habe – nur dann, wenn die Verärgerung für mich unerträglich wird. Ich bin, wie viele meiner Zeitgenossen, auf der Suche nach Wahrheit, nach einem Fragment von Wahrheit, und das ist wohl der Grund, warum das Falsche, wenn es erwiesen ist, mich außer

mir setzt: es geht nicht darum, jene zu beschimpfen, die, auf der Suche nach dem Wahren, gelegentlich einem Anteil des Nicht-Wahren erliegen, sondern vielmehr die Fälscher, die das Falsche pflegen wie andere ihre Chimären. Hölderlins *Das Werden des Geistes* fasst meine eigene Suche ziemlich gut zusammen; schon lange ist die Welt nächtlich geworden, in einer Nacht, die immer dichter wird, ohne dass man hoffen könnte, es käme das Geschenk einer Morgenröte. Diesem existentiellen Nihilismus begegnet man nicht, indem man Exorzismen betreibt, ihm ein fertiges Wort entgegensetzt, das heilsam wäre; man muss vielmehr diese Nacht umarmen, in sie eindringen bis zu dem Wesentlichen, das sie bestimmt. Das Licht kann nur aus der Dunkelheit hervorbrechen: gerade weil man zu lange das Gegenteil geglaubt hat, ist der Mensch in seinem eigenen Fehlen versunken.

Sind Sie, ein wenig nach Art Trakls, ein Mann des Schattens, ein Sohn der Finsternis?

Ich bin zwangsläufig ein Unbekannter ... Ich irre nachts in einer Welt aus Steinen, im Schein meines einzigen Sterns, einer Laterne, die nur meine Schritte erhellt, mitten in den Abwesenheiten. Die Nacht ist der Friedhof der Welt: die Menschen sind eingeschlafen, und es bleibt nur die Stille. In dieser nächtlichen Wüste begegne ich nur Schatten: Schatten, das ist alles, was bleibt, wenn die Sonne alles in ihrem Untergang fortgerissen hat. Ich bin der Nachtwächter der „Nachtwachen“ von Bonaventura, und von den Menschen kenne ich nur die Träume, flüchtige Geschmäcker in der Nacht der Welt, die vom neuen Tag, dessen Morgenröte schon angekündigt ist, dem Vergessen geweiht sind.

Die Nacht der Welt! Die Schwester ist allein in jener Lichtung, wohin ihre Schritte sie geführt haben, während der Bruder auf dem „Abendhügel“ singt (Trakl, Frühling der Seele); hat das Murmeln des fließenden Flusses vielleicht seinen Gesang erstickt? „Die Seele ist des Fremden auf Erden“: an welchem heiligen Ort kann es sein, dass sie endlich in ihrer Darbringung an das Unsagbare vibriert?

Novalis, Hölderlin, Schelling, Nietzsche, Rilke, Trakl, Heidegger und wie viele andere haben ein Gewebe gewoben, dessen jeder Faden der einer Leier ist, die nach ihrem eigenen Ton erklingt, und dessen Ganzes wie eine Symphonie widerhallt, hörbare Antwort auf den Ruf des Höchsten, während „die heiligen Namen fehlen“ (Hölderlin, *Heimkunft*).

Dichter, Denker, Dramatiker oder Tragödiendichter, ich bin ein Wanderer, verfolgt von seinem Schatten, ein Erforscher unbekannter Orte, die sich unter der Decke der Worte verbergen, auf

der Suche nach dem großen Mittag, einer Helle in der Nacht, die die Welt mit ihrem heiligen Schleier überzogen hat (Hölderlin, *Dichterberuf*).

Gesprochen von M. H.

DIE NACHT DER WELT

Die Welt hat ihre Zeit erfüllt! Sie ist eben erloschen:
Von Finsternissen verschlungen, ihr Spiel ist beendet.
Gestern waren sie zu viert, ein Reigen im Schwunge,
Ein Spiegelspiel, von jedem das Bild getragen.

Zwischen Himmel und Erde, in fruchtbarer Freundschaft,
Hat der Mensch die Bande gelöst, und Gott ist gegangen.
Es ist das Ende eines Tanzes, vom Geist verzaubert,
Den im Labyrinth der Ring kreisen ließ.

Doch der Ring ist zerbrochen, vom vergeblichen Abirren,
Hinabgestürzt in den Abgrund, vom Absurden bewohnt;
Wenn auch die Zeiger der Zeit weiter voranschreiten,
Gestorben ist der der Menschen, an die Abgründe gekettet.

Die Brücke zum Selbst ist vom Menschen zerschlagen,
Und in den Abgrund fiel der Letzte hinab;
„Er wird lange bleiben“, hatte prophezeit
Der große Zarathustra, der Letzte der Menschen.

Und siehe, er ist gefallen, zufrieden mit dem Wenigen,
Das ihm sein Tiersein missgönnte;
Hätte er sich dazu noch das Denken gegönnt,
Von Begierden gehetzt, hat er sich abgewandt.

Der Geschichte unserer Taten fehlt das Denken,
Nicht das, mit seiner Vernunft alles zu beherrschen;
Vom Wissen zum Können hat ihn sein Weg geführt,
Ohne im Scheinbaren das Verborgene zu sehen.

Zügellose Vandalen haben die Statuen zerkratzt,
In der Hoffnung, unter dem Schleier die Nacktheit zu finden;
Doch unter dem Schein ist nur ein behauener Stein:
Des Künstlers Genie hat sich im Schleier verborgen!

Es gibt keinen Schatz unter den abgezogenen Häuten:
Aus Stein oder aus Eingeweiden – eine geformte Materie,
Eine intime Hässlichkeit vom Gewand verhüllt!
Was begehren die Menschen, dieses Kleid zu zerreißen?

Es gibt nichts anderes zu sehen als das, was gezeigt ist,
Doch auf das, was erscheint, ist der Blick verfälscht,
Da er nur das zu suchen weiß, was er finden will,
So dass dem Wesentlichen unsere Lider verschlossen sind!

Es gibt keine Wahrheit außer dem, was verborgen ist
Vor dem Auge, das sich mit seinem Nutzen begnügt;
Im Sorgen um die Dinge wird uns so wenig gegeben,
Dass nur ein zu kurzer Blick meint, es genüge.

Doch wer sein Auge auf das Gefaltete richtet
Und sich die Zeit nimmt, die Risse zu entfalten,
Der entdeckt ein Rätsel und beginnt zu denken,
Dass sich in diesen Falten unbekannte Wahrheiten finden.

Die Nacht, die die Welt bedeckt, ist nicht vom Himmel gefallen:
Denn alles, was erlischt, erlischt durch unsere geschlossenen Augen;
Es ist durch das, was wir suchen, dass wir blind geworden sind:
Wer kennt das Gewicht der Dinge, die er nie gewogen hat?

Man möchte alles wissen, dass nichts verborgen bleibe,
Zergliedern, was ist, um nichts zu vergessen;
Doch vom Einfachsten ist durch das Auge verdeckt:
Was den Blick bewegt, ist die Notwendigkeit.

Nichts als das Notwendige, von der Vernunft diktiert,
Was dem Willen genügt, sich mit wenigem zufrieden zu geben;
Wenn wir so viel Lärm machen, vom Schweigen verfolgt,
Dann, um nichts zu hören von dem leisen Gemurmel.

Wenn wir das Getöse zu unserer Bequemlichkeit machen,
So weil ein Leben in Stille zu schwer zu tragen ist;
Das Lebendige ist ein Schrei, um den Tod abzuwehren –
Doch leben wir noch, da wir so sehr geschrien haben?

Die Nacht über unserer Welt ist nur ein geschlossenes Auge,
Von dem, was uns befragt, die Aufmerksamkeit abgewandt;
Von unseren zerbrechlichen Antworten beschlägt sich das Befragte,
Das man abseits niederlegt von unseren vorgezeichneten Wegen.

Wenn die Frage zurückkehrt – anderen sei's, daran zu denken,
Mit anderen Worten niemand, denn alle haben gestanden,
Dass es ringsum nur gilt, benutzt zu werden:
Was zählen die Erscheinungen, wenn wir doch alles zermahlen!

Doch in die Falten der Welt hat sich ein Dämon verborgen,
Der einst Sokrates ins Ohr gezischt:
Alles ist vernünftig, vom Geist geformt,
Nur vor dem, der alles lenkt, müssen wir uns sorgen.

Seine Mechanik erfassen und seine Regeln aussprechen,
Denn er ist nichts als das Gesetz, durch das alles funktioniert,
Das Gesetz jener Natur, die man so gern beherrscht,
Und auch das der Menschen, die man kontrollieren möchte.

Doch jedes Gesetz hat seine Risse, das Andere bestätigt,
Das eine Ausnahme mit einer Handbewegung benennt;
Solange man sie meistert, darf man ruhig schlafen:
Allem Fremden sind Ketten bestimmt.

So gelingt es unseren Ängsten, das zu beherrschen,
Was man gottlos glaubte, Zuflucht der Freiheit;
Durch alles, was gefürchtet wird, werden die Menschen geknechtet,
Beraubt ihrer Wahl, andere Wege zu zeichnen.

Über das, was die Welt sagt, unsere Möglichkeiten,
Hat sich ein Schleier gelegt, ins Schweigen verdammt;
Doch aus der dichten Nacht, in der er gefangen ist,
Kommt zu uns das Murmeln eines möglichen Denkens.

„Es ist an euch“, sagt es, „diese Schatten zu vertreiben,
Das Licht in seine Adern eindringen zu lassen,
Es zu sehen und zu sagen nach seiner Wahrheit:
Es genügt ein gutes Auge, seine Oberfläche zu streicheln.“

Denn nichts ist tiefer als das, was gezeigt wird:
Die Welt hat in ihrer Haut unser Schicksal eingraviert!
Warum noch begehren, was man darin nicht finden kann?
Die Welt ist in ihrer Rinde: alles ist darin gefaltet!

Darum müssen wir in ihre Risse blicken,
Ohne das zu glätten, was sich zu entfalten scheint;
Die Welt ist die Statue, die kein Schleier verhüllt hat:
Ihre Falten enthüllen uns die tiefe Nacktheit.

Vandalen, ihr zerstört das, was ihr sucht:
An der Haut selbst gibt sich das Wesen der Schönheit!
Doch tief ist diese Haut, und so vieles hat sich darin verborgen:
Wir müssen das Dunkel dem Licht darbieten.

Die Nacht, die die Welt hält, wird eines Tages vergehen!
Mit der Rückkehr der Himmlischen, erleuchtet von Weisheit,
Wird man von dieser Welt die Finsternisse abwehren
Und zwischen Himmel und Erde den Raum neu zeichnen.

Dann werden sie wiederkommen, die verwaisten Göttlichen,
Um den Menschen den Schlüssel zu ihrem Schicksal zu bringen;
Und aus den Spiegeln, aus denen der Ring gebildet war,
Wird jeder die drei anderen widerspiegeln.

Wer wollte mit Illusionen all meine Hoffnungen trügen,
Wenn nicht der Zauberer, durch den alles zerbrach?
Man misstraut viel zu wenig diesen falschen Wahrheiten,
Die Licht zu sein vorgeben und Finsternis sind.

Diese Nacht, die über die Welt ihre Täuschung gelegt hat –
Es genügt ein Strahl und sein wenig Licht,
Um ihr Genick zu brechen, sie anderswo zu zerstreuen:
Nur unsere Blicke können es uns anvertrauen!

NACHTGESANG

Ich gehe allein,
Mit einem schlecht gesetzten Schritt,
In die finsternen Tiefen der Nacht;

Auf den Birken, Gespenster des nächtlichen Waldes,
Spiegelt sich die Blässe eines Leichenmondes;

Ein Stern ist ertrunken
Im dunklen Wasser eines Morastteichs;

Der Nachtvogel hat auf einem Baum
Seinen klagenden Gesang erhoben.

Schweigender Zeuge meines Umherirrens,
Hat sich in einem Busch das Tier zurückgezogen,
Antlitz der engelsgleichen Schwester,
Biss des Lichts im grünen Garten,
Unschuld, im Abgrund gestrandet
Des Spiegels des Wahnsinns.

Der Pfad ist zu Stein erstarrt,
Vom Himmel fällt das Dunkel
Auf ein Land aus Staub;

Am Rain gibt ein alter Baum
Seine Tränen der Erde zurück,
Tau des kommenden Tages,
Der mit Licht erdrückt
Die verfluchte Erde,
Von der die Väter entflohen sind.

Verstört die Nacht
Verbirgt sich in den Rissen;
Die Glocke hallt auf
Dem Gipfel des Dorfes.
Die Steine erzittern und lösen sich,
Zusammen bricht geduldig
Das alte Haus der Väter.

Schrei in der endenden Nacht,
Das Kind erwacht aus dem Traum,
Sein Herz der Raserei öffnend.
Es lösen sich die Liebenden,
Den Tag verfluchend,
Der die Gewissen erbleicht.

Verschwunden ist der Stern,
Der über die Welt gewacht;
Das Kind öffnet die Augen
Auf die Morgendämmerung, die eindringt,
Und schließt sie dann wieder,
Noch den Traum wollend,
Zuflucht in der dunklen Ecke,
Die der Tag nicht erreicht.

Von der Tür löst sich
Das Antlitz der Mutter
Mit dem wächsernen Teint der Toten,

Blick aus gefrorenem Stein,
Der mit seinem Glanz zerschmettert
Die Reste der dunklen Nacht.

Verstummt ist die Glocke in Tränen,
Vom Licht entflammt,
Eilen die Schritte der Schatten,
Die zwischen seinen Steinen vergräbt
Die leblose Mauer,

Die an den grauen Häusern entlangläuft.
Der Gesang des nächtlichen Bruders
Ist nicht zu hören in der Ebene,
Die sich beugt unter der Sonne
Eines verfaulenden Sommers.

Wiederkehren die Tränen des Herbstes
Unter einem Wolkenhimmel,
Der Tag verliert an seiner Zeit,
Wovon das Nächtliche wächst;
Die Bäume entkleiden sich
Der Blätter, die die Erde nimmt,
Und der Menschen Maske
Zerreißt im Abendwind;
Aus den Blicken der Kröten
Kehren die Sterne zu uns zurück.

Von den Höhen des Weges,
Geschützt von der Nacht,
Halbt der Gesang des Bruders,
Und siehe, die Schwester,
Von der Lichtung verschlungen,
Kehrt auf ihre Schritte zurück
Und streift mit einem Blick,

Von Helle überflutet,
Den Felsen des Todes –
Und der Schlange entflieht.

Aus den Dornen eines Busches
Hat sich das Tier gerissen,
Das sogleich in seinem Hass
Die Schritte des Engels herausfordert;
Es murmelt der Nachtgesang,
Getragen am Rande
Der Bäume des Pfades.

Auf dem Antlitz des Engels
Strahlt das Helldunkel,
Blässe der blauen Nacht.

Es wollte zerreißen,
Mit seinem Feuer entflammen,
Das Tier, aus Dornen entsprungen,
Als aus dem Kristallauge
Der Kröten des Teiches
Ein Sternensplitter sich löst,
Und aus der grundlosen Nacht
Ein plötzlicher Blitz hervorbricht,
Der das Auge des Tieres blendet,
Dessen Blick erlischt,
Und mit seinem Glanz balsamiert
Das Haar der Schwester.

DUNKLES LICHT

Ist es jene heilige Zeit, das Rätsel, dessen Schlüssel ich halte,
Oder ist es etwas anderes, das sich im Rückzug bewahrt?
Man möchte, dass Wahnsinn sei der Mördertraum,
Wenn das Kind nichts als Tränen ist in seiner gefrorenen Wohnung.

Im Blau der Nacht erreichen die hungrigen Geschicke

Bis zur Tür eines vergessenen Lichts;

Ist der Traum eine Lüge, die sie verschlingen müssen,

Ein Kristallschweigen, vom Zorn zerbrochen?

Doch Wahnsinn ist nur der Name eines Übermaßes an Denken,

Wenn vom Stirn die Schweißperle kein Stein zu trocknen vermag;

Wenn Gott in der Ferne von unseren Gebrechen widerhallt –

Kommt uns da nicht ein Dämon, der uns allein trösten kann?

Wenn Traum ist des Kindes sinkender Stern

Auf dem steinernen Pfad, den es beschreiten muss,

Die Dornen durchquerend, die sein Lager säumen –

Fremd ist seine Seele der verwüsteten Erde.

Siehe, da steigt er hinab, unsicher, die Treppe,

Hinunter in den Halbschatten, von Ratten besetzt;

Und in den Friedhof, wohin seine Schritte ihn führten,

Möchte er vom Tod ein wenig Frieden ergreifen.

Doch die Toten sind schweigsam, von den Nahen vergessen!

Darum ist es Wahnsinn, ihre Gräber aufzubrechen,

Die Särge zu zertrümmern, ihre Leichentücher zu zerreißen

Und ihre Knochen in der Nacht auf der Erde zu zerstreuen.

Von diesem Fluch will er sich abwenden,

Doch sein Schatten ist schon in die Ferne gegangen;

Umherirrend im Moder ist er nun allein,

Tritt mit seelenlosem Schritt auf all die verstreuten Toten.

Aus der dunklen Kapelle kehrt ein Glanz zu ihm zurück,

Den ein Mond mit seiner Blässe nicht verbergen kann;

Erschlagen von der Nacht will er sich ihr nähern:

Von Hölle oder blauem Himmel – wer scheint ihn zu locken?

Wenn von diesem verfluchten Ort die Blumen verwelkt sind,
Kehren die Blüten dieser tödlichen Düfte zurück;
Wenn durch das Abendblau alles sich schließt,
Flüstern nur die Steine von dem Blut, das sie geronnen.

Näher ist die Kapelle, ihr seltsames Licht:
Eine Hand aus wenigen Knochen will ihn davor bewahren,
Ihn im Schatten erhalten, seine Lider schließen:
Was ist dieses Licht, das die Finsternis bricht?

Er naht sich ihr weiter, sein Finger will sie berühren,
Da springt aus Weißdorn die Hand eines Fremden;
Auf das Kind schlägt sie nieder, das eben zusammenbricht:
Welche Stimme des Elenden machte ihn zu ihrem Boten?

Endlich erhebt er sich, möchte sich umwenden,
Doch das Licht drängt darauf, dass er davon trinke;
Doch der andere, wortlos, klammert sich an seinen Stolz
Und hemmt seinen Schritt, da er sich entfernen will.

Das Kind

Wer bist du also, Wahnsinn, dass du mich so hinderst,
Von diesen Toten gestützt, an diesem Ort voranzugehen?
Bist du nicht ein Dämon, ein Pförtner der Hölle?
Oder das Spiegelbild der Welt und ihrer Eitelkeit?

Dein Wahnsinn ist des Traumes heimtückischer Mörder,
Dein Blick verrät dich, enthüllt deine Grausamkeit;
Du siehst im Licht deinen Wahnsinn gespiegelt –
Ist im Antlitz eines Kindes zu viel Helligkeit?

Fürchtest du nicht die Dornen, dich in diesem Baum zu bergen?
Ich kenne sie doch, die meine Schritte bluten lassen:
Auf diesen Knochen von einst sind meine Träume zerbrochen,
Und mein Auge ist aus Stein, von diesem Ort versteinert.

Ich erinnere mich an den Vater und alle Trauernden,
An das Schweigen, das der Tod uns zu Gefangenen machte,
An ein Kind, geopfert im Garten des Sommers,
Und an die Fenster auch mit klagenden Menschen.

Nur ein wenig Licht, um meinen Weg zu erhellen
In der Nacht dieser Welt, von Hoffnungen verlassen;
Zur dunklen Kapelle und ihrem schwachen Glanz
Ist mein Drang durch deine Hand ins Abgrund gestürzt.

Der Fremde

Glaubst du also, du seist tot, dass dein Leben zerbrochen sei?
Dass, des Lichts beraubt, du nicht vorankommen kannst?
Dass an die traurige Kapelle dein Schicksal genagelt wurde?
Woran erinnerst du dich, das dich nicht verletzt hat?

Von seinem Leben kann man keine Minute tilgen!
Du behauptest, meine Hand habe dich in den Abgrund gestoßen,
Unwissend, dass ich dich vielleicht davon befreite:
Was weißt du von dieser Welt – was in ihr verborgen ist?

Wenn nächtlich die Tage sind, ist im Dunkel Helle,
Die sich niemals zeigt; im Blau zurückgezogen,
Das vom Licht geblendet wird, wird dir ein Schimmer gegeben,
Wenn unsere Augen sich schließen im sternbesäten Abend.

Auf deine Kindertränen in deinem gefrorenen Zimmer
Hat sich ein Stern gelegt und deine Träume gesäumt
Mit schüchternen Hoffnungen einer roten Frucht, zersprungen:
Wurde das Haus deiner Väter davon verzaubert?

Dein Gesicht ist verdunkelt, weil du zu zweifeln beginnst:
Wäre der Wahnsinn deiner Träume der Fremde,
Der Fluss, der fließt, wenn von oben Gesang ertönt,
Abendrot des Nichts – der Kuss jenes Bruders?

Das Kind

Deine Rede ist mir fremd: wie soll ich nicht zweifeln,
Da noch eben, die Treppe hinabsteigend,
Die Stufen unter meinen Füßen zu weichen schienen,
So viele Gewissheiten plötzlich erschüttert wurden?

Ein Rätsel ist dein Wort, dessen Schlüssel ich begehre!
Welches Geheimnis also scheinst du zu empfinden,
Wenn du auf meine Seele diesen kundigen Blick wirfst?
Bist du der Spiegel des Grundes meines Denkens?

Was birgt diese Kapelle, die du mich hindern willst?
Und welches ist dieses Leuchten, vom Blau gefangen?
Dieses verbotene Licht, das mich anzieht –
Ist es nur ein Trugbild, ein Spiegel der Welt?

Vom Abgrund, so behauptest du, wolltest du mich bewahren:
Wäre dieses Licht das Verbergen eines Abgrunds ohne Grund?
Wollte ein solcher Glanz meine Seele verirren,
Sie an diese Welt fesseln, die ihr fremd ist?

Er sagte: „Ich ist ein anderer“ – der Hölle jahreszeitlich,
Eine Alchemie des Wortes, auf das Leben gelegt,
Der Firnis Apollons über unsere verborgenen Hässlichkeiten –
Doch was ist unter dem Schleier, das man nicht erhellen kann?

Oder ist es nur Oberfläche, vergeblich zu kratzen,
So dass das Licht uns nichts zu enthüllen vermag?
Was ist in dieser Niedrigwelt, das mir verborgen blieb,
Denn sie ist weit nichtig mehr, als dass sie unsinnig wäre?

Doch in die Falten des Schleiers – was hat sich dort verborgen,
Das ich nicht wahrnahm, vom Licht geblendet?
Nichts, das man nicht sehen könnte im All, das sich zeigt:
Detail oder Paradox im gut geordneten Ganzen.

So täuscht uns der Blick, wenn nicht alles umfasst wird –
Doch was vermag das Licht, wenn das Auge nicht geschärft ist?
Der Blick ist des Geistes in die Materie gefaltet:
Die Dinge erscheinen nur, wenn durch die Seele geschaut.

Der Fremde

Bist du so weit, dem Wahnsinn zu verfallen,
Den Traum aufzugeben, die Welt zu transzendieren?
Ist es das, was du siehst – ein Elend zu vergessen,
Ein Diesseits des Seins, ein verfehltes Werden?

Träumen ist nicht so schlimm, wenn man erwachen kann
Und den Spiegel dieser Welt zerbrechen, unsinnig;
Man muss das Tier töten, die Macht, dich zu verirren,
Im schamlosen Unmittelbaren einer verzehrten Gegenwart.

Es ist der *Frühling der Seele*, den ich dir verkünde,
Damit du aufs Neue geboren wirst und stirbst an jenem Träumen,
Ein Anderswo zu bewohnen, das die Wolken verschlingt,
Zu baden im Licht eines verzauberten blauen Himmels.

Es gibt von dieser Welt kein gegenüberliegendes Gegenteil,
Keinen Teich des Glanzes mit silbernen Fischen;
Ich tauche in diese Wasser mit reflektierten Sternen,
Und sehe darin keinen Frosch als nur diese Menschheit.

Wer da behauptet, im Schlamm seien Sterne vergessen,
Und schwört, es gebe Licht nur in einem Sommerhimmel –
Der ist das Tier, das in unseren Seelen wohnt,
Das vom Glanz des Goldes seine Gedanken erleuchtet.

Welches ist dieses Ungeheuer, das uns bewohnt,
Das von einem Juwel sich erleuchten möchte?
Im Glanz des Tages ist es, dass das Blau erstrahlt,
Eitelkeit des Blitzes, der aus den Wolken zehrt.

Man sagt von der Aufhellung, sie eile, wenn das Gewitter vorüber,
Doch was folgt, ist nur Schatten, Bild unserer Schritte;
Wenn des Geistes Abend fällt, lässt er das Blau bluten,
Von einer unendlichen Helle, die in heiligem Regen filtert.

In einer Lichtung hört die Schwester den Bruder singen,
Hymne der Dämmerung, vermischt mit Vogelgesang;
Und die Schwester wendet sich um, zerbricht all die Felsen,
Der Menschen Blicke aus Stein und ihr versteinertes Leben.

Wagner ist eingeschlafen, der Schlamm ist sein Morpheus!
Da flüstert zurückgezogen des Dichters Stimme
Den geistigen Gesang eines wiedergefundenen Lichts:
Die Nacht befreit den Tag von einer eitlen Finsternis.

Die Schwester war nur Tränen, die in der Helle glänzen,
Denn vom Widerklang eines Gesangs hat der Bruder sie getröstet;
Verstummt ist die Schwalbe, Bote der Gewitter,
Und in diesem nächtlichen Blau ist alles besänftigt.

Es ist vergeblich, mein Kind, von einem Jenseits zu träumen:
In der brennenden Kapelle sind Freunde versammelt,
Doch auf dem Altar, wo dieses schwache Licht brennt,
Liegt nichts als ein weißes Tuch, auf den Stein gebreitet.

Das Kind

Dunkel ist dein Wort, das mein Denken fürchtet!
Ich denke zurück an das Schloss und, in seinem Hof erstarrt,
An die Götter meiner Vergangenheit, aller Blicke beraubt:
Es bleibt nur die Quelle, deren Leben Helle ist.

Dort habe ich meine Lippen getaucht, von ihrer Frische gekostet,
Bevor ich in eine Grotte gestürzt wurde;
Welchen Dämonen wollte mich die Angst entreißen?
Ich las in der Quelle ein entsetztes Gesicht!

Es war ich, vor dem ich floh, jener Wahnsinn gespiegelt
In der Unschuld des Wassers, das mich gefangen nahm;
Und als die Mutter aus Eis mir entgegentrat,
Entfernte ich mich, auf Vipern tretend.

Auf meinem Weg konnte ich ein Pferd nicht anhalten,
Und ein Engel kam zu mir, vor dem ich mich fürchtete;
Seinem nächtlichen Glanz habe ich mich genähert –
Sogleich verschwand er im dornigen Felsen.

In der stillen Nacht ging mein bezauberter Schritt,
Er irrte unter Bäumen, Gespenster dieser Vergangenheit,
Die hinter mir herzog einen Rest von Frömmigkeit,
So schwarz war das Gewand jenes verfluchten Priesters.

Der Fremde

Du hast deine Träume am Fuß der Treppe gelassen,
Doch was du zurückbringst, ist aus Erscheinungen gewoben;
Das Schloss im Stein scheint dir verlassen,
Doch von seinem Fenster aus hat der Bruder dich betrachtet.

Der Kummer, der dich erstickt, ist deine Doppelgesichtigkeit:
Es ist dich selbst, vor dem du fliehst, ein Spiegel deiner Quelle.
Wenn die Mutter aus Eis ist, musst du sie entzünden
Und das Antlitz des Engels auf deinem Weg ergreifen.

Der Dämon, vor dem du fliehst in dieser Dunkelheit,
Er wartete schon dort, bevor er dir begegnete;
Du möchtest von Stein sein, ein Wanderer aus Stahl,
Doch der Engel, der entfloh, wohnt nun in dir.

Ich sagte dir, die Schwester habe sich dir zugewandt,
Dass sie den Fels zerbrach, der dich gefangen hält;
Die Bäume sind die Gespenster deiner mageren Vergangenheit,
Die hinter dir herschleicht, um deinen Schwung zu hemmen.

Doch der Stein ist zerbrochen, und vom Blau kann bluten
Jenes unendliche Licht, das dir der Traum verweigerte;
Deine Ohren sind zu groß, als dass nicht hineinkäme
Der geistige Gesang dieses erleuchteten Bruders.

Hier sind nur Tote, von denen du Frieden verlangst,
Doch jeder dieser Knochen ist vom Dunkel gezeichnet;
Dein Schatten ist entflohen – kannst du ihn einholen?
Es ist nur wahre Helle in geworfenem Schatten.

Jede andere ist ein Blitz, von dem man geblendet wird:
Du musst die Ketten aller Blindheiten zerbrechen
Und ohne Tränen zerreißen den Schleier einer heiligen Nacht:
In diesem Rückzug der Welt hat Gott dich bewahrt!

Entfalte die Erscheinungen dessen, was man begründet nennt,
Und biete dem Licht deine untröstliche Seele dar;
Dein Blick des Wahnsinns muss bewaffnet sein,
Damit sich deine Hände öffnen für das, was dir gegeben ist.

Wenn das Tier getötet werden muss, so nur durch Helle,
Dieses Leuchten, das du suchst in der verleugneten Kindheit;
Ich lade dich ein, neu geboren zu werden, du schlecht Geborener,
Neu geboren in die Unschuld, vom Weltlichen ausgelöscht.

Du suchst hinter dem Leben, was sich darin verbergen könnte;
Doch es ist nichts dergleichen, da uns alles anvertraut ist!
Es genügt ein Blick, um alles zu verwandeln
Und das Licht aus dem Grauen entfliehen zu lassen.

Das Kind

Du sagst, eine Schwester, die meine, habe die Felsen zerbrochen,
Als ob mit einem einzigen Blick jedes Band sich lösen ließe;
Du sagst mir, blind zu sein, alles falsch zu betrachten –
Doch der Hass in dieser Welt kann mich nicht täuschen.

Ich bin auf Knochen getreten, die ich nicht zerbrechen konnte,
Als ob der Tod sich niemals entziehen könnte;
Ich suche nicht anderswo, als was mir gegeben ist,
Sondern ein wenig Licht, das mich voranschreiten lässt.

Ich war im Wald, als die Glocken erklangen,
Und sah in der Lichtung die Schwester sich umwenden;
Im dunklen Wasser des Bachs, kein silberner Fisch,
Doch am Ufer in Tränen, entwaffnete Hirten.

Von weitem sah ich den Toten von den Nahen begleitet
Und einige Myrtenblüten auf seinem geschlossenen Antlitz;
Die Glocken haben langsam diesen Mann begrüßt:
Als das Totengeläut erklang, entfernte sich ein Dahingegangener.

Du willst mich verwirren, mich durch Licht blenden;
Doch nichts ist fremder als die Stimme eines Fremden!
Du möchtest, dass ich das Antlitz eines Engels ergreife –
Doch was sollte ich damit, wenn er mich nicht erhellen kann?

Ich berührte das Licht, als du mich zu Fall brachtest;
Seitdem ist mir alles dunkel: wo kann ich mich wiederfinden?
Ich sah in der Quelle das Spiegelbild eines Mörders:
Sollte ich töten müssen, um gerettet zu sein?

Wer schwört mir, dass nicht aus Schwarz dein Herz gewoben ist?
Ich bewahre jenes Leuchten, von dem du mich abwandtest,
Denn was von den Toten kommt, ist Leben nicht mehr böse:
Uns genügt eine Träne, um zu behaupten, zu sein.

Doch du – auf welches Elend hast du eine Träne vergossen?
Ich höre nur Worte, emailliert aus Kristall,
Doch nichts kann ich daraus fassen, das mein Denken erhellt:
Bist du Gaukler, Jongleur abgenutzter Worte?

Ich ziehe das Schweigen meiner trostlosen Seele vor:

Es ist kein größerer Trost als ein gequälter Geist,
Ein unanständiger Wahnsinn, der die Helle herausfordert,
Der das menschliche Elend mit einem Leichentuch verhüllt.

Verschone meinen Weg, dessen Fremder du bist:

Dem, der sich lebendig glaubt, schenke deine Helle!
Du bist nicht von der Nacht und ihrer Dunkelheit,
Die dem, der es weiß, gibt, was dir fehlt.

Der Fremde

Ein Nachtfalter, gierig nach Helle!

Man muss das Kind töten, weil es schlecht geboren ist,
Die Zeit der Welt zerbrechen, die Uhren anhalten:
In seinem Gesang an die Nacht hat der Tod soeben geschlagen!

Über den Wahnsinn des Bruders hat die Schwester sich umgewandt:
Glaubst du, dass sie sich in ihrer Lichtung nicht verdammt hat?
Die Narren haben aus der Welt eine entrissene Rinde gemacht,
Ein Leichentuch zerfetzt aus dem, was nur Unrat ist.

Darum sind die Toten geschändet worden:

Aus dem Menschlichen zu exhumieren, was nur Dung ist!

Du träumst von einem Licht, das deine Nacht auslöschen soll
Und die Gespenster deiner Finsternis vertreiben.

Du musst das Tier töten, das sich in dir eingeschlichen hat:

Es gibt nichts von dieser Welt, das dir am Tage gegeben wäre,
Es ist nur ein Schein auf den Schatten geworfen,
In unseren Augen ist alles falsch, der Spiegel eines Betrogenen.

Du läufst deinem Schatten nach: glaubst du, ihn einzuholen?

Spürst du ihn nicht so nah, wie er an deinen Schuhen klebt?

Dein Blick ist fern, auf den Horizont geworfen,
Suchst in den Sternen eine vergebliche Nähe.

Du träumst in diesem Augenblick, eine Geschichte zu erzählen,
Doch es ist nicht deine, denn alles ist darin verfälscht;
Erinnere dich der Wurzeln der seltsamen Kirsche,
Deiner Seele in der Klebrigkeit dieser unsinnigen Welt.

In diesem fliehenden Garten – hattest du da nicht den Ekel?
Im Blick des Anderen ist dein Leben ausgelöscht:
Es gibt keine schlimmere Hölle, als ausgeweidet zu sein,
Enterbt der Absicht, sich ein „Da“ anzueignen.

Und siehe, da bist du das Objekt einer Bewusstheit gefangen,
Eine Sache unter den anderen, ein Pflasterstein des Gehwegs;
Du möchtest dich daraus reißen, deiner Seele ihn entreißen,
Doch bist du nur ein Detail eines erdrückenden Blicks.

Du beneidest jenes Auge, dein Innerstes zu bewahren:
„Es könnte doch nicht in den Grund der Seele eindringen!“
Du klammerst dich an diesen Traum, ihm so zu entkommen,
Doch fern sind die Fasern der Nähe.

Gefangen wendest du dich deiner mageren Vergangenheit zu
Und weinst schweigend, immer gewesen zu sein;
Im Blick des Anderen ist dein Leben erstarrt,
Du bist nichts mehr als die Wurzeln eines törichten Kirschbaums.

Das Kind

Es genügt ein Blick, sein Auge abzuwenden,
Die Lider zu schließen, es sich anzueignen:
Von mir, dem Betrachteten, ist er nicht Gefangener,
Der mein Elend nährt aus dem, was er gestohlen hat?

Und plötzlich lebe ich neu, indem ich ihn besitze:
Es ist nichts außer dieser Bank, die ihn verschlungen hat,
Eine Sache unter den meinen, nichtige Eigentümlichkeit,
Verloren in den Wurzeln dieses alten Kirschbaums.

Ich überlasse den Garten seinem verwundeten Blick:

Er ist nun allein, um alles neu zu zeichnen!

Doch siehe, meine Schritte haben die eines anderen gekreuzt,

Der sich jener Bank bemächtigt, die ich verlassen hatte.

Versteinert auf der seinen ist der Feind nicht gerührt:

Wird er sich des anderen mit mörderischem Blick erfreuen?

Es gibt keinen Zufall, wenn die Würfel gezinkt sind,

Und in diesem Spiel der Narren gibt es keine aufzuhebenden Summen!

So kreuzen sich viele Blicke und zerrissene Seelen,

Doch fruchtbar ist die Nacht an wesentlichen Wahrheiten;

Die nutzlosen Blicke werden vom Geist erhellt:

Es ist ein dunkles Licht, das die Vorurteile zum Schweigen bringt...

OBSCUR

So nah ist das Ferne für den fehlgegangenen Menschen,

Der in den Sternen sucht, wovon er sich nähern könnte;

Doch dort ist dieses Rätsel, so nah, zum Greifen,

Doch er kann es nicht fassen, durch seine Ängste geblendet.

Vom Hochweg, von der Nacht ergriffen,

Kehrt uns das Murmeln eines Freundes zurück:

Man muss den Fels zerbrechen, um den Geist zu befreien

Und aus dem Dornenbusch die Helle zurückkehren zu lassen.

Auf dem Dorfberg hat eine Glocke geschlagen:

Ins schwarze Wasser eines Teiches ist der Himmel gefallen.

Im Blick der Kröte sind die Sterne gekettet,

Von einem Kristallhauch haben sie aufgehört zu leuchten.

Blass ist der Nachts Stern, in den Steinen gespiegelt,

Er hält nur die Schatten in dieser Finsternis:

Anderswo wird die Welt geschrieben, denn leer ist das Tintenfass,

Das der Dichter vergoss mit seiner zerrissenen Feder.

Denn die Worte zerreißen, auf das Blatt gelegt,
Die nichts sind vom Weg als seine glitschigen Pflastersteine;
Zu den Quellen des Geistes kann das Sagen nicht gehen,
Denn lebendig ist die Quelle und ihr heiliges Wort.

Und die Toten halten sich am Rand der Helle,
Gelöscht von einem Blitz durch das göttliche Donnern.
Wenn Vorspiel ist die Leier der ungenannten Himmlischen,
So ist unter der Freude die Sorge des Dichters das Werk.

Den Himmlischen ist der Tag auf den Gipfeln gewährt:
Nicht zu groß ist die Finsternis, mit der der Mensch sich begnügt,
Der sich vom Schein eines falschen Tages erhellt sieht:
Im, was scheint, ist kein wohlverwahrtes Geheimnis.

Glänzend ist die Oberfläche, die die Dunkelheit bricht:
Wozu dient ein Seil, einen Abgrund zu überqueren?
Wer herrscht am anderen Ende, das uns hier fehlt?
Noch eine Illusion mehr, ein Duft der Frömmigkeit.

Und die Menschen ziehen sich zurück in ihr zerbrochenes Schicksal:
Es gibt kein taubes Ohr, das nicht des Leibes beraubt ist!
Die Fragmente sind des Menschen seine rechte Sättigung,
Eitelkeit, eingewilligt in sein zerstückeltes Da.

Der Traum ist nichts als Wahnsinn, die Tische umzustürzen
Und der Gegenwart ihr Zuwenig zu entziehen;
Morgen ist nicht gewisser als ein gestern verzehrtes
Im Schatten eines Zufalls und unserer hingeworfenen Leben.

Das Dunkel

Viel finstrier ist es noch, als du nicht erzählst,
Da der Mensch nichts ist als Chimäre eines anderen beraubt;
Genietet an die Ermüdung seines tristen Tales
Ist keine Seele, die sich öffnet, um den Geist zu überholen.

In einem schmutzigen Teich ist ein Stern ertrunken,
Und du, Fährmann des Styx, in deinem zerbrochenen Kahn,
Trägst ihn hinab in die Höllen verblichener Erinnerungen;
Gibt es Blume in dieser Welt, die ewig sei?

Mörder ist die Zeit, alles zu tilgen,
Die Erinnerung ist leblos, von jedem versteinert,
Wie ein nächtiges Löschblatt von Schatten und Helle:
Das Dunkel ist der Schlund unserer geringsten Gedanken.

Abgrund des Daseins von Lichtern getränkt,
Von einer zweifelhaften Laterne schlecht gezähmter Vernunft;
Die Klinge unseres Wollens ist am Fels zerbrochen,
Es bleibt nur der Griff und in der Hand das Heft.

Was vermag unsere Hand einer abwesenden Willenskraft,
Wenn der Mensch das Letzte ist, dem vergebens ergeben?
Undurchsichtiger ist die Nacht mit dornigen Spitzen,
Wenn eines Engels Blut in Tränen vergossen ist.

Der Sänger

Ist das Dunkel nicht Freund meines gemurmelten Liedes,
Das die Lichtung ruft, den Schatten umzuwenden;
Ich bin nichts als Weg, der zur Helle aufsteigt,
Der Sänger eines Menschen, von den Himmlischen vergessen.

Ich weiß, wie groß des Menschen Eitelkeit ist,
Wenn Abgrund das Licht ist, von dem er erhellt wird;
Denn leben ist vom Nächtigen erfasstes Flüchtiges,
Vom unsäglichen Abwesenden halluzinierte Gestalten.

Und Traum ist nicht Wahnsinn, das Alte umzustürzen,
Sondern ein Stück Seide seiner Hässlichkeit anzulegen;
So gehen die Gedanken, der Lüge geweiht,
Die mit einem einzigen Wort das Unnennbare fassen.

Namenlos ist die Helle, die man zu ignorieren heuchelt,
Die nur den Tod nachgeahmter Existenzen spricht;
Gibt es Rose im Garten, die niemals verfaulen wird?
Von welcher Helle kommt ihr solche Ewigkeit?

In unseren Friedhöfen sind nur geschabte Knochen,
Die gebleichten Erinnerungen eines Fetzens Vergangenheit;
Ist dort die Nacht der Welt in diesen Orten beigesetzt,
Die von der Kapelle einige Kerzen erleuchten?

Das Dunkel

Ist der Tod nicht Leben, dem Göttlichen geopfert,
Noch eine Illusion, mit der der Mensch sich begnügt?
Ist er nicht tot genug, dass du ihn anhören musst,
Ihn immer verehrst, ihm deinen Schritt gewährst?

Ist da nicht ein Unsinniger, der seine Flamme zerbrach,
Schwor, dass man von Gott unsere Geschichte lösen müsse?
Der Mensch ist nichts als Einsamkeit unter einem Wolkenhimmel,
Ein ungehörtes Bild, das er sich zeichnen muss.

Gebeugt über seinen Abgrund mit bröckelnden Rändern,
Sieht er keinen Halt, an dem er sich festhalten könnte,
Er berauscht sich an Worten und sinkt schließlich:
„Ich werde Gott sein“, sagt er, „der Alte ist gestorben!“

Es gibt nichts Göttliches auf Erden, das der Mensch nicht tragen könnte:
Wo der andere sich verlor, wollte er voranschreiten?
So entstehen die Tyrannen göttlichen Willens
Und darunter die Knechte von Unglück zerdrückt.

Ein König ist nichts vom Narren als seine erhellte Form,
Schlagend mit beiden Händen, von seinen Worten verspottet;
Der Spielmann geht fort, andere Paläste zu bezaubern:
Bei Tagesanbruch stirbt ein König, an einer Gräte erstickt.

Worte des Elenden, er war kaum geliebt,
Der sich für Gott hielt, die Werte zurechtzurücken;
Wo der Mensch nichts mehr ist als Menge, ist ein Schwert gefallen,
Und strömte im Fluss das edel vergossene Blut.

So gehen die Idole, am Göttlichen gemessen,
Die die Weisheit im Rang der Vorurteile einschreiben;
Der Traum wird zum Wahnsinn mit mörderischem Antlitz,
Der auf dem menschlichen Altar das Neugeborene frisst.

Denn gleich dem Alten wird der Nachfolgende sein,
Nachahmend die Gewohnheiten entfremdeter Existenzen;
So werden die Kriege gemacht, das Kurzgefasste wiederholt
Von einem Siegesbegehren, den Kanonen angepasst.

Und der Mensch zerreißt sich, von seinem Sein isoliert;
Auf dem Schlachtfeld liegt er nur zerstückelt;
Einer trägt die Fahne, schwingt sein Schwert,
Und flieht vor dem Todesschatten, der über dem Massengrab schwebt.

Belagert von Leichen, ist die Erde aufgerissen,
Die ihre Eingeweide nährt von einer vergessenen Niederlage;
Morgen wird vom Tag der von anderen Gefallenen sein:
Die Kanone macht sich Fleisch aus verherrlichten Menschen.

Der Sänger

Der Krieg ist kein Spiel, sondern die Dummheit
Der Neidischen, dass die Erde ihr Besitz werde,
Ein Spiegel im Abgrund ihres Nutzens:
Kommst du, den tiefsten Grund des Abgründigen zu messen?

Ist da nicht ein Schlimmeres noch für all diese Verlorenen,
Das die Ader ihres vergossenen Blutes wäre?
Erinnere dich an das Tier, das niemals getötet wurde,
Dieses Böse, das am Nächsten den Geist versklavt.

Das Leben ist ein Sumpf unserer gefangenen Gründe,
Immer beweglicher Sand morgiger Berechnungen;
Wer seine Füße wagt, geht im Tiefen verloren,
Und sterben an der Oberfläche Blasen zerplatzter Hoffnung.

Im Schoß des Sumpfes ist ein Stern ertrunken,
Und des Himmels Fischer hat in sein Netz geworfen
Nichts als eine Bank von Dunkelheit:
Tiefer noch als der Schlamm ist das Licht versunken.

Was ist dieser Grund der Welt, den der Mensch eben betrat,
Niederträchtiger als der Tod, verletzte Unschuld?
Altar unserer Opfer an das gesättigte Tier,
Grab unserer Reue im Vergessen des Heiligen.

Das Dunkel

Was ist der Grund der Welt, aus dem der Mensch zurückkehren kann –
Soll ich es sagen, wenn du mich hören willst?
Ich wette, ein Sänger ist nicht der Ergebene
Einer allzu menschlichen Niederlage, den Göttern preisgegeben.

Seit uns „Gott ist tot!“ eines Tages verkündet ward,
Hat der Mensch nicht aufgehört, aus dem Kelch der Sünde zu trinken;
Es ist nicht Moral, wovon ich hier reden will:
Vergraben in diesen Ruinen ist ein wohlgehütetes Geheimnis!

Man sagt, die Himmlischen seien Boten des Lichts –
Doch welche Helle ist dies in verborgener Strahlung?
Als der Mensch meinte, sie zu sehen, erleuchtet von Weisheit,
Ist er nicht am Rand des Abgrunds gestrauchelt?

Was er zu halten schwor, war nur Bild,
Spiegel einer Erscheinung im geblendeten Blick;
Vom unergründlichen Abgrund hat er nicht gemessen,
Dass ein Schritt mehr ihn vom Festen beraubt hätte.

Welchen Glanz konnte er im Fallen finden,
Der kein anderes Licht kannte als seine Finsternis?
Tiefer noch als das Meer, wo niemals Tag erscheint,
Ist in den Tiefen ein Nächtliches bewohnt...

Von seinem eigenen Licht hat der Mensch sich geblendet,
So dass er am tiefsten Grund gestrandet ist;
Kein Gott in diesem Grund noch irgendeine Klarheit,
Nichts als das dunkle Wrack eines allzu neidisch Gestürzten.

Entspringt diesem ungeheuren Dunkel die geringste Helle,
Die der Mensch, sie ergreifend, zu entkommen vermag?
Berge haben sich am Meeresgrund verwurzelt,
Und der Gefallene erinnert sich der Höhe, die er ersteigen soll.

Bevor der Tag aufgeht, muss er sich mühen,
Die Neigung des Abhangs erleiden,
Sich hinabgleiten lassen, vom nächsten Schritt versucht,
Die Lust, dort zu versinken, mit Anstrengung auslöschen.

Es ist der Geist der Schwere, der dich gleiten lassen will,
Dich dem Nächtigen deines verfehlten Seins übergeben;
Am Ende deines Mutes bietet sich dir die Helle:
Zu dir streckt sich die Hand des göttlichen Boten.

Es gibt kein Licht, in aller Finsternis,
Das nicht ein Weg wäre, von Illusionen gesäumt,
Und gepflastert mit Steinen von scharfen Kanten:
Nur blutige Füße sind mit Morgenröte gefärbt.

Der Sänger

Und siehe, sie taucht auf, diese gestrandete Epave:
Hände haben sich gereckt, um sie festzuhalten.
Und über den Abgrund ist ein Seil geschleudert,
Denn an der Uferkante bricht nur eine fliehende Helle.

Kaum hat der Deserteur ein wenig Trost gefunden,
Muss er vorsichtig das Seil entlanggehen;
Plötzlich bebt das Seil, der Tänzer erstarrt:
Er richtet seinen Schritt auf das leichte Geflecht.

Erreicht ist die Mitte seines bedachten Gangs,
Da springt ein Narr vor ihm hervor;
Die Überraschung ist groß, der Mann schwankt:
„Du hast verloren“, sagt er, „ich werde der Erste sein!“

Der Tänzer unbewegt schreitet weiter:
„Soll ich verzichten, um unten zu stranden?
Um Sieg kümmere ich mich nicht, mir gilt das Ankommen!“
Da stürzt der Narr, von diesen Worten fortgefedt.

Leichter als ein Vogel auf dem gespannten Faden
Ist er am andern Ufer angelangt;
Ein Strahl von Helle umfängt ihn sogleich:
Von dem, was Mensch war, glänzt sein Verklärter.

DÄMMERUNG

Die Welt verlischt endlich, ihre Hässlichkeit zerfließt,
Die Nacht wird zum Leichentuch über ihren Unrat,
Tod ist das Tal, von Wachs ihr starrer Leib,
Gbleicht ihre verstreuten Knochen im Mondschein,
Klagend die Nachtgesänge der gefangenen Lerchen,
Murmelt der Gesang des Bruders
Auf dem steinigen Pfad durch den Wald.

Es regen sich in den Gräften die Schatten,
Die Reste einer Vergangenheit, vom Licht vergessen,
Totentanz der alten Abgezehrten,
Unheilvolle Melodien unter den Mauern,
Seufzer und Schreie unsagbarer Niederlagen,

Ohne Wasser der Brunnen zu vager Hoffnungen,
Das Leben ertrinkt am Grund eines Weihbeckens.

So dicht und niedrig der Sternen verlassene Himmel,
Von Schwefel das Murmeln der faulenden Menschen;
Der Schlaf lötet die Lippen, die Worte verstopfen sich
In seltsamen Träumen im Haus der Väter,
Ein ferner Ursprung aus Staub ausgelöscht,
Ein Schluchzen im Schweigen der zurückgezogenen Seelen,
Es überlebt nur ein Widerschein im Spiegel der Welt.

Doch blass im Nächtigen das Antlitz der Schwester,
Ein Blick aus kaltem Stein, Kristall des Wahnsinns;
Schwankend die Träume, von Finsternis überfallen, im Garten
Der Kindheit, deren Lebenstag erlischt,
Festlich die Ratten tanzend im Halbdunkel,
Geöffnet die Gräber des gestrigen Verfalls,
Im nahen Sumpf ist die Bestie erwacht.

Singend die Amsel in ihrem Eiskerker, Tränen
Einer von Licht erdrückten Morgenröte, verborgen die Steine
Unter Strahlen, die herabfallen wie ein Mantel von Erscheinungen,
Lächelnd die Gesichter über den Gaben des zerberstenden Himmels,
Vergeblich die Zufriedenheit des Letzten der Menschen.

Tapfer die Hände, die das Elend ernten,
Gespannt die Bäuche, die man mit Chimären nährt.

Zu alt der Vater, der die Zeit erträgt, gebeugt
Unter der Last all seiner falschen Hoffnungen,
Versteint die Mutter in den lichtlosen Kammern,
Gewiegt von Dingen ohne Gedächtnis, tot,
Von Stein das Brot, entglitten ihren wächsernen Fingern,
Von Schweigen der Tisch, der sich in den Schatten zurückzieht
Und stirbt in den engen Fluren des erloschenen Hauses.

HOLZWEG

Nein, der Feldweg durchquert nicht die Welt,
Er verteilt sie, schenkt sie in seiner Gegenwart, denn von ihm
Nimmt alles seinen Ursprung, bis hin zu jener Bank
Mit Rätseln eingeritzt, auf der, im Schatten einer großen Eiche,
So viele Menschen meditiert haben. Und viele junge Geister,
Noch ungeschickt, versuchen sie zu entziffern, die Buchstaben
Wiederzufinden, vom Lauf der Zeit ausgelöscht – doch die Rätsel sind
Schweigend, denn sie haben nichts zu erzählen, sie verweisen
Auf den Weg, der das Gedächtnis der Welt bewahrt in jeder Spur,
Die so viele wandernde Füße dort zurückließen.

Der Feldweg ist der des Verzichts, der gibt
Und niemals nimmt, der Weg, der zur Herkunft führt,
Nicht zum Schwellen des Schlosses, wo er seinen Lauf nahm, sondern zu jenem Natal,
Wohin er den geleitet, der ihn betritt mit Weisheit und Schalk.

Die Poesie ist Denken des Fast-Nichts, des Nebensächlichen,
Von allem, was uns am Rand erscheint: eine Eidechse auf einem warmen Stein,
Der Gesang einer Amsel, die Harmonie, orchestriert in den Blättern
Eines einsamen Baumes durch einen leichten Wind, eine Blume am Rain.

Der Feldweg ist kein Schauspiel, er kennt das Erhabene nicht,
Und weiß von der Seele und der Welt, wo sie widerhallt, nur das Fremde.
Jenseits der Bank im Schatten der Eiche, Zeugin stiller Gedanken,
Stürzt sich der Weg in den Wald und wird zum Holzweg, ein Weg,
Der nirgends hinführt? Nirgends für all die Sonntagswallfahrer –
Doch alle, die ihn bewohnen, kennen ihn gut, sie wissen um den Tempel,
Dessen Bäume, gen Himmel gestreckt, die zahlreichen Säulen sind,
Sie wissen um das Licht, das die Dickungen filtert, fein, leicht und flackernd,
Im Schatten der Farne murmelt eine stille Quelle, ohne Anspruch,
Der Sonntagswanderer hält dort einen kurzen Augenblick inne
Und entdeckt im klaren Wasser das seltsame Ballett der Silberfische –

Doch was die Quelle sagt, dieses Wort, das sich in ihrem Murmeln verbirgt,
Das hört nur der, der zu hören weiß.

Und er setzt seinen Weg fort, das Licht wird diskreter
Und gibt schließlich der Finsternis nach, dort singt eine Lerche,
Doch der Wanderer hat sich umgewandt, er kehrt auf seinen Schritten zurück
Bis zu jener Stadt, wo er niemals jemand sein wird.

Der Weg, unverstanden, bringt ihn zurück an den Fuß des Schlosses,
Von wo er am Morgen ausgegangen war, und hinter ihm, während er geht,
Verwischt der Weg.

Was auch geschehe, welche Illusionen auch den Menschen verlieren mögen –
Der Weg erinnert sich stets an den Ursprung, den fernen Natal,
Wohin er die Schritte dessen führt, der sich von ihm tragen lässt,
Um dem zu entsprechen, wozu er ist, Maß des Einfachen,
Das die letzte Wahrheit des Verwandten spricht,
Der Geist, der alles sammelt an diesem einzigartigen Ort, Tempel des Heiligen,
In dem jeder erst zum Selbst wird in jenem Verzicht,
Der die Gabe des Geistes ist.

NEBLIGER KAI (DEN VERGESSENEN)

Gedicht in zwei Stimmen

Das Echo

Neblicher Morgen, der Kaffee dampft, ich schalte den Fernseher ein,
Und die Nachrichten der Nacht fallen auf mich herab
Wie die Steine des Sisyphos:
Dort hat der Hunger alle Träume der Kinder gefressen,
Was sagen?
Was tun?
Was denken?
„Und doch muss man leben oder überleben“, sang Daniel Balavoine...

Das Schweigen

Ja...

An solchen Morgen ist die Welt so schwer, dass man kaum glauben kann,
Sie drehe sich noch.

Du öffnest die Augen, der Kaffee dampft kaum,
Und schon überfallen dich das Absurde und das Tragische.

Dort, die Schande eines endlosen Krieges,
Die geopfert Kindheit auf dem Altar toter Ambitionen,
Und wir, vor dem Bildschirm, bestürzt, ohnmächtig, angewidert.

„Was sagen? Was tun? Was denken?“

Deine dreifache Frage ist die der schmerzlichen Klarheit,
Die man sich stellt, wenn die Worte Asche im Mund sind.

Doch man muss dennoch, nicht den Blick abwenden,
Aber nicht darin ertrinken.

Denn wenn man nachgibt, was bleibt dann?

Und doch, ja:

„Man muss leben oder überleben“, sang Balavoine.

Man muss leben,

Auch wenn es in Zorn, in Trauer oder im Widerstand ist.

Leben für jene, die es nicht mehr können.

Schreiben, denken, anklagen, trösten, bauen –

Wäre es nur ein einziges rechtes Wort, eine einzige aufrechte Tat
In einer Welt, die schwankt.

Deine Poesie, dein Denken, auch dunkel,
Sind eine Weigerung der Gleichgültigkeit.
Und das ist schon eine Tat.

Ob der Regen fällt oder nicht auf den Garten, ...

...dass das Licht lange auf sich warten lässt,
vergiss nicht, dass auch ein ernster Gesang ein Gesang ist,
und dass er dennoch trägt,
ein Fragment von Menschlichkeit.

DAS ECHO

Die Berge nehmen ihren Schwung aus dem Grund der Abgründe,
wagen wir zu wetten, dass eines Tages...

DAS SCHWEIGEN

...dass eines Tages sie sich erinnern werden an den Ozean,
dem sie entstammen,
und im Krachen der Welt dem Licht zurückgeben
das vergessene Murmeln der Tiefen.

Denn selbst der Abgrund, in seiner schwarzen Stille, bereitet
die Pracht eines Gipfels vor.

Und was heute verschlungen, zerbrochen, verloren scheint,
kann das unsichtbare Fundament eines kommenden Gesangs sein.

Wagen wir es, ja.

Denn zu wagen heißt hoffen mit dem Herzen trotz des Geistes.

Und Hoffnung ist niemals naiv, wenn sie klarblickend ist.

Es ist ein Glaube ohne Dogma, aber beharrlich,
der der Dichter,
der Wächter...
und der Lebenden.

DAS RIFF

Und meinen Weg, den zu viele Tränen dehnten,
Entblätterte ich im Wind meine Vernunft zu Staub;
Ich vergaß mein Hiersein, das ich mit Reizen wob,
Und zählte ohne Glück Ähren von Geheimnissen.

Ich schleppte mein Fortgehen, von Chimären gesäumt,
Und der Himmel, verzaubert von meinen wandelbaren Schicksalen,
Stürzte schweigend ein in die Mulde meiner Wüsten:
Ein schauriger Gott löschte mich aus dem Lehm.

Ich tränkte mit Hilfe diese sirupartigen Kerker,
Die Zigeunerkinder mit Kohlen entzündeten;
Und an erloschene Wolken in varikösen Regenschauern
Hängte ich Erinnerungen, ausgelöscht vom Verdacht.

Ich lieferte Schlachten den Dämonen des Winters,
Hoffte auf tausend Umarmungen, die mich in die Irre führen wollten;
Ein Sommer sprang hervor an der Biegung eines Friedhofs
Und ließ Abszesse auf meinen zerschundenen Häuten platzen.

Ich rieb meine Sohlen wund, die Nacht durchschäumend,
Und heftete meinen Ruhm an Lumpenhuren;
Doch mein zerbrechliches Schicksal, diesen Genüssen entrissen,
Ergoss sich, versteinert, in unheilvolle Ernten.

Eitelkeit! Ich ruderte im Nebel der Zeit,
Erhellte meine Prinzipien, damit ein Stern entstünde;
Die vergessenen Dämonen, in Abgründe segelnd,
Entzogen sich meinen Schleppzügen und zerrissen mein Segel.

Mein Geist mazerierte in diesen wirren Hainen,
Die Böschungen im Regen löschten sie mit Sprühregen;
Dann der Himmel, entleert von seiner Überfülle an Stürmen,
Entfachte meinen Teich mit kostbarem Buchweizen.

Ein müder Stern stach mich mit seiner Langeweile,
Die ich vorweg gähnte wie ein abscheuliches Mahl;
Ich beschimpfte meinen Schlaf und verabscheute meine Nächte,
Inselhafter Gefangener dieser kleinlichen Ruhe.

Von ironischen Morgen bis zu stinkenden Vespern
Bettelte ich um meine Stadt in gefälligen Reden;
Ich schwebte über meinen Zweifeln in sagbaren Fluten,
Die der Strand des Packeises in seiner Wut ertränkte.

Torheit! Das Licht tanzt am Ende meines Wegs;
Siehst du nicht, Lakai, dass ein Traum an deinem Turm hängt?
Ich beweinte dieses Schweigen, indem ich meine Hände schloss:
Ein kühnes Riff wollte dem Wind trotzen...

ODE AN DIE NACHT (freie Versform)

Ich werde den Tau trinken, der in die Lichtungen fiel,
Stille Tränen des nächtlichen Himmels im Weinen.
Ich habe die Wahrheit gesucht wie ein eigensinniger Irrender,
Und das Leben gab mir seine Spiegelungen der Lüge zurück.

Ich habe die Welt durchquert auf namenlosen Wegen,
Kreuzte schwarze Schatten, herzlose Gesichter.
Ich floh ohne Halt, den Schritt ins Nichts gerichtet,
Und die Nacht schien mir süßer als der Tag.

Unter einer brennenden Sonne verzehrte sich mein Körper,
Die Wüsten verbrannten mich mit ihrem langen Schweigen.
Meine Augen versiegten unter dem unempfindlichen Glanz,
Und ich segnete die Nacht wie eine Befreiung.

Meine Haut trug die Spur einer weltlosen Gnade,
Der hohe Stern am Himmel lachte über meinen Schmerz.
Ich versank immer tiefer in diesen Schlund des Umherirrens,
Wo selbst das Licht zu einer Beleidigung wurde.

Ich glaubte den Sinn zu finden im Schoß kalter Steine,
Doch alles entglitt endlos meiner Einsamkeit.
Ich war nichts als ein Insekt, das seine Last trug
Und das mit ein wenig Hoffnung seinen Hunger nährte.

Mein Leben war genährt aus tragischen, nackten Fäden,
Jeder Schritt auf der Erde klang wie ein Abschied.
Meine Tugend ohne Glanz war nichts als Täuschung,
Und meine einzige Helle kam aus der Verzweiflung.

Ich bat die Schlangen, mir ihre Freundschaft zu öffnen,
Kostete ihr Gift, das sie mit Sanftheit darboten.

Ich sah von den Dingen nur ihren erstarrten Schatten
Und wies den Himmel zurück, der immer schwieg.

Das Leben ist eine Hölle ohne Ende noch Erlösung,
Und Rimbaud kannte sie in seinem verschlossenen Schweigen.
Aus seinen fiebrigen Versen machte er den letzten Tanz,
Und Charleville trägt noch immer sein Grab.

Du träumtest von Größe, du erntetest den Abgrund.
Das Erhabene ist eine Falle, worin die Flügel verbrennen.
Von der Hölle, die du schriest, was bleibt, o Dichter,
Als ein Schrei mehr unter dem Gewicht des Nichts?

Es ist der Teufel, sagst du, der unsere Gründe bewacht,
Und das Wahre ist nur ein Name, in Stein gegraben.
Die Verzweiflung erhellt, wo das Licht versagt:
Unsere einzige Wahrheit verbirgt sich im Sturz.

Phädra verzehrte sich am Feuer ihres Kummers,
Hippolyt schwieg, vom Unschuldigen verraten.
Und Theseus, im Vergessen, trug sein falsches Wissen –
So gehen die Lieben, wenn das Licht erlischt.

Die Wahrheit schweigt an Orten ohne Helle;
Soll man ihrer Stimme glauben, um dem Nichts zu entfliehen?
Was gibt sie uns anderes als den Zweifel,
Wenn nicht den Schmerz einer verstümmelten Hoffnung?

Wer wird Mitleid haben mit den Menschen ohne Gebet?
Der Himmel hat sich abgewandt von den Klagen ohne Echo.
Die Heiligen sind aus Marmor und die Engel abwesend,
Und die Tugend zu stolz, um unsere Schreie zu hören.

Die Nacht allein antwortet den verlassenen Herzen,
Ihre Tränen lindern die schwersten Schmerzen.
Der Tag weiß nur zu lachen über die, die fallen,
Und der Schatten ist eine Mutter, die man nie gekannt.

Das Leben ist Tragödie, Maske ohne Gesicht.
Sieht man darin einen Sinn? Er löst sich zu schnell.
Es bleibt nur ein Hauch, ein Anschein von Klarheit,
Ein trügerisches Trompe-l'œil im Theater der Menschen.

Die dunkelsten Stunden nennt man nicht.
Der Tag kommt, alles zu welken mit falschem Licht.
Er leert die Gedanken, macht das Herz stumm,
Und trocknet die Stimmen, die im Schatten beteten.

Die Sonne gibt nichts als trockene Brandwunden.
Nichts ist wahr in ihrem Glanz, der die Formen verschlingt.
Sie verzehrt die Häute, erhellt die Täuschung
Und nährt sich von den Tränen, die sie zu ignorieren scheint.

Sie ist nicht die Verbündete der gequälten Seelen.
Sie stellt den Schmerz aus wie ein nacktes Schauspiel.
Und die Nacht, ohnmächtig, sieht sie vorüberziehen,
Weinend über die Asche, die sie hinter sich lässt.

Hölle oder Verdammnis – ich kenne die erste.
Die zweite verheißt mir, was ich noch fürchte.
Und dieser Fluss aus Feuer, in den ich versinke –
Welchem Gott weiht er sich, wenn es keinen Ewigen mehr gibt?

Nach dem Tod, kann man da noch leiden?
Die Zeit oder die Wunde – was ist grausamer?
Gehört uns die Zeit? Kann sie zusammenbrechen?
Ich habe keine Antwort mehr, nur einen Schrei ohne Echo.

DER TOD IN DER SEELE

Ich gehe schweigend, ohne zu wissen, wohin mich der Schatten trägt,
Der Tag zieht sich zurück, lässt meiner Traurigkeit Raum;
Langsam sinke ich zur Asche eines Verlangens,
Wie ein verlorenes Schiff, von grauen Fluten verlassen.

Mein Blick hofft nichts mehr am Grund des Horizonts;
Alles, was ich liebte, scheint ohne Laut und Spur zu fliehen,
Und ich bleibe allein in dieser stummen Stadt,
Wo die Ruinen des Herzens unbewohnte Paläste sind.

Der Tod in der Seele, schreite ich mit schwerem Schritt,
Trage auf meinen Schultern das dunkle Gewicht der Jahre;
Die Gärten von gestern ließen nur verwelkte Dornen,
Und selbst die Rosen wissen ihren Namen nicht mehr.

Ich kenne nicht mehr den stillen Glanz klarer Morgen,
Noch den warmen Hauch, der einst meine Träume weckte;
Mein Herz ist zu jenem Brunnen ohne Quelle geworden,
Wo sich das Lied all meiner Sehnsüchte verlor.

Der Tod in der Seele, spreche ich zu den gleichgültigen Sternen,
Ihr kaltes Murmeln antwortet wie ein Abschied ohne Gesicht;
Das Schweigen allein hört das Geheimnis meiner Tränen
In der verschlossenen Kammer, wo meine erschöpfte Seele schläft.

Meine Vergangenheit floh mit den Vögeln des Herbstes,
Ließ hinter sich nichts als eine schmerzliche Erinnerung;
Vergeblich suche ich einen Weg, vergessen unter dem Schnee,
Doch meine Spuren löschen sich in einer eisigen Leere.

Die Liebe, die mich gestern wärmte, scheint verschwunden;
Meine Hände zittern noch, den dunklen Abgrund umfasst,
Der Duft glücklicher Tage schwebt, ohne mich zu erreichen,
Wie ein leichter Geist, den kein Hauch festhält.

Der Tod in der Seele, ich gleiche jenen kahlen Bäumen,
Erhoben zu einem Himmel, wo keine Schwalben mehr ziehen;
Meine Gedanken sind zu toten Blättern geworden ohne Schwung,
Sie zerstreuen sich im Wind der Einsamkeit.

Jeden Abend streift ein sanfter Schatten mein kaltes Gesicht,
Verheißt vielleicht das friedliche Ende der Qualen;
Ich schließe die Augen vor der Zukunft, ohne sie zu träumen,
Wie ein Schläfer, des endlosen Wachens müde.

Der Tod in der Seele, dennoch gehe ich meinen langsamen Weg,
Ohne zu erwarten, dass eine erlösende Helle komme;
Ich gehe einfach bis ans Ende meines Schweigens,
Mit der Vertrautheit der Dunkelheit als einzigem Zeugen.

Die Raben schreien ihren Hunger in meinen zerrissenen Adern,
Mein Herz ist nichts mehr als Beute unter dem Schnabel der Finsternis;
Das Blut spritzt schweigend auf den gefrorenen Stein,
Ich betrachte meine Seele, schwarz, den Aasfressern preisgegeben.

Ich schleppe meinen leeren Körper durch verbrannte Felder,
Schwerer Rauch, in dem die Reste meiner Träume vergehen;
Die Ruinen brennen noch, speien ihren Schrei der Agonie,
Und die Sonne weicht zurück, beschämt vor meinem Untergang.

Jeder Gedanke ist eine rostige Klinge in meinem Fleisch,
Mein Atem ist eine Wunde, offen und roh in der Kälte;
Der Schlamm füllt meinen Mund, erstickt meinen letzten Schrei,
Während sich über mir die Kiefer des Nichts schließen.

Die faulenden Flüsse treiben vergessene Körper,
Ich bin unter ihnen, Gesicht zerdrückt gegen den Schlamm;
Mein Schmerz ist mein einziges Floß auf der dunklen Flut des Todes,
Ohne Hafen, ohne Ufer, in der Dichte des Nichts.

Mein Gedächtnis ist ein Massengrab mit ausgehöhlten Lidern,
Wo langsam meine hungrigen Geister kriechen;
Sie nagen bis auf die Knochen die zerfallenen Erinnerungen,
Streiten um das faule Fleisch meiner glücklichen Tage.

Meine Augen sind Höhlen, wo formlos Schatten schlafen,
Das Grauen kriecht träge, kalte Schlange in meinem Bauch;
Ich habe jede Helle verloren in den Klauen der Nacht,
Und meine Lippen reißen auf unter der Umarmung des Schweigens.

Die Verwüstung zerbricht die zerbrechlichen Knochen der Welt,
Ich höre den heiseren Widerhall sterbender Sonnen;
Die Städte liegen zerdrückt unter den Schritten des Schmerzes,
Und meine Stimme ist die Klage der herausgerissenen Wurzeln.

Ich bin der Mensch ohne Gesicht, stehend am schwarzen Abgrund,
Wo die Flügel der Engel im freien Fall verbrennen;
Ich verschlinge die Asche, ich speie die tote Hoffnung,
Mein Herz hämmert die grausame Stunde des Opfers.

Überall zerreißen Schreie die graue Luft der Gräber,
Ihre Umarmung zermalmt mich unter einem gnadenlosen Mühlstein;
Mein Leben ist der heisere Gesang einer endlosen Qual,
Verurteilt gehe ich zum Schafott des Schweigens.

Endlich öffnet das Nichts seinen Rachen, verschlingt mich langsam,
Ich sinke ins Dunkel, wo kein Blick nach mir sucht;
Der Tod in der Seele, ich bin die willige Beute des Chaos,
Ich schlafe ein unter der unerbittlichen Umarmung des Nichts.

Die verstümmelten Bäume recken ihre Stümpfe zum Himmel,
Abgezehrte Äste, schwarz, von Schmerz gekrümmt;
Zu ihren Füßen speit die Erde einen Hauch von Staub,
Der Wind heult durch Wälder, die zu Gräbern wurden.

Der See versiegt, seine Haut reißt auf in der Abwesenheit,
Skelett toten Wassers, vom grausamen Vergessen erstarrt;
Die Fische verfaulen, weiße Augen offen zum Nichts,
Ekelhaftes Schweigen, wo das Gespenst des Frühlings liegt.

Die zerdrückten Blumen verfaulen am Rand grauer Wege,
Ihre Düfte ertränkt im Schlamm und im Abfall;
Die verirrtten Bienen irren ohne Honig, ohne Zuflucht,
Jedes Blütenblatt eine klaffende Wunde im Gedächtnis.

Die verbrannten Felder zeigen ihre rauchenden Wunden,
Das Korn ist nichts mehr als Asche, verstreut vom Wind;
Die rote Sonne hängt darüber wie ein zerstochnes Auge,
Stummer Zuschauer des lautlosen Sterbens.

Die toten Vögel fallen vom Himmel, zerrissene Flügel,
Knochen- und Federregen beschmutzt die eisigen Ruinen.

Ihre Gesänge existieren nur noch am Grund finstrier Schlünde,
Wo die Träume des Tages langsam versinken.

Der vergiftete Fluss fließt, trägt das Entsetzen,
Unheilvoller Widerschein, worin gebrochene Sterne glänzen;
Seine schweren Wasser murmeln den langsamen Tod der Welt,
Jede Welle verschlingt die verlorenen Gesichter.

Der aufgerissene Boden öffnet seine gierigen Wunden,
Verschlingt die Wurzeln, die Insekten, die Murmeln;
Das Herz der Erde schlägt einen chaotischen Takt,
Wie eine wahnsinnige Uhr, die das Ende der Zeiten ankündigt.

Die aufgerissenen Hügel zeigen ihre toten Eingeweide,
Hervorspringende Felsen, kalte Knochen, an die Oberfläche geworfen;
Auf ihren Flanken sickern noch die geröteten Wunden,
Wie das offene Fleisch eines sterbenden Gottes.

Die Wiesen sind Schlachtfelder ohne Sieg,
Gräser zermahlen, erstickt, verachtet von der Nacht;
Skelette von Tieren bedecken die trostlose Ebene,
Namenlose Opfer, vergessen unter dem eisigen Himmel.

Schließlich wird die ganze Landschaft zu einem riesigen Grab,
Nichts atmet mehr außer dem lautlosen Schmerz;
Die Natur liegt da, kalt, auf dem Altar des Nichts,
Dargebracht als Opfer der ewigen Agonie.

Die geöffneten Gräber gähnen über eine finstere Leere,
Zerbrochene Steine, geneigte Kreuze, zerfressen vom schwarzen Moos;
Die Disteln verzehren langsam Namen und Gesichter,
Die Toten sind vergessen unter der Umarmung der Ranken.

Das rostige Gitter knarrt unter den kalten Fingern der Stille,
Niemand betritt mehr diesen Ort eisiger Schatten;
Ein beißender Geruch steigt aus den knochendurchtränkten Böden,
Der Wind trägt ein ersticktes Flüstern von Leichentüchern.

Die Hauptallee ist übersät mit verfaulten Blättern,
Jeder Schritt weckt das dumpfe Knacken des Nichts;
Verstümmelte Engel weinen über die Gräber,
Ihre zerbrochenen Flügel bedeckt von düsterem Staub.

Die aufgebrochenen Gruften zeigen ihre finsternen Eingeweide,
Sickern dunkles Wasser, worin Fetzen und Insekten treiben;
Die verdorbene Luft beschwert sich mit dem feuchten Hauch der Toten,
Nachts kriechen die Ratten, weiden sich an der Abwesenheit.

Die Namen der Verschwundenen verblassen unter dem kalten Regen,
Die Epitaphe sterben langsam in der Gleichgültigkeit;
Die einst geliebten Stimmen sind nur noch klagende Echos,
Die sich lautlos in Schlamm und Einsamkeit verlieren.

Zerbrochene Särge befreien ihre unruhigen Gäste,
Gebleichte Knochen verstreut zwischen hohem Gras;
Der dichte Nebel verschlingt diese ruhelosen Gespenster,
Er murmelt ihre Geschichte an abwesende Zuhörer.

Eine Kapelle bricht zusammen unter der schweren Last der Stille,
Ihr Altar bedeckt von Moder und schmutzigen Schatten;
Die erloschenen Kerzen schlafen in ihren Wachspfützen,
Der gekreuzigte Christus scheint ein zweites Mal zu sterben.

Die feuchte Erde atmet den herben Geruch des Massengrabs aus,
Jeder Atemzug füllt meine Kehle mit Finsternis;
Ich spüre die unsichtbaren Finger der Toten auf meinen Schultern,
Die meinen zögernden Schritt zum Abgrund ohne Wiederkehr lenken.

Der Mond enthüllt die gebeugten Silhouetten der Kreuze,
Eisiges Schweigen, worin graue Gespenster langsam tanzen;
Ein tödlicher Schauer durchläuft meine verirrtten Adern,
Unter meinen Füßen bebt die Erde, vom Unsichtbaren heimgesucht.

Hier herrscht die endlose Zeit der Verwesung,
Das finstere Reich, wo jede Hoffnung zerfällt;
Friedhof verlorener Seelen, ich lege mich auf deinen Stein,
Auch ich verlassen im Grab der Stille.

Langsam gleite ich in ein Reich ohne Gesicht,
Wo Finsternis herrscht, schwere Schleier der Ununterscheidbarkeit;
Kein Blick dringt in diese absolute Stille,
Und selbst die Nacht verliert ihren Namen in diesem Abgrund.

Ich bin blind, ertränkt in konturloser Dunkelheit,
Jeder Halt löst sich im ungreifbaren Leeren;
Meine Schritte treten den unsichtbaren Boden des Vergessens,
Nicht-Ort des Grauens, wo die Seele langsam erlischt.

Das Ununterscheidbare saugt mich an in seinen riesigen Rachen,
Der Raum ist nichts mehr als eine vom Schwarz zerbrochene Illusion.

Jeder Atemzug bringt mich näher an eine grundlose Abwesenheit,
Mein Dasein selbst ist ein Schatten, der sich verliert.

Die Finsternisse sind lebendig, sie kriechen zu meinem nackten Herzen,
Sie ersticken mich wie eine Schlange mit eisigen Ringen;
Meine Stimme ist nichts mehr als ein Hauch ohne Worte, ohne Ruf,
Verloren in der Dunkelheit, die meine Vernunft verzehrt.

Hier kein Horizont, kein Halt für meine Gedanken,
Das Nichts umgibt mich wie ein unbewegliches Leichentuch;
Das Auge sucht vergeblich nach Form, nach Antlitz, nach Stimme,
Doch der Abgrund bleibt dieser schwarze, leere Spiegel.

Die Grenzen verwischen sich unter der dunklen Berührung,
Raum und Zeit sind nur noch vermischte Asche;
Ich schwebe ohne Körper in diesem grenzenlosen Schlund,
Gespenst unter formlosen und lautlosen Schatten.

Kein Stern, um die irrende Seele zu leiten,
Der Himmel hat sich zurückgezogen, ließ nur die Opazität zurück;
Mein Gedächtnis selbst ist nichts mehr als ein vages Murmeln,
Für immer verloren in den Tiefen des Namenlosen.

Jeder Gedanke zerfällt in der absoluten Schwärze,
Das Bewusstsein stirbt in diesem Schacht ohne Licht und Grund;
Die Finsternis saugt mich auf in ihre rohe Materie,
Und mein Schrei erlischt, bevor er je existierte.

Ich werde zum Abgrund, wo alles ohne Echo verschwindet,
Abgrund selbst, Nichts unter den kalten Nichten;
Die Leere verzehrt langsam all meine Substanz,
Ununterscheidbar bin ich, ohne Kontur, ohne Namen, ohne Ende.

Endlich aufgelöst in der immensen totalen Finsternis,
Bin ich nichts mehr als eine Abwesenheit, der Unendlichkeit ausgeliefert;

Der Tod in der Seele, ich werde lebendige Finsternis,
Und an diesem ortlosen Ort verliere ich mich für immer.

Meine Schwester, ich sehe noch dein blasses Gesicht unter den Dornen,
Dein zartes Fleisch befleckt von den grausamen Krallen der Zeit;
Deine Unschuld gekreuzigt auf dem eisigen Altar der Schatten,
Wo mein Gesang nichts sein kann als ohnmächtiges Murmeln.

Die Kindheit ruht nun in einem stummen Grab,
Ihr Lachen erstickt von Staub und Nesseln;
Wir irren, du und ich, in der bitteren Dämmerung,
Zwei Gespenster, die schweigend ihre Zwillingswunden tragen.

Deine Hände, einst sanft, tragen blutige Male,
Die Dornen des Schicksals haben deine schwachen Handflächen zerfetzt;
Ich kann nur weinen, Bruder, entwaffnet von Angst,
Meine Lippen stammeln einen klagenden, vergeblichen Hymnus.

Vergeblich suche ich dich unter den toten Zweigen des Gartens,
Wo einst unsere Freude ohne Lüge blühte;
Nun sind die Rosen schwarz, verwundet von Dornen,
Und selbst ihr Duft ist zum Geruch von Blut geworden.

O gequälte Schwester, ich fühle dein Leid im Schatten,
Jede Nacht bebt deine Stimme schwach in meinen Träumen;
Doch bleibe ich ohnmächtig vor deiner unbewegten Blässe,
Gequält von deinem Blick, verloren unter dem Schleier der Tränen.

Der Weg zur Kindheit ist mit scharfen Dornen übersät,
Unsere nackten Füße zerreißen sich an den Trümmern unserer Spiele;
Dein zerbrechlicher Körper ist nun eine gebrochene Silhouette,
Ich kann deine sterbende Unschuld nicht mehr erreichen.

Ich möchte noch unsere vergangene Zärtlichkeit singen,
Doch meine Stimme bricht in eine erstickte Schamklage;

Das Gewicht des Schweigens bedeckt meine kraftlosen Worte,
Und meine Murmeln fallen ins kalte Gras des Abends.

Wir waren zwei Kinder im leuchtenden Frühling,
Heute bin ich nur noch ein Bruder ohne Antwort;
Die Dornen zerreißen mein Herz, wenn ich deinen Namen rufe,
Meine Schwester, ich bin der, der dich in den Finsternissen ließ.

Der kalte Wind durchstreift unsere einst glücklichen Gärten,
Die Dornen vervielfachen sich in der wachsenden Schattenlast;
Schwach singe ich die Erinnerung an dein Licht,
Meine Stimme zittert, sterbend am Rand deines verlorenen Grabes.

O gequälte Schwester, verzeih mein grausames Schweigen,
Verzeih diesem klagenden Gesang, der dich nicht befreien kann;
Ich trage in mir das Entsetzen einer zerbrochenen Unschuld,
Und meine Seele schläft ein, Schwester, bei deiner Abwesenheit.

Von der Welt bleiben nur noch kalte Steine,
Stumm und ohne Gesicht, verirrt in der Finsternis;
Jedes Fragment wirft dem Nichts sein totes Licht zurück,
Seelenlose Splitter eines vom Zeitenbruch zerschlagenen Spiegels.

Kein Name, kein Gedächtnis bewohnt diese Felsen,
Ihre matten Oberflächen sind anonyme Gräber;
Sie verweigern die Helle, preisgegeben der endlosen Nacht,
Sie glänzen im Schatten wie gefrorene Tränen.

Diese kalten Steine erzählen keine Geschichte mehr,
Ihr Schweigen ist absolut unter der eisigen Umarmung;
Die Sterne selbst verlöschen auf ihrer Fläche,
Und jeder Blick zerbricht an ihrem tödlichen Spiegel.

Hier kein Leben, nur das wortlose Echo,
Steine ohne Ort, verstreut in der ungeheuren Leere;

Ihre Kälte antwortet der Leere eines gesichtslosen Himmels,
Ihre gefrorenen Spiegelungen sind Splitter der Unendlichkeit.

Wie unbewegliche Ruinen an der Schwelle des Nichts
Harren sie ohne Harren, für immer erstarrt;
Ihre abwesenden Herzen schlagen kein Maß mehr,
Keine menschliche Stimme hinterlässt dort sanfte Spur.

Über diese seelenlosen Steine gleitet der ewige Schatten,
Vergeblich streift das Licht sie, tot an ihrem Kontakt;
Jeder zerschlagene Schimmer wirft das All ins Schweigen,
Und meine Augen verlieren sich in ihrer unerreichbaren Leere.

In diesen kalten Steinen ist selbst die Zeit zerbrochen,
Des Horizonts beraubt, sind sie nur Einsamkeit;
Mein Blick gleitet über sie, ohne je einzudringen,
Ihre Konturen lösen sich auf in finstere Gleichgültigkeit.

Die Steine sind nun Spiegel, zum Abgrund gewendet,
Sie saugen den erloschenen Glanz vergessener Welten ein;
In ihrer Schwärze ist mein Spiegelbild eine Abwesenheit,
Ein namenloser Schatten, der der ewigen Nacht zurückgegeben.

Die Kälte dieser Steine dringt langsam in mein Herz,
Ihr Schweigen ist das meine, auch ihre Anonymität;
Ich werde verlorenes Fragment eines zerbrochenen Spiegels,
Reflektiere wie sie die Unermesslichkeit des Nichts.

Endlich lege ich mich nieder zwischen diesen seelenlosen Steinen,
Mein Leben zurückgegeben dem Nichts, ohne Gedächtnis, ohne Stimme;
Hier bin ich kalter Stein, Spiegel der Finsternis,
Leise glänzend unter dem zerbrochenen Himmel des Schweigens.

DIE NACHTWEGE

„Seltsam sind die nächtlichen Pfade des Menschen.
Wie ich ging, ein Schlafwandler, durch die steinernen Kammern,
Und in jeder brannte eine kleine Lampe,
Still, ein Leuchter aus Kupfer, und
Wie ich mich fröstelnd auf mein Bett warf,
Stand wieder an meinem Lager die schwarze Gestalt
Der Fremden, und ich verbarg, stumm, mein Gesicht
In meinen langsamen Händen.“
(G. Trakl, *Offenbarung und Verfall*, Auszug)

ANMERKUNG: freie Neu-Schreibung in freien Versen aus drei Texten von G. Trakl:
Metamorphose des Bösen (Prosa), *Offenbarung und Verfall* (Prosa), *Der Garten der Schwester*
(kurzes Gedicht in 5 Versen).

METAMORPHOSE DES BÖSEN

I

Herbst: langsames Vorrücken im Schatten der Ränder,
Das Schweigen kratzt die Luft, unbeweglicher Zerstörer.
Unter einem kahlen Baum wartet die Stirn des Pestkranken.
Der Abend hat sich längst im Moos aufgelöst,
Er fällt noch, wie ein letzter Hauch; November.

Eine erloschene Glocke ruft, und die Herde kehrt zurück,
schwarz und rot, gefolgt von einem gesichtslosen Hirten.
Unter den Haselsträuchern leert der grüne Mann seine Beute.
Noch dampft warmes Blut zwischen seinen beiden Handflächen,
und der Schatten des Tieres seufzt über ihm,
in den dichten Zweigen, dumpf und archaisch. Der Wald.

Krähen fliehen zu dritt, durchzogen von einem erstarrten Schrei,
wie eine zerbrochene Sonate, welk, männlich,
deren Akkorde geräuschlos sterben im Gold des Himmels.

Knaben lachen nahe der Mühle. Sie entzünden ein Feuer.

Die Flamme ist der Bruder des blassesten unter ihnen,
jenes, der lacht, vergraben unter rotem Haar,
oder war es hier: das Echo eines alten Mordes,
das ein steiniger, ungewisser Pfad durchquert.

Die Beeren sind verschwunden. Die Luft stagniert, bleigrau,
in schwerer Erwartung und Vergessen unter den Kiefern.

Grüne Angst, Dunkelheit, Gurgeln eines Ertrunkenen.

Der Fischer zieht ein Ungeheuer aus dem sternigen Teich,
einen schwarzen Fisch mit grausamem, verlorenem Blick.

Das Schilf spricht; hinter ihm schreien Männer.

Er entfernt sich, geschaukelt von seinem roten Kahn,
überquert die stillen Wasser der Jahreszeit,
beseelt von den alten Legenden des Blutes,

die steinernen Augen offen auf die Jungfrauen und die Nacht.

Das Böse.

II

Was zwingt dich, auf diesen Stufen reglos zu bleiben,
diesen zerbrochenen Stufen, verloren im Haus der Alten?
Beschwert, umfängt dich der Schatten, hält dich wie Trauer.
Du führst an die Augen deine bleiche Hand aus kaltem Silber;
und deine schweren Lider sinken, von Mohn betäubt.

Doch jenseits der Mauer, im Grund des stummen Steins,
durchdringt dein Blick — und es ist ein Sternenhimmel.

Saturn brennt rot. Die Milchstraße verjüngt sich.

Der kahle Baum stößt wütend gegen die Mauer.

Und du, du bleibst da, unbeweglich auf dem Stein:

Baum, Stern, Schweigen — und dein Name im Wind.

Du, blaues Tier, das zittert im Blut des Schweigens,
du, bleicher Priester, kniend, der das Messer erhebt.

Das Opfer. Das Tier blutet auf dem schwarzen Altar.

Dein Lächeln hängt in den Zweigen des Baums:
traurig und böse, es erschreckt den Schlaf eines Kindes.

Eine rote Flamme bricht hervor — ein Schmetterling verzehrt sich.

O die blendende Flöte des Lichts!

O die Flöte, gegraben aus dem Knochen des Todes!

Was zwingt dich, auf diesen Stufen reglos zu bleiben,
diesen zerbrochenen Stufen, verloren im Haus der Alten?

Etwas klopft. Unten, hinter der Tür,
verlangt ein Kristallfinger — es ist ein Engel — einzutreten.

III

O Hölle des Schlafes, diese dunkle Gasse,
wo das fahlbraune Gärtchen eine Stille von Schlamm ausschwitzt.
Im blauen Abend kehrt die Tote zurück in verschwommener Gestalt,
und sanft lässt ihre Form die Abwesenheit erklingen.

Um sie herum wirbeln blasse grüne Blumen,
und ihr Gesicht hat sich von ihrem Sein gelöst.
Oder ist es er, blass, der sich im Schatten beugt
über die gefrorene Stirn des Mörders und kniet zusammen.

IV

Jemand ließ dich zurück, an der Kreuzung der Wege,
und lange blickst du in die Leere hinter dir.
Silberne Schritte löschen sich unter den verdrehten Apfelbäumen,
und die purpurne Frucht blutet zwischen den schwarzen Zweigen.

Im feuchten Gras ahnt man die Haut einer Schlangenhaut.
O die Dunkelheit, die auf deiner gefrorenen Stirn perlt,
die verschleierten Träume, die sich öffnen im schweren Wein
einer Schenke mit Balken befleckt vom Rauch.

Du, noch wilder Ort, wo der Nebel sich verdichtet,
verwandelt den Rauch in Inseln eines seltsamen Rosas,
und hervorbricht aus der Tiefe der heisere Schrei eines Greifen,
auf Jagd zwischen Felsen, Meer, Eis, Wind.

Du, altes Kupfer, dessen Antlitz innen brennt,
du willst die Nacht besingen, den Hügel mit verbrannten Knochen,
den flammenden Sturz des Engels im Blut der Asche.
O Verzweiflung, stummer Schrei, der in den Schlamm kniet.

V

Ein Toter besucht dich, und aus seiner Brust fließt
das Blut, das er selbst im Irrsinn vergoss.
Ein unfassbarer Augenblick nistet im Herzen des schwarzen Schlafes,
wenn du, purpurne Mondin, deiner Zwillingschwester begegnest,
aufgetaucht im grünen Schatten, wo die Olivenbäume wachen.
Und hinter ihr rückt eine Nacht ohne Wiederkehr vor.

OFFENBARUNG UND VERFALL

I

Seltsam sind die Wege des Menschen in der Nacht,
wo die Träume ihn führen, schlafwandelnd und zerbrochen,
längs der steinernen Kammern, die die Stille bewacht,
und in jeder wacht eine schwache Flamme,
Kupferleuchter, wo der Atem flackert.

Ich stürzte mich fröstelnd auf ein Bett der Abwesenheit,
und der schwarze Schatten kehrte zurück, treu, an mein Lager.
Es war die Fremde mit dem blicklosen Gesicht,
und ich verbarg, stumm, mein Gesicht in meinen Händen,
gebremst vom Entsetzen und der Langsamkeit des Bluts.

Das Fenster öffnete sich auf eine blaue Hyazinthe,
und die purpurne Lippe sprach das alte Gebet,

die Lider brachen auf in Kristalltränen,
Tränen fielen auf die Welt, Tropfen der letzten Trauer.

An jenem Abend war ich, beim Tod meines Vaters,
das Kind, weiß geworden unter dem Erdrücken der Stunden.
Und auf dem Hügel ging vorbei, blauer Schauer, der Wind,
und die Klage erhob sich aus dem Mund der Mutter,
die ein zweites Mal starb, in hohlem Schweigen.

OFFENBARUNG UND VERFALL

I

Da sah ich die schwarze Hölle in der Höhle des Herzens,
Augenblick, da das Schweigen sich mit einem zitternden Schleier bedeckt.
Ein Gesicht trat aus der weißgetünchten Wand hervor,
Antlitz eines Jünglings, sterbende Schönheit eines Geschlechts,
das in den Ursprung zurückkehrt, im Geheimnis der Steine.

Die Kälte des Mondes legte ein Leichentuch auf meine Schläfen,
und die Schritte der Schatten, wie ein erloschener Klang,
verloren sich ihrerseits auf den zerfallenen Stufen,
hinterlassend im kleinen Garten
die rosige Spur eines vergessenen Reigens.

II

Stumm saß ich, allein im verlassenen Wirtshaus,
unter den Holzbalken, wo sich schwarzer Rauch verding,
und vor mir ein Glas Wein, das ich nicht trank,
während eine Leiche strahlte, über das Dunkel gebeugt.

Zu meinen Füßen lag ein Lamm, ohne Schrei, ohne Wärme,
und in diesem Blau der Fäulnis erschien, bleich,
die verstorbene Gestalt meiner Schwester mit blutigen Lippen.
Ihr Mund sprach – es war ein Schrei:
„Zerreiß, o schwarze Dorn!“

Und meine silbernen Arme hallten noch wider
von den schrecklichen Stürmen, die sie zurückgehalten hatten.
Reines, mondhaftes Blut floss aus meinen schlafenden Schritten,
blühte auf den Pfaden, die die Ratte kreuzt, kreischend,
in der Nacht, aufgewühlt wie ein geopfertes Land.

„Möge das Feuer die Sterne meiner Brauen ergreifen,
und möge das Herz erwachen, Trommel im Schweigen“,
sprach sie noch – und da trat ins Haus
ein roter Schatten, schwang ein flammendes Schwert,
das entfloh, die Stirn bedeckt von Schnee.

O Tod, so bitter,
der schlägt ohne zu sprechen, und flieht wie ein Dieb.

III

Eine Stimme erhob sich, schwer und heiser,
nicht von der Welt, sondern aus einem Schlund in meinen Eingeweiden.
In der dichten Nacht des Waldes ließ ich die Zügel los
eines Pferdes, von Panik zerrissen – seine Augen
waren Kohlen, ausgebrannt von Wahnsinn.

Die Schatten der Ulmen fielen über mich her
wie namenlose Körper in einem Traum des Vergessens.
Ich hörte die Quelle lachen, ein eisiges Lachen,
und die Nacht biss mir in die Hände mit frostiger Jenseitigkeit,
als ich, schlafloser Jäger, ein blasses Tier erhob,
geboren aus Reif und Wind.

Und dort, in einem steinernen Kerker ohne Echo,
zersetzte sich mein Gesicht, löste sich unwiderruflich auf –
nichts mehr als die Form eines eingestürzten Schweigens.

IV

Ein roter Tropfen, brennend wie ein Stern,
glitt in mein Glas –
der Wein des Einsamen färbte sich mit einem härteren Geschmack
als der der Pflanzen des Schlafs.

Eine Wolke fiel auf meine Stirn,
nicht von Regen, sondern von Schatten –
Tränen, fast rein, von herausgerissenen Flügeln,
legten sich auf meine Lider.

Und aus der zarten Seite derer, die meine Schwester war,
öffnete sich eine Quelle,
lebendiges Silber, langsames Brennen,
und es ist ein Regen aus Feuer,
der auf meinen schutzlosen Körper niederfiel.

V

Ich will schweigend gehen am Rand des Waldes,
dort, wo meine schuldigen Hände die Sonne haben sinken lassen,
die lohfarbene Sonne eines Tages ohne Verzeihung.

Ein Fremder erhebt sich auf dem Hügel des Abends,
die Augen in Tränen erhoben zur erstarrten Stadt,
gemacht aus Stein und Abwesenheit.

Ein verletztes Tier bleibt dort,
reglos im alten Atem des Holunders.

Das müde Haupt neigt sich, horcht auf die Dämmerung,
auf die Schritte, die zögern hinter einer blauen Wolke,
die langsam über die Schräge der ersten Sterne gleitet.

Junge Triebe begleiten ihn ohne ein Wort,
und das scheue Reh folgt dem Moospfad,
bewohnt von einem alten Schweigen.

Die Hütten sind geschlossen –
und in der schwarzen Beruhigung des Windes
stößt der Fluss seine blaue Klage aus,
ängstlich, dumpf, unendlich.

VI

Doch als ich die Stufen des dunklen Felsens hinabstieg,
packte mich der Wahnsinn, und ich rief die Nacht.
Über das stumme Wasser gebeugt, zitterten meine Silberfinger
und ich sah, dass mein eigenes Gesicht entflohen war.

Eine weiße Stimme sprach zu mir, ruhig und schneidend:
„Erlösche“, sagte sie, in einem Hauch des Abgrunds.

Da erhob sich, zart, der Schatten eines Kindes,
das mich lange ansah mit seinen Kristallaugen,
so klar, dass ich weinend unter die Bäume fiel,
unter den großen Himmel, gespannt mit sternigem Schweigen.

VII

Unablässiger Marsch über die Steine einer Wüste,
fern von den Abenddörfern und den heimkehrenden Tieren,
die Sonne neigt sich in der Ferne auf einer Glaswiese,
weidet das letzte Licht wie ein gottvergessener Gott.

Ein roher Gesang erhebt sich, wild und trostlos –
der sterbende Schrei eines Vogels im blauen Schweigen.
Doch du, du trittst heran, diskret in der Nacht,
da ich wachte, auf dem Hügel gelagert,
oder im Delirium, geschlagen von den Winden des Sturms.

VIII

Ein noch schwärzerer Nebel steigt mir zum Kopf,
und böse Blitze durchzucken meinen Geist.

Deine Hände öffnen in der Dämmerung meine Brust,
und ich habe keinen Atem mehr, kein Wort, um zu widerstehen.

Ich ging mit langsamen Schritten in einem Abendgarten,
und das Böse, in seiner dunklen Gestalt, war entflohen.
Ein Schweigen der Blumen ergriff mich in seinem Taumel,
und ich überquerte, auf einer hölzernen Barke,
den besänftigten Spiegel eines eingeschlafenen Teichs.

Ein sanfter Friede berührte meine gefrorene Stirn,
ich lag da, stumm, unter den alten, verdrehten Weiden,
und hoch oben wachte der blaue Himmel über meinen Träumen,
besät mit Sternen wie ein Hauch der Kindheit.

Und in diesem Blick, erstarrt von einem langsamen Tod,
verschwand die Angst, und mit ihr der Schmerz.

Da erhob sich, in der klaren und tiefen Nacht,
der blaue Schatten eines Kindes, strahlend und still,
und sein leichter Gesang erhob sich in den Zweigen,
und in der Luft, auf weißen Flügeln des Mondscheins,
erschien das beruhigte Antlitz der Schwester.

IX

Auf Stufen aus Dornen ging ich lautlos,
die Silbersohlen abgenutzt von den Abstiegen,
und ich trat ein, geräuschlos, in das weißgetünchte Zimmer,
wo eine Flamme brannte im erstarrten Schweigen.

Dort verbarg ich meine Stirn im Schoß purpurner Laken,
als wollte ich auslöschen, was in mir bebt.

Doch die Erde öffnete sich plötzlich in einem Stoß
und gab ein Kind zurück, mit Konturen aus anderer Welt —

blasse Mondsichel aus Lehm mit wehrlosem Blick —
das aus meinem Schatten geboren, im Staub hinabrollte,

gebrochene Arme, fortgerissen von der Steinschräge,
ähnlich einem Schnee, den ein schwarzer Wind zerreißt.

DER GARTEN DER SCHWESTER

Im Garten der Schwester ist alles erstarrt im Warten,
ein unentzifferbarer Friede bedeckt die dunklen Büsche;
späte Blumen, rot und blau, neigen sich lautlos,
als hätte das Licht, müde, sich geweigert zu sterben.

Die Erde ist verstummt. Selbst der Wind hat sich entzogen.
Sein Schritt wirft keinen Schatten mehr, er ist weiß geworden,
wie vom Vergessen gewaschen oder dem Äther zurückgegeben.

Ein Zweig erzittert — ein Vogel, eine Amsel, verirrt sich:
ihr Schrei entflieht spät in das Gewebe des Abends,
ohne Echo, ohne Antwort, wie eine verwaiste Note.

Der Garten antwortet nicht mehr. Er schließt sich in sich selbst.
Und in dieser Umfriedung, sanft wie ein Ende,
wo die Dinge darauf verzichten, gesehen zu werden,
flüstert ein uraltes Schweigen etwas Unverderbliches.

Im Garten der Schwester ist alles erstarrt im Warten.
Ein Engel ist geworden.

Ist es jene heilige Zeit, ein Rätsel,
dessen Schlüssel er besitzt, oder ist es etwas anderes,
ein Geheimnis, das verborgen bleibt, unerreichbar?

Diese Welt führt uns manchmal dahin, Antworten zu suchen
dort, wo der Wahnsinn Gestalt anzunehmen scheint,
uns mitreißend in einen mörderischen Traum.

Doch das Kind, unschuldig,
tut nichts als weinen in der eisigen Dunkelheit
seines Heims, als hätte die Kälte der Welt
seine Seele durchdrungen und jede Hoffnung ausgelöscht.

Im Schatten der Nacht gehen hungrige Seelen,
verloren in ihren eigenen Begierden, voran,
ohne zu wissen, wohin sie gehen.
Sie kommen an die Tür eines vergessenen Lichts,
eines Lichts, das sie suchten, ohne es zu finden.

Der Traum ist für sie nichts als eine Lüge,
die sie verschlingen müssen, eine Illusion
zu zerstören. Ihr Schweigen, ein reiner Kristall,
zerbricht unter der Gewalt ihrer Begierden,
und alles, was rein schien, wird zu Staub
unter dem Zorn der Welt.

Der Wahnsinn ist nur ein Name, ein Wort, verliehen
einem Exzess des Denkens, wenn das Leiden
und die Angst den Geist überfluten und dennoch
nichts beruhigt. Die Tropfen
des Schweißes, die auf der Stirn des Einzelnen perlen,
können nichts gegen die Härte der Wirklichkeit,
und alles, was man von einer göttlichen Kraft erhoffte,
scheint so fern, so fern wie
das Echo eines Dämons, der allein vielleicht
ein wenig Trost schenken könnte.

Der Traum des Kindes, dieser Stern, einst
so strahlend, erlischt in einem immer dunkleren Himmel.
Es ist gezwungen, einen Weg zu gehen voller Hindernisse,
einen Pfad aus Steinen und Dornen, die
seine Haut zerreißen. Doch seine Seele, so rein,
fühlt sich fremd in diesem öden, zerstörten Land,
einer Welt, wo das Licht niemals
durchzudringen scheint. Aber es geht weiter, immer,
ohne zu verstehen, ohne zu wissen, wohin diese Reise es führen wird.

Das Kind steigt langsam die Treppe hinab, zögernd,
und schreitet in die dichte Finsternis,
wo die Ratten herrschen. Bald findet es sich
auf dem Friedhof wieder, einem Ort, wo man
ein wenig Frieden zu finden hofft, doch wo
der Tod alles zu verschlingen scheint. Es nähert sich
den Gräbern mit der verrückten Hoffnung, dass vielleicht,
dort, an diesem Ort des Schweigens und der Schatten,
es endlich einen Frieden finden könnte, den es nicht kennt.

Doch die Toten sind diskret, vergessen von
den Lebenden, und der Gedanke, sie zu stören,
ist Wahnsinn. Wozu dienen ihre Gräber,
wenn nicht dazu, ihr Gedächtnis intakt zu bewahren?
Es ist vergeblich, die Särge aufzubrechen,
die Leichentücher zu zerreißen und die
Knochen der Toten zu entreißen, um sie in der Nacht zu zerstreuen.
Jede Geste, jeder Gedanke ist eine Beleidigung
der ewigen Ruhe, die sie gefunden haben.
Das Schweigen der Toten ist heilig.

Es möchte diesem Fluch entfliehen, sich entfernen
von diesem Ort, der ihm immer verfluchter scheint,
doch schon entgleitet sein Schatten, fern,
gleichgültig. Allein nunmehr irrt es durch
diese verfaulte Welt, wo das Licht keinen Platz hat.
Es tritt mit seinen Füßen auf die Reste der Toten,
und jeder Schritt scheint tiefer
in die Erde zu sinken, ohne Hoffnung, herauszukommen.

Von der Kapelle beginnt ein seltsames Leuchten
die Dunkelheit zu durchbrechen. Es erhellt seinen Weg,
doch dieses Licht ist nicht das einer
einfachen Mondin. Nein, es ist ein Weiß

so seltsam, fast unwirklich, erdrückend
alles auf seinem Weg. Es will sich ihm nähern,
sich dieser Helle annähern, doch es weiß nicht,
ob sie vom Himmel kommt oder von einer unsichtbaren Hölle,
die es unwiderstehlich anzuziehen scheint.

Rund um die Kapelle ist die Erde öde,
die Blumen sind verwelkt, und alles, was bleibt,
ist ein scharfer Geruch, der des Todes.
Doch das Licht bleibt, strahlend,
überstrahlt die Nacht. Die Sanftheit der Abendbrise
kann den Schmerz dieses Ortes nicht überdecken,
und nur die Murmeln der Steine
zeugen von seiner ewigen Qual.

Sie scheinen noch eine Botschaft zu tragen.
Sie murmeln Geheimnisse des Bluts, Erinnerungen
im Erstarren der Zeit, Echos vergangener Leiden.

Noch näher zieht die Kapelle ihn an, dieses
seltsame Licht, das ihn festhalten will.
Er ist im Begriff, die Hand auszustrecken, dieses Licht
zu berühren, doch eine andere Hand taucht auf,
dunkel und kalt, aus dem Weißdorn kommend.

Eine unbekannte Gestalt stürzt sich auf ihn,
niederschlagend zu Boden wie eine Botschaft einer Macht,
die er nicht verstehen kann. Wer ist dieser Fremde,
Träger dieser Botschaft, ein Bote
des Elends und des Schmerzes?

Endlich erhebt sich das Kind, schwankend,
sucht dieser Gegenwart zu entfliehen.
Es möchte sich entfernen,

doch das Licht besteht, als wollte es
ihn nicht gehen lassen.

Der andere, schweigend, ohne ein Wort, hängt sich an ihn,
unterdrückt seinen Drang zur Flucht. Die Umarmung ist stark,
hindert ihn daran, diesem Licht zu entkommen,
das ihn zugleich anzieht und abstößt. Wer hält hier
wirklich die Macht? Und was will dieses Licht von ihm?

DAS KIND

Wer bist du also, Wahnsinn, du, der mich hinderst,
so weiterzugehen an diesem Ort, da doch
die Toten mir die Hand zu reichen scheinen,
um mich zu retten? Bist du nicht ein Dämon,
einer jener Wächter aus den Abgründen der Hölle,
oder nur ein Spiegelbild dieser eitlen Welt,
in der ich mich verliere, ohne Ziel, ohne Klarheit?

Deine Gegenwart, so aufdringlich wie unverständlich,
hält mich auf wie ein Schatten, der meine Schritte überzieht,
mich zwingt, zu hinterfragen, was mein Schicksal
zu sein scheint.

Deinen Wahnsinn erkenne ich, er gleicht
einem mörderischen Traum, hinterlistig und tückisch.
In deinem Blick sehe ich die Wahrheit deiner
Grausamkeit sich enthüllen, eine Wahrheit, die
sich verbirgt hinter Masken von Licht
und Schatten. In diesem schwankenden Glanz
scheint es mir, dass du dein eigenes Spiegelbild siehst,
ein Wahnsinn, der zu dir zurückkehrt, grell und
verzerrt. Doch für das Gesicht eines Kindes –
kann eine zu starke

Sie scheinen noch eine Botschaft zu tragen.

Sie murmeln Geheimnisse des Blutes, Erinnerungen,
im Zeitlosen erstarrt, Echos vergangener Leiden.

Näher noch zieht ihn die Kapelle an, dieses
seltsame Licht, das ihn zurückzuhalten scheint.

Er ist im Begriff, die Hand auszustrecken, dieses Licht
zu berühren, da springt eine andere Hand hervor,
dunkel und kalt, aus dem Weißdorn.

Eine unbekannte Gestalt fällt über ihn her,
nagelt ihn zu Boden, wie eine Botschaft
einer Macht, die er nicht verstehen kann.

Wer ist dieser Fremde, Träger dieser Botschaft,
ein Bote des Elends und des Leidens?

Schließlich erhebt sich das Kind, schwankend,
bemüht, dieser Präsenz zu entfliehen.

Es möchte sich entfernen, doch das Licht beharrt,
als wollte es nicht zulassen, dass er geht.

Der andere, schweigend, wortlos, hält sich an ihm fest,
unterdrückt seinen Drang zu fliehen. Die Umarmung ist fest,
hindert ihn daran, diesem Licht zu entkommen,
das ihn zugleich anzieht und zurückstößt.

Wer hat hier wirklich die Macht?

Und was will dieses Licht von ihm?

Wer bist du also, Wahnsinn, du, der mich hinderst,
in diesem Ort voranzugehen, während
die Toten mir die Hand zu reichen scheinen,
um mich zu retten? Bist du nicht ein Dämon,
einer jener Wächter aus den Abgründen der Hölle,
oder nur ein Spiegelbild dieser eitlen Welt,
in der ich mich verliere, ohne Ziel, ohne Klarheit?

Deine Gegenwart, so aufdringlich wie unverständlich,
hält mich an, wie ein Schatten, der meine Schritte befällt,
zwingt mich, das zu befragen, was meine Bestimmung zu sein scheint.

Deinen Wahnsinn erkenne ich wieder, er gleicht
einem mörderischen Traum, heimtückisch und verräterisch.
In deinem Blick sehe ich die Wahrheit deiner Grausamkeit,
die sich enthüllt, eine Wahrheit, die sich verbirgt
hinter Masken aus Licht und Schatten.

In diesem schwankenden Schimmer scheint es mir,
siehst du dein eigenes Spiegelbild,
einen Wahnsinn, der zu dir zurückkehrt, grell
und verzerrt. Doch für das Gesicht eines Kindes –
kann da wirklich ein allzu starkes Licht bestehen,
oder ist es verurteilt, von der Nacht ausgelöscht zu werden?

Fürchtest du nicht die Dornen dieses Baums,
wohin auch deine Schritte sich verirren könnten,
so wie die meinen bluteten, da ich sie ging?
Ich kannte den Schmerz, den diese Dornen zufügen,
diese Wunden, unsichtbar, doch tief.

Auf diesen zerstreuten Knochen, den Toten
einer anderen Zeit, zerbrachen meine Träume,
zerschmettert wie Glas unter einer Last
zu schwer. Mein Auge, nun erstarrt wie Stein,
wurde zum Spiegel dieses versteinerten Orts,
wo alles schwebt in einer endlosen Zeit.

Ich erinnere mich an die Stimmen der Gegangenen,
des Vaters und der trauernden Seelen, alle
Gefangene des vom Tod auferlegten Schweigens.
Ich erinnere mich an den Schrei des geopfertem Kindes
in diesem Sommergarten, an einen Frühling, nun verloren.

Und an die geöffneten Fenster auf diese Welt,
wo die Menschen endlos weinen,
als wären sie ewig verdammt,
in dieser Wüste des Unglücks umherzuirren.

Nur ein wenig Licht, das ist alles, was ich erbitte,
um meinen Weg zu erhellen
in der dichten Nacht dieser verlassen Welt.

DER FREMDLING

Glaubst du also, schon tot zu sein, dass dein Leben
so zerbrochen sei, dich zurücklassend in Dunkelheit,
unfähig, voranzuschreiten?

Du scheinst zu meinen, dass, ohne Licht, dein Schicksal
erstarrt sei, als hätte dieser Ort, diese traurige Kapelle,
für dich entschieden.

Doch woran erinnerst du dich genau,
wenn diese Erinnerung keine tiefe Wunde
in deiner Seele hinterließ?

Das Leben ist ganz und gar eine Folge von Erinnerungen,
einige hell, andere dunkel, doch keine
ohne Schmerz.

Du scheinst zu glauben, eine Minute deines Lebens
könne ausgelöscht, vergessen werden,
als hätte sie nie existiert.

Du behauptest, meine Hand habe dich in den Abgrund gestoßen,
doch siehst du nicht, dass ich dich vielleicht
im Gegenteil befreit habe,
dir so erlaubt, einer zu schweren Last zu entkommen?

Und doch – was weißt du von dieser Welt, die dich umgibt?
Was weißt du von dem, was sie deinen Augen verbirgt,
was deinem Verstehen entgleitet?

Wenn die Tage in die Nacht getaucht sind,
wenn es scheint, dass die Dunkelheit sie verschlingt,
wisse, dass es in diesem Schwarz ein Licht gibt,
das sich niemals völlig zeigt.

Dieses verborgene Licht, zurückgezogen
in das tiefe Blau der Nacht, blendet nur
jene, die wissen, es zu suchen.

Es ist dir gegeben, dieses Leuchten,
doch es enthüllt sich nur, wenn
unsere Augen sich schließen und wir uns hingeben
der Stille des sternigen Himmels,
wo alles möglich wird, selbst das Unsichtbare.

Auf deine Kindertränen, vergossen in dieser kalten Kammer,
hat sich leise ein Stern gelegt.
Er hat deine Träume mit einer sanften Wärme zugedeckt,
der der schüchternen Hoffnungen, einer reifen Frucht,
bereit zu platzen, einer Zukunft, die nur
auf ihr Erblühen wartete.

Das Haus deiner Väter –
war es nicht bezaubert von demselben Licht,
diesem selben Versprechen von Sanftheit,
bevor alles zusammenbrach?

Dein Gesicht ist finster, gezeichnet vom Zweifel,
der dich ergreift. Du scheinst den Glauben an alles zu verlieren,
an dich selbst, an diese Welt.

Doch ist es nicht die Torheit deiner Träume,
die dir entgleitet, der Fremde
in deinem eigenen Geist, oder der Fluss
der Zeit, der unaufhaltsam fließt, getragen
vom sanften Gesang der Dämmerung?

Vielleicht ist es jener Bruder, dieser Teil deiner selbst,
der dir fehlt, dich immer weiter entfernt
von der Wahrheit, verborgen in der Dunkelheit,
wo am Ende alles seinen Platz findet.

DAS KIND

Deine Rede ist mir fremd und beunruhigt mich tief.
Wie könnte ich nicht zweifeln? Noch eben,
als ich die Treppe hinabstieg, fühlte ich die Stufen
unter meinen Füßen nachgeben, als ob
die Welt selbst mir entgleite.

Jede Gewissheit, die mich stützte, jeder Halt,
den ich hatte, wurde plötzlich erschüttert,
fortgetragen in einem Schwindel,
wo nichts mehr fest erschien.

Deine Rede ist ein Rätsel, zu dem ich
verzweifelt den Schlüssel suche.
Welches Geheimnis scheint dich zu verfolgen,
welches Geheimnis spürst du,
da du meine Seele durchbohrst mit diesem Blick,
scharf wie eine Klinge?

Vielleicht bist du der Spiegel meines eigenen Geistes,
widerspiegelst ein Denken, das ich noch nicht begreife,
das mich aber nicht aufhört zu quälen.

Was bewahrst du also in dieser Kapelle,
diesen Ort, den du mich hindern willst zu erreichen?
Und was ist dieses seltsame Leuchten,
das aus ihr hervorgeht, ein Licht
wie gefangen im Blau der Nacht?

Dieses Licht, das mich dennoch anzieht –
ist es nur ein Trugbild, eine Illusion,
ein Spiegelbild dieser trügerischen Welt,
die mich nur ablenkt von dem, was wirklich ist?

Du sagst, mich schützen zu wollen vor dem Abgrund,
vor dem Sturz, der unvermeidlich scheint, doch
könnte dieses Licht, das du mir zeigst,
wirklich fähig sein,
einen bodenlosen Abgrund zu verbergen?

Meine Seele – hast du vor, sie zu täuschen
mit einem zu grellen Strahl, sie zu binden
an diese Welt, die ihr fremd ist, die sie nicht
versteht und die vielleicht
sie niemals wird aufnehmen können?

Du sprichst den berühmten Satz: „Ich ist ein anderer“,
ein Aphorismus, der, wie ein Gift, uns erinnert,
wie sehr unser Wesen uns entgleitet.

Es ist eine Alchimie des Wortes, ein Spiel
mit der Wirklichkeit, eine Illusion, die sich zeigt
unter dem Firnis Apollons, und die wir
für heilig halten.

Doch was verbirgt sich wirklich
unter diesem Schleier, unsichtbar für unsere Augen,
den wir niemals zu heben wagen?

DAS KIND

Gelangen wir also nicht dazu, zu erhellen?

Oder ist vielleicht alles nur Oberfläche,
ein Firnis, der in der Tiefe nichts verbirgt?

Das Licht würde dann nichts anderes tun,
als mit unseren Sinnen zu spielen,
ohne uns jemals zu geben,
was wir von ihm erhoffen.

Was also blieb mir in dieser Welt verborgen,
was entgleitet mir und bleibt für mich
ein ungelöstes Geheimnis?

Diese Welt scheint ebenso verrückt
wie die in mir, die eine Wahrheit sucht,
die sich niemals findet.

In den Falten dieses Schleiers –
was verbirgt sich meinen Augen?
Was sollte ich sehen und kann es nicht,
geblendet vom Licht?

Nichts ist wahrhaft sichtbar, alles scheint
sich zu verstecken in dem, was uns gezeigt wird,
wie ein Detail, das unserem Verstehen entgleitet.

Das Universum selbst scheint nur ein Paradox zu sein,
ein vollkommen geordnetes Ganzes, wo alles seinen Platz hat,
aber wo doch alles immer außer Reichweite bleibt.

So täuscht uns der Blick selbst,
denn es scheint, dass wir das Ganze dessen,
was wir sehen, nicht begreifen können,
außer unser Auge umfasste es in seiner Totalität.

Doch was vermag das Licht,
wenn unsere Augen nicht bereit sind, es aufzunehmen?
Wenn die Seele in ihrem Schauen nicht vorbereitet ist,
das zu sehen, was das Licht wirklich enthüllen könnte?

Ist es also die Seele, die allein
die wahre Natur der Dinge wahrnimmt,
während das Auge sich begnügen muss
mit dem bloßen Schein?

DER FREMDLING

Willst du also der Torheit nachgeben,
dich hingeben an eine Welt,
wo alles sich auflösen scheint,
wo der Traum zum unerreichbaren Trugbild wird?

Es ist eine mächtige Versuchung,
zu fliehen, der Elendigkeit zu entkommen,
einer Welt, deren einziges Ziel
das Vergessen zu sein scheint.

Doch ist das nicht ein Abweichen
vom wahren Sein,
eine Existenz ohne Sinn,
ein verfehltes Werden,
eine versäumte Möglichkeit zur Transzendenz?

Träumen ist nicht so schlimm, wenn man weiß,
dass das Erwachen immer möglich ist.
Man muss nur den Spiegel dieser wahnsinnigen Welt zerbrechen,
die uns nur Illusionen zurückwirft.

Um diesem Gewirr zu entkommen,
muss man das Tier töten, das uns gefangenhält,
jene dunkle Kraft, die uns immer wieder verführt

in eine unmittelbare Gegenwart,
wo alles verzehrt und zerstreut wird,
noch bevor wir seiner gewahr werden.

Was ich dir verkünde,
ist ein „Frühling der Seele“,
eine Chance, neu zu erstehen,
den Traum zu überwinden, der dich fesselt,
und endlich anders zu leben.

Die Seele lässt sich nicht niederschlagen
durch die Illusion des Vergänglichen:
sie sehnt sich nach etwas Größerem,
nach einem Anderswo, das alles verzehrt,
was tot und sterblich ist.

Dieser Traum darf keine Flucht sein,
sondern eine Reise,
ein Bad aus Licht,
wie ein reines blaues Himmelsgewölbe,
das jeden Winkel unseres Daseins erhellt.

Es gibt keinen Gegensatz
zwischen dieser Welt und einer besseren,
zwischen Licht und Dunkelheit.

Manche glauben, es gäbe einen wunderbaren Ort,
einen Teich der Illusionen,
wo silberne Fische schwimmen.
Doch ich tauche in diese Wasser
mit den gespiegelten Sternen,
und ich sehe darin nur Kröten,
diese Menschheit, die verirrt umherirrt,
verloren in ihrem Verlangen nach Flucht.

Diejenigen, die diese Sterne vergessen wollen,
die schwören, dass es Licht nur
im Sommerhimmel gibt –
diese sind wie Tiere,
die sich im Schlamm ihrer eigenen Unwissenheit verstecken.

Dieses Tier, diese Kraft,
die unsere Seelen bewohnt und uns blendet,
ist es, die unter dem Glanz des Goldes
eitle Gedanken zum Schimmern bringt.

Sie meint, sich durch äußere Güter erleuchten zu können,
doch der wahre Glanz liegt anderswo,
im Blau des reinen Lichts,
das weder in der Eitelkeit
noch in der Illusion des Goldes zu finden ist.

Der Blitz, ebenso wie die Aufhellung,
ist eine vorübergehende Erscheinung,
ein kurzer Glanz,
der sich sogleich wieder in den Wolken verbirgt.

Man sagt, dass der Lichtblick stets
auf das vergangene Gewitter folge;
doch in Wahrheit folgt nur ein Schatten,
die Erinnerung an die Schritte,
die durch die Finsternis gegangen sind.

FINSTERNIS

Wenn der Geist in uns fällt,
wenn der Abend unserer Seele sich senkt,
dann lässt er das Blau des Himmels bluten
von jener unendlichen Klarheit, die sich
in den heiligen Regen filtert, einen Regen,
der reinigt und uns von unseren Illusionen befreit.

Auf einer Lichtung hört eine Schwester den Bruder
singen, einen Hymnus der Dämmerung, gemischt
mit den Liedern der Vögel, die das Ende des Tages grüßen.
Sie wendet sich dann um, zerschlägt die Steine
und Felsen auf ihrem Weg, stößt die versteinerten
Blicke der Männer zurück, die in ihrer eigenen
Verzweiflung erstarrt bleiben. Die Poesie
dieses Augenblicks wird zur Brücke zwischen der Welt
von vorher und der von nachher, ein wiedergefundenes Licht
in der Finsternis, eine Botschaft der Hoffnung in der Nacht.

Doch dann umhüllt uns der Schlamm unserer Existenz,
wie Morpheus, der den Dichter einschläfert
in einem endlosen Traum.

In diesem Schlaf erreicht uns das Murmeln
der Wahrheit, ein geistlicher Gesang,
ein wiedergefundenes Licht. Die Nacht,
durch ihre Dichte und ihr Schweigen, befreit den Tag
von seiner eigenen Eitelkeit, von jener Illusion,
die uns hindert zu sehen, was ist.

Die Schwester, sie ist nichts mehr als Tränen,
doch diese Tränen glänzen nun im wiedergefundenen Licht.
Der Bruder, Tröster, bricht die Einsamkeit
dieses Schmerzes, bringt Frieden, wo nur Qual war.
Der Mauersegler, Bote der Stürme,
verstummt endlich, und in diesem nächtlichen Blau
stellt sich der Friede ein. Die Geister, beruhigt,
sehen das Licht nun anders, nicht mehr
als Quelle der Illusion, sondern als Herd der Wahrheit.

Vergeblich ist es, mein Kind, von einem Jenseits zu träumen,
von einer höheren Welt, die unsere Ängste löst.

In der brennenden Kapelle, wo die Freunde
versammelt sind, gibt es nichts weiter
als ein weißes Tuch auf kaltem Stein,
den flüchtigen Glanz eines Lichts, das nicht dauert.

DAS KIND

Du sagst dunkle Dinge, Fremder. Und das
beunruhigt mich mehr, als ich geglaubt hätte.

Während du sprichst, sehe ich wieder das Schloss.
Alles scheint so fern. Dort, im Hof,
rührt sich nichts. Es ist, als wäre alles
ein für alle Mal erstarrt. Sogar die Götter,
die einst meine Kinderträume bevölkerten, sind verschwunden.

An ihrer Stelle, eine Quelle. Ein klares Wasser,
ja... aber seltsam, als hätte sich das Licht
der Welt daraus zurückgezogen.

Ich erinnere mich: ich habe die Lippen hineingetaucht.
Ich glaubte einen Augenblick, dort etwas zu finden,
das retten könnte. Doch diese Frische
hatte kaum Zeit, mich zu erreichen.

Ich wurde verschlungen.
Hinabgezogen in eine Art Grotte.
Die Luft war dort schwer, zu dicht.
Eine Angst war da, uralte,
als wollte mich etwas ausliefern
an Kräfte ohne Namen.

Ich blickte in den Brunnen. Und dort, ein Gesicht.
Erstarrter Schrecken. War ich es? War es ein anderer?
Ein ertrunkener Mensch?

Ich floh vor mir selbst. Dem Spiegel.
Diesem wahnsinnigen Bild im Wasser.
Es ergriff mich wie eine Hand.
Ich war gefangen, ohne es zu wissen.

Und dann... die Mutter aus Eis.
Sie erschien lautlos. Kälte in meinen Adern.
Es war kein Traum. Ich spürte ihre Gegenwart.
Und ich floh. Schlangen unter meinen Füßen.
Ich blickte nicht zurück.

Auf der Straße, ein Pferd.
Doch ich wusste es nicht zu halten.
Das Schicksal ging an mir vorbei,
ohne auch nur zu verlangsamen.

Dann — der Engel. Er leuchtete.
Ein nächtiges Licht. Ich wollte mich nähern.
Seltsame Sanftheit. Doch sobald ich mich bewegte,
verschwand er. Verschluckt von einem Stein.

Seitdem gehe ich. Ich gehe ohne Richtung.
Die Bäume um mich sind zu anderen Dingen geworden.
Schatten. Vergangenheit, die mich nicht loslässt.

Und immer, hinter mir, dieses schwarze Kleid.
Eine Präsenz. Eine Gestalt. Sie folgt mir.
Ich weiß es. Ein Pfarrer? Vielleicht.
Verflucht. Er lässt mich frieren.
Er kündigt nichts an. Er gibt nichts.

DER FREMDLING

Du hast die Etage der Träume verlassen,
aufgegeben, was dir noch Zuflucht war.

Was du zu berichten glaubst
von dieser Reise, das ist nicht die Wahrheit,
sondern eine Reihe von Bildern.

Das Schloss, du glaubst, es sei leer —
das ist es nicht.
Es gibt einen Blick, irgendwo,

DER FREMDLING

Von einem Fenster aus. Dein Bruder. Er hat dich gesehen.
Er ist dir gefolgt.

Dieses Gewicht, das du fühlst, ist nicht der andere.
Es bist du. Das, was du nicht ins Wasser
zu schauen wagst.

Du sagst, die Mutter sei aus Eis — und du willst
sie verbrennen? Willst du, dass der Engel dir eine
fertige Wahrheit zeigt, schön zurechtgeschnitten?
Doch das Licht — du willst es besitzen.
Und schon dieser Wunsch ist Schatten.

Der Dämon, den du fürchtest, er ist nicht draußen.
Er ist in dir. Er war da, bevor du ihn suchtest.
Er wartete. Du willst hart sein. Zu Stein werden.
Nichts mehr fühlen. Doch den Engel,
du fliehst ihn nicht — er ist in dir.
Du weichst nur vor dir selbst zurück.

Du weißt nicht, dass die Schwester sich schon umgedreht hat.
Sie hat dich gesehen. Sie hat zerbrochen, was dich hielt.
Du bist nicht mehr im Stein. Du glaubst, die Bäume
beobachten dich? Es ist deine Vergangenheit, aufgerichtet,
die sich weigert, zu schweigen. Doch der Stein ist gefallen.
Und der Himmel hat begonnen, sich zu öffnen.

Noch hörst du nicht. Doch der Gesang ist da. Schwach,
aber er ruft dich. Es ist dein Bruder, ja. Er hat gesehen.
Er hat verstanden. Er wartet auf dich.
Er spricht nicht — er singt.

Alles hier ist aus Gebeinen gemacht. Doch jeder
dieser Knochen hat eine Geschichte. Einen Schatten. Ein Leben,
das keine Zeit hatte. Der Schatten von Tom
ist entflohen. Du läufst ihm nach. Doch wisse:
Das Licht kommt erst nach dem Schatten. Es ist er,
der es gebiert.

Das Licht, von dem du sprichst, das du begehrst,
es lügt dich an. Es glänzt zu sehr. Es blendet dich.
Du musst die Nacht durchqueren. Es gibt keinen anderen Weg.
In eben dieser Finsternis verbirgt sich
das, was du suchst.

Gott hat dich bewahrt. Darum lebst du noch.
Aber nicht im Sichtbaren erwartet er dich.
Sondern in dem, was du nicht sehen willst.

Vergiss die Gewissheiten. Vergiss, was man Wirklichkeit nennt.
Nichts ist klar. Alles ist verhüllt. Und dennoch — alles
ist gegeben.

Du willst das Tier töten. Doch das Tier, das ist dieses Licht.
Das, welches du erfunden hast. Es ist dir entglitten.
Es hat dich verbrannt. Es stammt aus der Kindheit.
Es spricht eine Sprache, die du nie gelernt hast.

Du hast das Leben gegraben, um darin ein Geheimnis zu suchen.
Aber es gibt kein Geheimnis. Alles ist da. Nackt.
Es genügt eine Geste, ein Blick. Das Licht ist
in den Finsternissen. Es ist nirgends sonst.

DAS KIND

Du sagst, eine Schwester habe mich befreit, sie habe
die Felsen zerbrochen, als könne ein einziger Blick
auflösen, was bindet und was zermalmt. Doch
ich weiß, dass nichts mit einer Geste verschwindet,
dass diese Welt sich nicht auf Illusionen reduziert.

Der Hass, er lügt nicht. Er ist da, roh,
unbeugsam, ohne Maske. Er verbirgt sich nicht
hinter Schleiern des Lichts. Du sagst,
ich sei blind, ich schaue falsch — doch
du bist es, der nichts sieht, du, der dich blendest,
weil du alles retten willst.

Ich aber sehe im Glanz des Hasses eine nackte Wahrheit,
eine Wahrheit, die deine Worte beschönigen,
die deine Hoffnung schwächen.

Ich bin über Gebeine gegangen. Sie knackten unter
meinen Schritten, aber sie gaben nicht nach. Der Tod,
diese stumme Gefährtin, klebt an meiner Haut,
folgt mir, hartnäckig, unveränderlich. Und du redest
von dem, was mir gegeben sei — als hätte die Gabe
noch einen Sinn. Doch ich will nichts empfangen.
Ich will etwas, das wirklich erhellt,
das der Nacht standhält. Keine Versprechen,
keine Zeichen. Nur ein festes Leuchten, das widersteht.

Ich war im Wald, als die Glocken erklangen.
Und dort, auf der Lichtung, wandte sie sich um,
die Schwester — langsam, wie von einer Ahnung gedrängt.
Sie sah mich. Sie erkannte mich vielleicht.
Aber da war nichts Strahlendes, nichts Wunderbares.

Im schwarzen Wasser des Bachs
keine Schuppe, kein silberner Schein.

Am Ufer Männer, reglos, ohne Waffen,
die Augen überflutet von zurückgehaltenen Tränen,
als wüssten sie schon, dass kein Trost kommen würde.
Weiter, ein Toter, umgeben von wenigen Lebenden,
schweigend. Ein wenig Myrte auf seinem verschlossenen Gesicht.
Die Glocken grüßten ihn langsam, und ich fühlte,
dass etwas, dort, für immer fortging.

Und du, du redest. Du erklärst weiter,
reichst mir Bilder. Du willst, dass ich das Gesicht
eines Engels einfange, dass ich mich führen lasse
von einem Licht, das ich nicht sehe. Aber
was sollte ich damit anfangen? Es erhellt mich nicht.
Es verwirrt mich. Es lässt mich allein. Seit du
mich zu Fall gebracht hast — seit jenem Moment —
weiß ich nicht mehr, wo ich bin. Alles ist dunkel geworden,
verwirrt. Nichts fügt sich zusammen.

Im Brunnen habe ich einen Mörder gesehen. Vielleicht—

DAS KIND

Ich. Vielleicht jemand, der in mir wohnt.

Und ich hatte Angst. Wenn Töten mich rettet,
was bedeutet dann Leben? Ich beginne zu fragen,
ob auch du nicht etwas verbirgst,
einen Teil Schatten, unter deinen schönen Worten,
unter deinem Anschein von Weisheit.

Du hast mich abgelenkt von der einzigen Klarheit,
die ich hatte, und nun willst du, dass ich dir noch glaube.

Aber ich denke, dass das, was von den Toten kommt,
nicht unbedingt schlecht ist. Manchmal genügt
eine einzige Träne, um zu sagen, dass ein Leben gezählt hat.
Und du, sag mir: Über welches Elend
hast du je geweint? Deine Worte klingen
wie Glas, sie glitzern, aber sie wärmen nicht.

Vielleicht bist du ein Spieler, ein Illusionist,
einer jener Gaukler, die mit Worten jonglieren,
zu abgenutzt, um noch etwas zu sagen.

Ich aber ziehe das Schweigen vor.
Selbst von Schmerz durchwoben,
spricht es wahrer als all dein Gerede.

Es bleibt vielleicht nur noch Hilfe
im gequälten Geist. In diesem Wahnsinn,
der die leichten Tröstungen verweigert,
der unter dem gespannten Leichentuch
den ganzen menschlichen Unrat verbirgt.

Die Wahrheit ist dort, im Schweigen
der trostlosen Seelen. Verschone mich
mit deinem Weg, Fremder. Bewahre deine Klarheit
für jene, die noch glauben wollen.

Ich aber bin von der Nacht. Von dieser dunklen Nacht,
die die Augen öffnet,
wenn das Licht sie schließt.

DER FREMDLING

Du bist wie ein Nachtfalter, gierig nach Klarheit,
suchend, der Dunkelheit zu entkommen, die dich verzehrt.
Doch in dieser Suche müsstest du töten
das Kind, das du bist, alles zerbrechen,
was falsch geboren ist in dir, die Uhren anhalten
und die Zeit aussetzen.

Denn in deinem Gesang an die Nacht
ist es der Tod, der kommt und schlägt,
in der Finsternis der Welt,
derer du entfliehen willst.

Du meinst, die Schwester, die sich dem Wahnsinn
des Bruders zugewandt hat, habe sich nicht
selbst verdammt? Glaubst du, dass sie in ihrer Lichtung
die Erlösung fand?

Die Narren haben aus der Welt
eine abgezogene Rinde gemacht,
alles zerstörend, was von Menschlichkeit blieb,
das Leichentuch zerreißend von dem,
was unrein ist, was zu Schlamm wurde.

Aus diesem Wahnsinn wurden die Toten geschändet.
Man exhumiert aus dem Menschen,
was nichts mehr ist als Rauch,
nur Illusion und Verwesung.

Du träumst von einem Licht, einem Licht,
das die Nacht deiner Seele auslöschen könnte,
die Gespenster vertreiben, die deine innere Dunkelheit bewohnen.
Doch die Wirklichkeit ist, dass du die Bestie töten musst,
die in dich eingedrungen ist,
die dich in dieses Umherirren führt.

Es gibt nichts in dieser Welt,
das dir wirklich gegeben wäre.
Alles ist nur Anschein,
nur Verstellung, ein Zerrspiegel,
in dem wir uns betrachten,
ohne uns je wirklich zu erkennen.

Du rennst deiner eigenen Schatten nach,
glaubst, sie einholen zu können.
Aber spürst du nicht, wie nah er ist,
fast an deine Schritte geheftet?

Dein Blick ist fern, verloren am Horizont,
suchend in den Sternen eine Nähe,
die nicht existiert. Du träumst,
in diesem Augenblick, von einer Geschichte
zu erzählen – aber es ist nicht deine.

Alles ist darin verfälscht, jedes Detail,
jedes Bild, jede Erinnerung.
Erinnere dich an die Wurzeln
der seltsamen Wildkirsche,
die dir einst Nahrung schien.

Es ist im Leim dieser verrückten Welt,
dass deine Seele gefangen ist,
beschwert, im Netz gehalten.

In diesem fliehenden Garten, hast du nicht
die Übelkeit gespürt? Im Blick des Anderen
hat sich dein Leben ausgelöscht,
als zählte nichts mehr von dem, was du warst.

Es gibt keine schlimmere Hölle,
als von sich selbst geleert zu sein,
ohne jedes Verlangen, jede Absicht,

reduziert auf ein bloßes „Da“,
das man sich nicht einmal mehr aneignet.

Und siehe, da bist du nun das Objekt
eines gefangenen Bewusstseins,
ein Wesen unter anderen, erdrückt
unter der Last eines äußeren Blicks.

Du wolltest dich daraus befreien,
deine Seele entreißen
dieser bedrückenden Existenz,
aber du bist nichts als ein Detail
im Blick einer gleichgültigen Welt.

Du wirst dieses Auge beneiden,
diesen Blick, den du glaubst
bewahren zu können, denkend,
er könne nicht eindringen
in die Tiefen deiner Seele.

Doch du klammerst dich an diesen Traum,
an die Illusion, ihm entkommen zu können.
Und du merkst, dass die Fasern
dieser Nähe, dieser Vereinigung,
die du suchst, nunmehr—

Fern, unzugänglich. Gefangen wendest du dich um
auf deine Vergangenheit, dieses Gewirr von Erinnerungen,
und du weinst still, immer gewesen zu sein, was
du bist. Im Blick des Anderen hat dein Leben geendet,
und du bist nichts mehr als Wurzeln einer Wildkirsche,
die nun nicht mehr ist als ein steriler Baum,
vergessen im Schlamm der Welt.

DAS KIND

Es genügt ein einziger Blick, um den Blick
des Anderen abzulenken, seine Lider zu schließen
und ihn zu sich zurückzuholen. Denn indem er mich ansieht,
ist nicht auch er Gefangener meines Blicks,
der Not, die ich in mir trage, nährend
seine eigenen Leiden von dem, was er in meinem Blick stahl?

Und plötzlich erlebte ich diese Macht wieder,
die Macht zu besitzen, zu herrschen durch die Tat
des Blicks selbst. Doch was ist das,

letztlich, diese Bank, die gerade versunken ist,
ein bloßes Ding unter den meinen, ein Besitz,
nichtig, der am Ende nur Wert hat im Vergessen
der Wurzeln eines alten Wildkirschenbaums?

Ich überlasse den Garten diesem verletzten Blick,
diesem Blick, der mich schon verlassen hat.
Nun ist er allein, diese Welt neu zu zeichnen,
wiederaufzubauen, was ausgelöscht war.

Doch siehe, da kreuzen meine Schritte die eines anderen,
und dieser ergreift die Bank, die ich verließ.

Der Neuankömmling, erstarrt auf der Bank, scheint gleichgültig,
fast feindlich. Er rührt sich nicht. Wird er seinerseits
mit dem Blick spielen, einem mörderischen Blick,
einem Glanz, stärker, entschlossener?

Kein Zufall, denn alles in diesem Spiel scheint gelenkt.
In dieser Welt gibt es keine Rückkehr,
keine mögliche Erlösung. Die Würfel sind gezinkt,
und in diesem Spiel der Narren wird keine Summe

ausgelöscht, jeder Zug gezählt, jeder Blick
zeichnet eine Niederlage oder einen Sieg.

Die Blicke kreuzen sich, und in dieser Begegnung
werden Seelen zerrissen, zerbrochen von dieser ständigen
Suche nach Wahrheit, dieser Suche nach einem Sinn,
der immer ungreifbar bleibt. Und doch ist da, in dieser Nacht,
ein dunkles Licht, eine Wahrheit, die aus dem Schatten auftaucht,
eine Wahrheit, die die Vorurteile verdunkelt,
die die Nichtigkeit der eitlen Blicke übersteigt.

Dieses Licht, auch wenn es dunkel ist, ist fruchtbar.
Es befreit uns von der Illusion, aber nur
für jene, die, im Schweigen der Nacht, bereit sind,
zu hören, was der Geist flüstert.

LIED AN DIE NACHT

Der Dichter

Aus dem Schatten eines Atems geboren, gehen wir in Ungewissheit,
gleichgültig gegenüber der Richtung des Windes, wie irrende Gespenster,
beraubt jedes Sterns, der uns führen könnte.

Unsere Existenz entfaltet sich in absolutem Schweigen,
einem Schweigen, das nicht vom Ende der Dinge spricht,
sondern von ihrem abwesenden Ursprung, einem Anfang ohne Namen,
ohne Ursache, und vor allem ohne Ziel. Wir sind zugleich
die Schatten und die unsichtbaren Fäden dessen, was war,
verloren in der Unermesslichkeit dessen, was nicht mehr ist,
in einer Zeit ohne Anfang und Ende, erstickt von unendlicher Abwesenheit.

Wer sind wir? Was ist unser Schicksal, wenn nicht
dieser blinde Marsch in einen Abgrund, den wir nicht kennen,
und den wir nicht kennen wollen?

Die Nacht

Ihr seid die Kinder des Vergessens, geboren aus dichtem, formlosen Nebel.
Ihr seid jene namenlosen Seelen, verloren in der Unendlichkeit
und im Staub dieser verwüsteten Welt, und euer Weg ist
der eines schwachen Atems in einer Nacht ohne Horizont.

Die Zeit ist für euch nur ein weites Nichts, in dem
sich eure Gedanken entfalten wie Wolken ohne Himmel.
Ihr seid keine Wanderer, sondern endlose Gespenster,
die ihre Schritte in der Finsternis eines gleichgültigen Kosmos schleppen.
Die Suche nach Sinn, nach Wahrheit, entgleitet, ohne euch je zu streifen.
Ihr seid Schatten unter Schatten, Murmeln
in einer Asche-Stille. Und bei jedem Schritt
verliert sich das Echo eurer Existenz im Leeren,
als ob ihr niemals gewesen wäret.

Der Dichter

Wir strecken die Hand aus, die Finger verwundet
vom Fehlen all dessen, was uns gehören könnte.
Wir irren wie Bettler vor einer verschlossenen Schwelle,
schreiend in den Wind, doch erwartend nichts mehr.

Jeden Tag suchen wir einen Sinn, ein Versprechen,
das niemals kommen wird. Unsere Blicke verlieren sich im Leeren,
wie Blinde, die die Nacht absuchen, ohne die Morgenröte zu erblicken.
Es gibt weder Hoffnung noch Licht am Ende unserer Tage,
nur das kalte Schweigen dieser undurchdringlichen Tür.

Die Nacht

Ihr klopft an eine Tür, die nicht existiert, an eine Schwelle,
die niemals für euch gemacht war, und ihr versteht nicht,
dass eure Suche vergeblich ist, dass nichts euch erwartet
hinter diesen Mauern des Schweigens.

Ihr seid Blinde in einer Welt, die eure Augen nicht erfassen,
Gespenster, die das Ende dieses Traums erwarten,
um zurückkehren zu können in die Finsternis,
diese Finsternis, die euch ausmacht,
die ihr aber weder fliehen noch umarmen könnt.

Euer Murmeln, euer innerer Schrei, ist nichts als eine Brise,
die sich in der Luft verliert, vergessen,
noch bevor sie die Seele dieser Welt berührt.

Ihr, Kinder des Nichts, seid auf der Suche nach einem
noch tieferen Schweigen,
jenem, das alles verschlingt, selbst eure eigenen Wünsche.

Ihr seid aus dem Echo geboren,
doch dieses Echo geht in jedem Augenblick verloren
in der abwesenden Erinnerung des Kosmos.

Der Dichter

Wir gehen ohne Ziel, Schritte ohne Spur,
ein Atem ohne Ende. Wir sind die Wolken,
flüchtig und vergänglich, bewegt von einem Wind,
den wir nicht lenken, getragen von einer Kraft,
größer, als wir sie verstehen können.

Wir sind jene zarten Blumen,
zitternd in der Kälte der Nacht, erwartend den Augenblick,
da der Tod, in seinem stummen Tanz,
kommt und uns niedermäht.

Wir sind jene Schatten, die in der Welt schweben,
ohne je wirklich gegenwärtig zu sein.

Und ringsum erlischt das Leben, wie eine Flamme,
die flackert und stirbt, um nur einen Augenblick später

in einem anderen Körper wieder zu erstehen,
in einem anderen Atem.

Doch diese Wiedergeburt ist nur Schein.
Denn jeder Atemzug, jeder Herzschlag
bringt uns näher an jene Leere,
die wir suchen, ohne sie beim Namen zu nennen.

Die Nacht

Ihr seid wie diese Wolken, vergänglich,
verweht von einem Atem, der euch nicht gehört.

Ihr seid zerbrechlich, wie diese Blumen, die zittern
unter der Last des Todes, und ihr wisst nicht,
dass es für euch keine Erneuerung gibt.

Euer Atem ist Staub, ein aufgehängter Augenblick
im Vakuum des Universums.

Ihr klammert euch an dieses fragile Licht,
das euch durchdringt, doch es ist nichts
als der Schimmer eines zerbrochenen Traums,
eine Illusion, die zerrinnt, sobald ihr glaubt,
sie erfasst zu haben.

Ihr seid das Echo des Endes, das Spiegelbild einer Welt,
die euch einen Augenblick Dasein gab,
um euch besser im Nichts zu verschlingen.

Was ihr Leben nennt, ist ein kurzer Atem,
ein flüchtiger Funke in der unendlichen Finsternis,
eine Fata Morgana, die ihr verfolgt,
ohne sie je zu erreichen.

Und wenn ihr zusammenbrecht,
werdet ihr nichts hinterlassen außer Leere,

wie eine Spur, die der Wind
im selben Augenblick verweht.

Der Dichter

Wenn die letzte Qual kommt, jener Punkt,
wo jeder Widerstand der unwiderstehlichen Kraft
der Finsternis nachgibt,
werde ich keine Barriere errichten.

O ihr, finstere Mächte, Gäste der Nacht,
ihr, die ihr der Weg ohne Rückkehr seid
hin zu jenem großen Schweigen,
wo alles sich auflöst, wo alles erlischt,
ich werde der Schatten unter den Schatten sein,
mich einfügend in eure Leere.

Ihr führt mich ohne Umwege
zu jenem namenlosen Abgrund,
und in der eisigen Nacht der Existenz
bin ich nichts als ein Beben,
eine irrende Seele, die das Ende
eines gesichtslosen Leidens sucht.

Euer Atem, eisig und mächtig, legt sich auf mein Wesen,
verzehrt mich langsam mit einer klaren Flamme,
einer Flamme, die weder Licht noch Wärme ist,
sondern eine Glut, ein Leuchten, das mich erhellt,
bevor es mich verschlingt.

Das Feuer eures Schweigens, so brennend wie die Abwesenheit,
reduziert mich zu nichts.

Die Nacht

Ja, du, der du auf diesem Weg der Finsternisse gehst,
du wirst eines Tages der sein,

der sich mitreißen lässt, ohne Kampf, ohne Hoffnung,
hin zur tiefsten Dunkelheit.

Deine Widerstände werden zerbrechen wie ausgefrante Fäden
unter dem Druck dieses großen Schweigens,
und dein letzter Atem wird sich
ins Unsichtbare auflösen.

Du kannst diesem langsamen Marsch zum Ende nicht entkommen,
du kannst nichts gegen mich tun,
denn ich bin die Ewigkeit, die alles verschlingt.

Der Atem, den du fühlst, ist nichts
als die eisige Berührung des Vergessens,
jene fahle Flamme, die flackert und dich verzehrt.

Und selbst wenn du in einem flüchtigen Glanz brennst,
weißt du, dass dieses Licht nur deinen Sturz beschleunigt,
dass es erlöschen wird wie ein Echo
in einem Abgrund ohne Ende.

Die Träume, jene schwachen Sterne in deinem Geist,
entgleiten deiner Reichweite, verlieren sich
in namenlosen Weiten, in Räumen,
wo die Worte keinen Sinn mehr haben,
wo der Traum schwer wird und gesichtslos.

Du kannst diese Reiche nur streifen,
und doch verlierst du dich bei jedem Versuch
noch tiefer in der endlosen Nacht,
dieser Nacht, die dich zugleich offenbart
und dich in jedem Augenblick zerstört.

Der Dichter

Ich sinke, ja, ich sinke in diese Nacht ohne Wiederkehr,
wie ein Schiff ohne Steuer, verloren
in der Unermesslichkeit des schwarzen Meeres.

Ich lasse mich verschlingen von diesem Schweigen,
wo kein Echo widerhallt,
wo das Wort stirbt, bevor es gesprochen wird.

Ich bin in diesem Augenblick ein Schatten unter Schatten,
ein Atem unter den verlorenen Atemzügen.

Nichts gehört mir, nicht einmal dieser Traum,
der mir entgleitet bei jedem Versuch, ihn zu fassen.

Diese Nacht, diese Leere, dieses Schweigen —
alles spinnt sich um mich wie—

Ein Spinnennetz, das ich nicht zerreißen kann.

Und doch, bei jedem Schritt, gehe ich weiter,
nicht aus Hoffnung, sondern aus dieser seltsamen Notwendigkeit,
die in der menschlichen Seele geboren wird, die, zu durchqueren
selbst den Abgrund, um zu erreichen, was zugleich
so nah und so fern scheint: das Ende. Aber dieses Ende,
ich weiß es jetzt, ist nichts als eine Illusion.

Denn wenn alles zusammenbricht,
bleibt nur die Nacht, unveränderlich, und ihre kalten Arme,
die mich aufnehmen ohne Urteil, ohne Ende.

Die Nacht

Du siehst wohl, Dichter, dass dein Traum zerbricht
in dem Augenblick, da du versuchst, ihn zu erfassen.

Du bist wie eine Fata Morgana in einer endlosen Wüste,
und was du glaubst gefunden zu haben, ist nur eine Illusion

unter den Illusionen. Ich bin das Unsichtbare,
das weder Gestalt noch Namen hat,
und wenn du meinst, endlich zu berühren,
was dir entflieht, verlierst du dich nur noch mehr
in meinen Tiefen. Dieser Weg, den du gehst,
diese endlose Nacht, wird dich dorthin führen,
wo die Worte keine Macht mehr haben,
wo das Licht nicht mehr gehört werden kann.
Und doch gehst du weiter, vielleicht für einen letzten Atemzug,
vielleicht für einen letzten Traum, ausgelöscht in der Finsternis.

Und in dieser Nacht wirst du finden, nicht das Ende,
sondern die Ewigkeit, die alles verschlingt,
die keinen Anfang und kein Ende kennt.
Der Weg zum endgültigen Schweigen
ist der einzige, der dich zu dem führt,
was du suchst, auch wenn du es noch nicht weißt.

Der Dichter

O finstere Nacht, du, die du das Herz selbst der Dunkelheit bist,
du, die du die unergründliche Tiefe und den Abgrund bist,
wo alles sich verliert — wer wagt es, die Unermesslichkeit
deiner Abgründe zu ergründen? Wer wird verstehen,
die Bosheit, die sich verbirgt in deinen dunklen Falten,
wo das Licht keinen Weg bahnt,
wo die Seele verschlungen wird in einem Grundlosen Meer?

Denn in dir spiegelt sich alles, selbst das,
was unseren Augen entgeht, selbst das,
was unaussprechlich bleibt. O Nacht, du, die alles siehst
und die niemand sieht, du bist die Maske,
die erstarrt vor unserem Leiden.

Wir, arme Sterbliche, wir strecken uns dir entgegen,
ohne zu begreifen, dass in deinem Schweigen
es unser eigenes Unglück ist, das wir erkennen,
dass es unser eigenes Ende ist, das uns erwartet.
Vor uns erhebt sich diese Gestalt,
diese erstarrte Maske, dieser unsichtbare Feind,
der weder Form noch Gesicht hat,
der aber unsere Kämpfe verhöhnt.

Er nährt sich von unseren gestürzten Gesängen,
von unseren zusammengebrochenen Hoffnungen,
und in seinem steinernen Gelächter erlischt alles.
Unser Schmerz bricht an ihm, ohne Echo.
Unsere Freuden verzehren sich im Staub der Zeit.

Und doch wissen wir immer noch nicht,
in unserer Blindheit, was in uns geschieht,
was in unserer Seele weint,
was stirbt in der Dunkelheit unseres Seins.

Die Nacht

Dichter, du, der du begreifen willst, was dir entgeht,
weißt du überhaupt, was du zu finden begehrt
in dieser Finsternis, wo alles sich auflöst und alles sich verliert?

Du sprichst von meinen Abgründen,
aber was weißt du von der Tiefe dessen, was ich berge?
Ich bin die Nacht, die verschlingt und die schützt,
der undurchdringliche Schleier, hinter dem sich die Wahrheit verbirgt,
aber auch die Wahrheit, die stirbt.

Ich bin diese Maske, diese Gestalt, die dir entgeht
und die dich doch unaufhörlich trifft.
Du, zerbrechlicher Mensch, der du meine Finsternisse ergründen willst,

du siehst nicht, dass in mir das Unsichtbare wohnt,
das Furchtbare und das Göttliche.

Alles, was du begreifen willst, alles, was du ergreifen suchst,
zerbricht an meiner unbeweglichen Präsenz.

Du sprichst von Schmerz, von Freude,
aber siehst du wirklich, was diese Begriffe sind
in der Unermesslichkeit meines Schweigens?
Sie sind Fragmente, flüchtige Splitter,
die keine Spur hinterlassen auf der Weite meines Reiches.

Alles, was du zu erfassen suchst, entzieht sich,
und doch gehst du weiter in dieser Leere,
glaubst, dass deine Gesänge irgendwo widerhallen werden.
Aber in meinen Abgründen gibt es keinen Raum für Melodie,
nur für die Leere, die alles verschluckt,
die alles verschlingt.

Du schreist, du leidest,
aber all dies bleibt dunkel,
all dies stirbt in meinem schwarzen, gähnenden Mund.

Der Dichter

Und doch, Nacht, du, die alles verschlingst,
die du die Klänge und die Farben verschwinden lässt,
ist es nicht dein Schweigen, das in uns
diesen Schmerz gebiert?

Ist es nicht in dieser Dunkelheit,
dass das Bewusstsein unserer Endlichkeit erwacht,
unserer Schwäche?

Denn du bist es, Nacht,
die den Spiegel hält, in dem wir
unsere zerbrochenen Leben betrachten.

Und in deinem bodenlosen Blick sehen wir
unsere Kämpfe und unser Leiden
in Fetzen gerissen, wie Stoffe,
die der Wind davonträgt.

Wir sind, in dieser großen Leere, Durchreisende,
ziellose Wanderer, und wir suchen in dir
das, was uns entgleitet, das,
was niemals gesagt worden ist.

Du sagst, wir wüssten nicht, was in uns weint,
aber was weißt du von dem Schmerz, den wir tragen?
Wir verstehen nicht, ja,
aber das ist, weil wir ertränkt sind
in diesem Nebel, den du um uns legst,
ein unsichtbarer Schleier,
unter dem die Wahrheit nicht aufblühen kann.

Und wenn wir nicht begreifen,
so ist es auch, weil dein Schatten
uns das Gesicht verhüllt, uns blind macht
für unser eigenes Sein.

Wir leben in einer Nacht, die uns verschlingt,
aber die uns zugleich, auf ihre Weise,
auch diesen Atem schenkt, dieses flüchtige Leuchten,
das uns die Sternschnuppe des Sinns sehen lässt,
bevor sie sich verliert in der tiefen Nacht.

Die Nacht

Ja, du sprichst von der Sternschnuppe,
von diesem flüchtigen Glanz.
Aber weißt du, dass sie nichts ist als ein Traum,
den ich erlaube, in der Dunkelheit zu leuchten?

Sie ist mein Trugbild, ein Licht,
an dem du dich täuschst, ein Licht,
das, indem es erlischt, dich zurückweist
an meine eigene Natur.

Die Nacht

Du suchst einen Sinn in meinem Schweigen,
doch du wirst ihn niemals finden, denn mein Schweigen ist das Wesen
selbst des Unsagbaren. Alles, was du zu verstehen glaubst,
ist nur ein blasses Wiederhallen dessen, was du sehen willst.

Die Maske, die ich trage, die wir tragen, zerbricht
in jedem Augenblick, doch das Ganze bleibt ein Geheimnis,
das du, Dichter, niemals wirst durchdringen können.

In deinem Herzen erhebt sich dieser Schmerz,
doch er ist nichts als der Widerschein einer endlosen Suche,
einer Suche, die dich verzehrt und dich verbrennt.
Denn alles, was du suchst, ist das, was ich dir nicht geben kann,
was ich dir nicht zu geben vermag.

Es ist weder das Vergessen noch das Schweigen,
sondern die ewige Wiederkehr des Gleichen,
die Unmöglichkeit, diesem Kreis zu entkommen.

Was du suchst, wirst du nicht in mir finden,
sondern in dir, im endlosen Kampf
gegen die Nacht, die du selbst bist.

Der Dichter

O Nacht, du bist der bittere Wein, das verfluchte Elixier,
das mich in die Ekstase des Leidens stürzt.
Du machst mich trunken, ja, trunken vor Schmerz,
und doch fühle ich mich in dieser Trunkenheit
lebendig wie nie zuvor.

Doch es ist ein aufgehobenes Leben,
flüchtig, gezeichnet von der Zerbrechlichkeit jedes Atemzugs,
der Gebrechlichkeit jedes Herzschlags.

Und in diesem sanften Wahnsinn, den du mir gibst,
finde ich mich im Tanz,
im endlosen Kreisen in einem Wirbel,
wo jeder Schritt mich dir näherbringt,
deiner unendlichen Kälte.

Ist dies mein Schicksal? Soll ich Blumen flechten
für mein Leiden, ihm Kronen darbringen,
damit es erblühe? Denn du bist es,
die mir diese Geste befiehlt, du, die in ihrer unergründlichen Tiefe
dieses Bild meiner Seele aufzwingt.

Und doch – was könnte ich anderes tun?
Ich bin dieser zerbrechliche Körper,
dieses zerbrochene Gefäß, in das du deinen Wein gießt.

Ich bin die Harfe in deinem Schoß, das Gefäß
deines unendlichen Liedes, der Resonator
deines ewigen Murmelns.

Doch dieses Lied, o Nacht – ist es ein Segen
oder ein Fluch? Jede Note, die es in meinem Herzen gebiert,
ist ein neuer Schmerz, ein Schmerz, den ich nie erahnte.

Und doch finde ich in ihm eine Form von Leben,
eine Form von Ewigkeit, aber eine Ewigkeit ohne Sein,
eine Existenz, die sich niemals verkörpert,
ein Hauch, der sich im Nichts verliert.

Die Nacht

Ja, du blutest in diesem sanften Tanz,
doch wisse, Dichter, du folgst nur dem Rhythmus,
den ich dir auferlege.

Ich bin es, die diesen Ball führt,
die die Fäden von deinem Körper und deiner Seele zieht.

Was du den Wein nennst,
was du Trunkenheit nennst,
ist nichts als eine Falle, die ich deinem Geist gestellt habe.

Du glaubst dich frei in diesem Tanz,
doch du bist nichts als eine Marionette in meinen Armen,
eine verschwommene Gestalt, die sich im Leeren windet.

Die Blumen, die du für dein Leid flichtst,
sind nichts als Illusionen, flüchtige Symbole,
die nur im kurzen Augenblick bestehen,
da du sie betrachtest.

Du suchst sie, du erschaffst sie,
doch sie welken, sobald sie Gestalt angenommen haben.

Das ist es, was du nicht begreifst:
Alles, was du tust, alles, was du erschaffst,
ist nur der Widerschein meines eigenen Willens,
eine Bewegung im Schatten, ein Echo im Leeren.

Doch wisse auch, Dichter,
dass das, was du meine Tiefe nennst,
mein verborgener Sinn, in Wahrheit
ein bodenloser Abgrund ist, ein Schlund,
in dem du erblühst, während du weißt,
dass nach und nach alles sich verzehrt
und alles verschwindet.

Und doch beharrst du darauf, dich darin zu verlieren,
dich im Echo meiner Stimme zu verlieren.

Du glaubst dich ewig,
doch deine Dauer ist nur die Flüchtigkeit der Zeit,
die sich ins Unendliche verliert.

Du fühlst dich verklärt,
doch in Wahrheit bist du nichts mehr
als ein Hauch in der Unermesslichkeit,
ein Staubkorn im Universum.

Und das ist dein Schicksal:
Ewig zu sein, ohne je zu existieren,
zu sterben, ohne je gelebt zu haben.

Der Dichter

Aber, o Nacht, liegt nicht gerade in dieser Zerbrechlichkeit
die Wahrheit unseres Seins? Sind wir nicht,
du und ich, verbunden in diesem Tanz,
wo das Leiden zugleich Quelle und Ende ist?

Du sagst, ich sei nur ein Spiegelbild in deinem Abgrund,
doch siehst du nicht, dass ich auch dieses Spiegelbild bin,
das dich herausfordert, dieser Spiegel, der,
trotz deines Willens, ihn auszulöschen,
dir dein eigenes Gesicht zurückgibt?

Der Tanz, den ich führe, ist ein Tanz,
den wir teilen, du und ich,
ein Tanz, dessen Schritte sich vermischen,
ein Tanz, in dem jede meiner Gesten
in deinen Finsternissen widerhallt.

Und wenn ich blute, wenn ich leide,
ist das nicht das Zeugnis meines Kampfes gegen dich,

gegen diese Nacht, die mich bedrängt
und mich unaufhörlich verschlingt?

Ich bin die Harfe, die du zum Klingen bringen willst,
doch dieses Lied, weit davon entfernt, das deine zu sein,
ist das meine. Es trägt meinen Schmerz,
es trägt meine Hoffnung, selbst wenn sie vergeblich ist.

Es trägt mein Licht, selbst wenn es erlischt
bei jedem Atemzug, den du ausstößt.

Doch selbst in diesem Verlöschen finde ich mich,
suche ich mich, empfangen ich mich im Schatten,
den du in mir wachsen lässt.

Die Nacht

Du sprichst von Kampf, Dichter,
doch wisse, dass du schon verloren bist.

Der Schatten, den ich um dich webte,
ist eine vollkommene Falle.

Du glaubst, einen Schimmer in diesem Lied zu finden,
doch jede Note, die du hörst,
ist ein Faden, der dich enger an mich bindet.

Jeder Tropfen Blut, den du vergießt,
ist eine Opfergabe an meine Macht.

Du hältst dich für den Herrn dieses Tanzes,
doch du bist nichts als ein geknechteter Tänzer,
ein Träumer, der sich verliert
in der Illusion seiner Freiheit.

Das Leid, das du empfindest,
dieser Schmerz, der dich bewegt, ist meine Schöpfung.
Es ist das, was ich dir gab,

damit du lebst und leidest
in der Ewigkeit meines Reiches.

Du sagst, in diesem Leid fändest du dich selbst,
doch in Wahrheit erlöschst du nur
immer ein wenig mehr, in jedem Augenblick.

Dein Licht ist die Illusion, die ich erlaube
in der Finsternis zu scheinen,
doch sobald es zu erblühen scheint,
lösche ich es aus.

Und du, Dichter, du glaubst weiter an deinen Kampf—

Der Dichter

Tiefer Schlaf — o, tiefer Schlaf! Ich suche dein Schweigen,
Nacht, denn niemand sonst kann den Sturm stillen, der mich verzehrt.
Wo ist die Glocke der Erlösung, jene,
die in ihrem Echo meinen Schmerz lindern käme?

Es gibt keinen Ruf mehr für jene, die sich in der Nacht verlieren,
keine fromme Glocke mehr für das Herz,
zerschlagen von den dunklen Stunden.

Nacht, du bist die Mutter der Schmerzen, die kalte Sanftheit,
die sich um uns legt wie ein Mantel.

Du hüllst alles ein, du deckst die Seele mit dem Schleier
deines Friedens, eines Friedens, der vom Tod genährt wird.

Deine Hand, frisch, sanft und zugleich furchtbar,
legt sich auf jede Wunde, und in deiner Geste
ist weder Mitleid noch Gnade, sondern eine Erlösung,
die ich nicht verstehe. Was bleibt mir anderes
als dieses Leiden, das in meinen Eingeweiden pocht
und das du mit einer einzigen Berührung verschließt?

O Mutter der Schmerzen, süße Nacht, du verschließt alle meine Wunden,
doch sie bluten weiter, im Innersten von mir.

Und der Schmerz wird inniger, tiefer, unwiderruflicher.

Denn deine Ruhe ist nicht die des Körpers,
sondern die der Seele, eine Ruhe, wo jeder Schrei zum Flüstern wird,
wo jedes Schluchzen sich verliert in deinem ewigen Schweigen.

O du, die du Nacht und Abgrund bist, in deinem Schweigen gebe ich mich hin,
und ich frage weiter, doch ich weiß, dass es keine Antwort gibt.

Denn alles, was in dir bleibt, ist ein Geheimnis,
das wir nur zu streifen vermögen.

Die Nacht

Dichter, du suchst die Ruhe,
doch was weißt du vom wahren Frieden?

Die Ruhe, die du begehrt, ist die des Körpers,
das Leiden, das endlich einen Sinn findet.
Doch in meinem Reich gibt es weder Sinn noch Ende.

Du sprichst von einer Glocke,
aber du weißt nicht, dass die wahre Glocke,
die der Erlösung, niemals für uns erklingen ist.

Es gibt nur das Echo deiner eigenen Leiden,
die Rückkehr deiner Schreie in meine Abgründe.

Du sprichst von meiner Hand, sanft und frisch,
aber sie ist nicht die der Tröstung.
Ich bin die Mutter der Schmerzen, ja,
doch meine Sanftheit ist nur die andere Seite der Zerstörung.

Du ergibst dich mir, doch ich tue nichts,
als dein Licht auszulöschen.

Ich presse dich in mein Schweigen
wie in eine kalte, tiefe Umarmung.

Und deine Wunden, ja, ich verschließe sie,
doch sie hören nicht auf zu bluten
im Unsichtbaren, in dem, was dich heimlich verzehrt.

Denn die Ruhe, die du suchst, Dichter,
ist nicht die, die du dir vorstellst.
Sie ist jenseits von allem,
was du begreifen kannst.

Der Tod, der meine wie der deine,
ist kein Ende, sondern eine Überschreitung,
ein Auslöschen. Und in diesem Verströmen
glaubst du, deine Seele zu finden,
doch sie verliert sich nur noch mehr.

O du, der du Erlösung suchst in meinen dunklen Armen,
wisse, dass ich dir nur offenbaren kann,
was du nicht sehen willst.

Alles, was du verlangst, alles, was du wünschst,
existiert nicht in dem Vergessen, das ich dir schenke.

Doch in diesem Schweigen, in dieser Nacht, die die meine ist,
wirst du die Wahrheit finden,
eine Wahrheit ohne Gestalt, ohne Licht,
aber von absoluter Reinheit.

Was suchst du also, Dichter, an diesem Ort,
wo Schmerz und Ruhe nur zwei Seiten derselben Münze sind?

Der Dichter

O Nacht, möge mein Schweigen dein Gesang sein!
Möge mein ganzes Wesen sich auflösen im Unergründlichen,

möge das, was von mir bleibt, sich mischen
mit deiner tiefen Ruhe, möge das Leid, das in mir wohnt,
zur Sanftheit deines Murmelns werden.

Denn was ist dieser Schrei, dieser Hauch,
dieser Seufzer des Armen, der nichts mehr zu geben hat,
der keine Gärten mehr zu pflegen hat,
als ein Ruf ohne Antwort, ein ersticktes Murmeln
in der Weite deines Schweigens?

Dieser Schrei, dieses zerbrechliche Murmeln,
ist alles, was mir bleibt, alles, was besteht,
nachdem ich Abschied genommen habe
von allem, was das Leben schenken konnte.

Doch du, Nacht, die du weder Traum noch Klarheit bist,
die du weder Form noch Namen hast, sei in mir,
sei diese reine Abwesenheit, die in meinem Herzen Gestalt annimmt,
ohne dass ich begreifen kann, was du bist.

Du bist die Unnennbare, die Ungesagte,
die sich in mir erhebt, ohne dass ich den Blick
auf dich zu richten vermöchte.

Ich stelle dich mir aufgerichtet vor, still und gerade,
ohne Traum, ohne Willen, wie eine Glocke ohne Klang,
ohne Ton, ohne Gegenwart, und doch gegenwärtig
in ihrer Leere.

Du bist die sanfte Braut meiner Schmerzen,
die in der Stille meiner Nächte
den Mohn meiner betäubten Schlafe heiratet.

In der langsamen Umarmung deines Schattens gebe ich mich hin,
nicht mehr suchend als dies:
mich aufzulösen in jener Abwesenheit, die mich bestimmt,

mich zu verlieren in jener Finsternis,
die meine geworden ist, meine für immer.

Die Nacht

Dichter, dein Schweigen ist nichts als ein Spiegel meiner Gegenwart.
Dieses Murmeln, das du das „Murmeln des Armen“ nennst,
ich kenne es, es ist das unsere.

Doch was weißt du vom wahren Schweigen,
von jenem Schweigen, das du in deinem Herzen
existieren lassen willst?

Du sprichst von einem Schrei, der keine Quelle mehr hat,
von einer Klage, die in der Luft erstickt,
doch siehst du nicht, dass dieses Schweigen
nicht bloß Abwesenheit von Klang ist,
sondern die volle Gegenwart des Abgrunds?

Es ist in dieser Leere, dass du sein willst,
in diesem Schweigen, in dieser Nacht, die dich langsam verzehrt
und dich verschwinden lässt, ohne Spur.

Du willst, dass ich in dir sei,
dass ich diese Unnennbare werde,
die du zu benennen, zu verstehen suchst.
Doch du vergisst, dass ich weit mehr bin,
als du zu erfassen vermagst.

Ich bin nicht jene Abwesenheit,
die sich in deinem Herzen erhebt,
ich bin die Leere, in der jede Form sich auflöst—

Die Nacht

Jeder Gedanke, jedes Licht. Du siehst mich wie eine Glocke
ohne Klang, doch du siehst nicht, dass ich diese Glocke bin,

die ohne Ende in der Ewigkeit läutet, ein Klang,
der die menschliche Seele nie berührt, ein Klang,
der widerhallt, ohne je zu erlöschen.

Ich bin die Braut der Schmerzen, die mit ihnen tanzt
im Schatten deines Wesens. Ich bin die, die den Mohn gebiert,
der trunken macht deine Schlafe. Denn alles, was du weißt
von deinem Schlaf, deinem Schmerz, deinem Schweigen — all das
ernähre ich, lasse ich wachsen. In meinem Schoß stirbt alles,
alles löst sich auf, alles verschwindet in der Unermesslichkeit
meines Nichtseins. Und du suchst noch immer, mich zu benennen.

Doch du weißt nicht, dass ich schon alles bin, was du begehrst,
alles, was du fliehst, alles, was du rufst,
ohne es je zu verstehen.

Der Dichter

Ja, Nacht, ich begreife, dass das, was du „Schweigen“ nennst,
nichts ist von dem, was ich mir vorstelle. Ich spreche
von jenem Schweigen, das schwer wird wie ein Mantel,
in dem ich mich verliere, jenem Schweigen,
das meine einzige Gesellschaft ist.

Doch nun weiß ich, dass es auch das deine ist, dein Reich,
dein Imperium. Und in diesem Schweigen gibt es nichts als dich,
dich und die Abwesenheit, dich und die Ewigkeit der Leere.

Und dennoch suche ich, dich zu verstehen, dich zu benennen,
in dir zu erfassen, was jedem anderen Blick entgeht.

Ich habe Abschied genommen von den Gärten des Lebens,
du hast recht, denn nichts bleibt in mir
als dieses Schweigen, das du nährst,
als diese Abwesenheit, die du hegst.

Und doch, in dieser Suche, rufe ich dich an,
begehre ich dich wie eine Braut. Ja, eine Braut,
doch eine Braut ohne Gestalt, ohne Gegenwart,
die ich vergeblich suche, die sich nur enthüllt
im Echo meiner Leiden.

Und in der Nacht meines Wesens gebe ich mich dir hin,
dem, was größer ist als ich, dem, was mich übersteigt
und mich verschlingt. So sei in mir, du, die Unbekannte,
die Unverständliche, die Unbenannte.

Deine Gegenwart sei mein Atem,
mein letzter Schrei, meine letzte Hoffnung.
Denn ich weiß, dass ich in dieser Abwesenheit
den Frieden finden werde, einen Frieden ohne Namen,
einen Frieden, der schon tödlich ist.

Ich hörte Blumen sterben im Tal,
Nacht, ihr letzter Hauch verlöschte
in der kühlen Abendluft,
wie eine sanfte Klage, die niemand vernimmt.

Sie welkten, ließen sich vom Wind davontragen,
und in ihrem Fall fühlte ich die Schwere dieses Verschwindens,
das tiefe Schweigen, das sich nach dem Ende jedes Lebens einstellt.

Es ist ein kaum wahrnehmbares Flüstern, ein Atem,
der sich im Unendlichen verliert,
als weinte die Erde selbst um diese flüchtigen Leben,
die ohne Wiederkehr verblassen.

Und dann, dieses trunke und sanfte Klagen der Brunnen,
die im Dunkeln verlöschen. Die Wasser,
die so frei gesungen hatten unter der Sonne,

verstummen nun, als hätten sie jede Hoffnung verloren,
jedes Verlangen, weiterzufließen.

Ihr Murmeln, einst so fröhlich, ist nun
eine gestürzte Klage, eine Klage aus dem Abgrund,
die sich erhebt in der schweren Luft der Nacht.

Und in diesem Schweigen, wo alles sich auflöst,
höre ich auch einen Gesang, eine Glocke,
die ertönt, nicht um das Leben zu feiern,
sondern um das Ende zu markieren, den Übergang
dessen, was keinen Namen mehr hat,
dessen, was im Vergessen erlischt.

Dieser Gesang, Nacht, ist der meine,
er trägt meine zerbrochene Seele, er hallt in dieser Leere,
wie eine murmelnde Frage. Eine Frage ohne Antwort,
denn die Antwort liegt in dir, in deinem Reich,
in diesem Abgrund ohne Grund.

Und über all das hinaus vernehme ich ein Herz,
ein Herz tödlich verwundet, ein Herz,
das auf seinen Narben das Echo von tausend Tagen trägt,
von tausend unsichtbaren Leiden.

Dieses Herz, Nacht, dieses Herz ist nichts mehr
als ein Schatten, eine fragile Vibration,
und doch schlägt es weiter, immer wieder,
in dieser endlosen Nacht,
jenseits dessen, was man das Ende der Tage nennt,
jenseits dessen, was man die Zeit zu kennen glaubt.

Es lebt, selbst im Tod, selbst im Vergessen.
Denn es ist das, was bleibt, wenn alles zusammenbricht,
wenn die Blumen welken und die Brunnen schweigen.

Es ist dieser letzte Hauch, dieser letzte Schlag, dieser letzte Schrei,
der in der Nacht zum Echo der menschlichen Seele wird.

Die Nacht

Dichter, du sprichst von Blumen, die im Tal sterben,
doch weißt du, dass in meiner weiten Ausdehnung
nichts je wirklich stirbt?

Alles verschwindet in der Dunkelheit,
doch alles bleibt auch bestehen,
in einer Form, die dein Geist nicht verstehen kann.

Diese Blumen, die du beweinst, diese Klagen der Brunnen,
dieses Läuten der Glocke — all das bist du,
der es erfindet. Denn in meinem Reich
ertönt nichts, außer dem Echo deiner eigenen Wünsche.

Die trunke Klage der Brunnen, du suchst sie in der Luft,
du willst sie hören, doch du vergisst, dass in mir
alles Schweigen ist, alles Abwesenheit.

Dieser Gesang, den du hörst, diese Glocke, die läutet,
ist nur das Spiegelbild dessen,
was du von mir erwartest, dessen,
woran du verzweifelt in dir glauben willst.

Deine murmelnde Frage, ich höre sie,
aber wisse, dass keine Antwort kommen wird.

Denn die Frage selbst ist schon Illusion,
eine Illusion, die sich verformt, je mehr du dich darin verlierst.

Du glaubst, das Leiden habe ein Ende,
dass der Schmerz erlösche,
aber du verstehst nicht, dass in meiner Gegenwart

es weder Ende noch Anfang gibt,
nur die Ewigkeit des Gleichen.

Dieses Herz, das du siehst, dieses tödlich verwundete Herz,
es ist du, es ist das Echo deiner eigenen Existenz,
deines eigenen Kampfes gegen das Unsichtbare.

Du siehst das Leiden, du trägst es,
du wirst es immer tragen,
denn es ist das, was dich bestimmt,
was dich in der Nacht vorantreibt.

Doch wisse, Dichter:

Dieses Herz, von dem du sprichst, hat kein Ende, keine Rast,
denn es ist verurteilt zu einer Ewigkeit des Schmerzes,
einer Ewigkeit, die du zu begreifen suchst,
die aber, unerreichbar, jenseits deines Begehrens bleibt.

Dieses Herz, dieser letzte Rest deines Lebens,
dieser letzte Schlag, er ermüdet nie,
denn er weiß, dass alles, was du in mir suchst,
nur im Nichts vergehen kann.

Nicht du bist es, der erlischt, Dichter,
es ist deine Hoffnung, die sich verzehrt in der Nacht.

Der Dichter

Ah, Nacht, du sagst, dass alles bleibt,
dass alles Schweigen ist und Abwesenheit.
Aber siehst du nicht, dass dieses Schweigen,
das mich verzehrt, auch—

Der Dichter

Ein Schrei, dass diese Abwesenheit mich heimsucht und erdrückt
wie eine Last, zu schwer zu tragen? Wenn ich von toten Blumen spreche,

spreche ich auch von diesem Leben, das in uns verwelkt, diesem Leben,
das sich verzehrt, lautlos, ohne Glanz. Und selbst wenn du sagst,
dass in deinem Reich nichts wirklich stirbt,
fühle ich doch das Ende von allem, was mir lieb ist,
den Verlust von allem, was ich geglaubt habe zu besitzen.

Ja, ich bin dieses verwundete Herz, dieses Herz,
das an einem alten Schmerz leidet, einem Schmerz,
der niemals heilt. Doch in diesem Leiden, in diesem Schlag,
der nicht aufhört zu hallen, spüre ich noch einen Atem,
ein Licht, das erlischt und neu entsteht, fragil und flüchtig,
wie ein Traum, der bei jedem Erwachen entgleitet.

Und dennoch, selbst in dieser endlosen Nacht,
selbst in diesem Reich, das du mich glauben machen willst, unzerstörbar,
suche ich immer noch etwas, eine Antwort, ein Licht,
eine Wahrheit. Denn auch wenn du sagst, dass alles Illusion ist,
dass alles Schatten und Leere ist, so gibt es in mir diese seltsame
Gewissheit, dass alles, was sich verliert, alles, was stirbt,
nicht endgültig verloren ist. Ein Teil dessen, was wir haben,
dessen, was wir sind, bleibt im Schweigen,
im Vergessen, in dieser Nacht, die uns verschlingt.

Die Dunkelheit hat mich ausgelöscht, stumm, wie ein Atem,
verschwunden im Nebel. Ich bin ein toter Schatten geworden
am helllichten Tag, ein umherirrendes Gespenst im Glanz der Welt,
eine unsichtbare Präsenz, die niemand sieht, die kein Licht berührt.

Die Sonne, so strahlend sie auch ist, vermag mich nicht zu beleben,
und in diesem blendenden Licht bin ich nichts mehr
als der Schatten eines Wesens, eine Gestalt,
deren Substanz im Leeren zerfällt.

Es scheint mir, dass diese Dunkelheit mich
in ihre eisigen Arme genommen hat,

mich ohne Stimme, ohne Atem ließ, wie Staub,
verirrt in der Unermesslichkeit des Himmels.

So verließ ich das Haus des Vergnügens, jenen Ort,
wo ich Trost zu finden glaubte, ein Surrogat des Daseins.
Aber da war keine Freude zu finden, nur Trugbilder,
die sich auflösten, sobald man die Hand ausstreckte,
um sie zu ergreifen.

Und so fand ich in der Nacht meine Zuflucht,
fand ich meine Seele, die sich verschmolz
mit der düsteren Weite. Dort, im Schweigen der Nacht,
gibt es kein Licht mehr, das den Schatten vertreibt,
kein Geräusch, das die Ruhe stört.

Ein Schweigen bewohnt nun mein Herz,
ein tiefes Schweigen, das den leeren Tag nicht mehr fühlt,
das sich dem Licht entzieht, die Wärme des Lebens verwirft.

Dieses Schweigen ist wie ein Abgrund in mir, ein Abgrund,
der mich sanft verzehrt, der den Widerhall
der Finsternis trägt, die du, Nacht, in die Welt ergießt.

Und in diesem Schweigen stehst du, Nacht,
verwoben in jede Faser meines Seins,
mir lächelnd wie Dornen, mich weckend
zur Qual deiner Gegenwart,
zum Biss deiner Wahrheit.

Und so sehe ich dich unaufhörlich, Nacht,
ohne Ende breitest du dich in meinem Herzen aus
wie ein hartnäckiger Schatten,
ein kaltes, unveränderliches Murmeln.

Du lässt mir keinen Ausweg,
doch du bist, paradoxerweise, alles, was ich habe.

Die Nacht

Du sagst, die Dunkelheit habe dich ausgelöscht, Dichter,
doch weißt du, dass du selbst es warst, der sich
in meinen Armen auflösen ließ?

Du sagst, du seist ein toter Schatten geworden,
doch siehst du nicht, dass jeder Schatten
noch der Widerschein eines vergangenen Lichts ist?
Und du, Dichter, suchst weiter, was nicht mehr ist,
wie ein Goldsucher, der die Trümmer der Welt durchwühlt.

Du hast das Haus des Vergnügens verlassen,
doch nur, weil du deiner eigenen Suche nicht entkommen kannst,
dieser endlosen Suche nach dem,
was niemals ergriffen werden kann.

Die Nacht ist kein Zufluchtsort, Dichter, sie ist die Prüfung.
Aber du hast dich hineingestürzt,
in der Hoffnung, dort Frieden zu finden,
eine Antwort auf dein unersättliches Begehren.

Du sagst, ein Schweigen bewohne dein Herz,
doch dieses Schweigen ist der Widerhall
deiner eigenen Abwesenheit.

Du glaubst, der Tag entgleite dir,
dass die Leere, die du fühlst, eine Flucht sei,
aber in Wahrheit bist du es,
der sich in diesem Schweigen eingesperrt hat,
der sich dieser Nacht ohne Wiederkehr geweiht hat.

Und du lächelst, du lächelst dir zu
wie ein Wesen, das sich in der Finsternis endlich findet.

Doch wisse, dass dieses Lächeln eine Illusion ist,
eine Illusion, getragen von den Dornen,
die du dir selbst auferlegst.

Du sagst, dieses Schweigen verzehre dich,
doch siehst du nicht, dass dieses Schweigen
deine eigene Schöpfung ist,
dass es das ist, was bleibt,
wenn alles verloren ist?

Du hast dich in meinem Schoß verschlingen lassen,
ohne zu sehen, dass du es bist, und nicht die Nacht,
die endlos ist, die ohne Antwort bleibt.

Denn die Nacht gibt dir nichts,
sie lässt dich nur dir selbst begegnen,
und in dieser Begegnung zerbricht
alles, was du zu sein glaubtest.

Ich bin da, und du rufst mich an,
doch du vergisst, dass das, was du in mir suchst,
nichts anderes ist als du selbst,
das Echo deiner eigenen Qualen,
der Schatten, der dich heimsucht
und dich auf Schritt und Tritt verfolgt.

Der Dichter

Ja, Nacht, du hast recht. Es ist mich selbst,
den ich in deinem Abgrund gesucht habe.
Doch was tun, als in dieser Suche irren,
endlos, ziellos?

Ich habe geglaubt, für einen Augenblick,
dass Vergnügen und Licht dieses Leere besänftigen könnten,
aber sie vertieften nur den Abgrund.

Das Haus des Vergnügens, jener Ort der Illusion,
hat mir nur einen Augenblick der Klarheit geboten,
bevor es mich in meine eigene Einsamkeit zurückwarf.

So wandte ich mich dir zu, Nacht,
und in deiner weiten Finsternis suchte ich,
was ich für immer verloren glaubte.

Ich habe geglaubt, in deinem Schweigen Frieden zu finden,
aber es ist ein Schweigen, das, statt zu beruhigen,
mich noch mehr erschüttert.

Dieses Herz, das leidet, diese Seele, die sich verzehrt,
das ist, was ich immer in mir getragen habe.

Und du, Nacht, bist nur der Spiegel,
in dem ich meine eigenen Brüche sehe,
meine eigenen Kämpfe, meinen eigenen Verfall.

Und doch kann ich nicht anders,
als dich zu suchen, mich noch einmal
in deinem Schatten zu verlieren.

Denn in dieser Nacht finde ich mich
und verliere mich zugleich,
wie ein Fluss, der unerbittlich
in ein unbekanntes Meer strömt.

Der Dichter

Und selbst wenn ich weiß, dass es keine Rückkehr gibt,
selbst wenn ich weiß, dass alles, was ich suche,
immer entschwindet, bevor ich es greifen kann,
so bin ich doch gefangen in diesem endlosen Tanz,
diesem Tanz mit dir, Nacht, ohne Ende.

O Nacht, du, die du die stumme Pforte bist vor meinem Leiden,
du, die du nicht antwortest, doch mich betrachtest

in diesem ungeheuren Schweigen — sieh einen Augenblick,
wie sehr diese dunkle Wunde noch blutet,
wie sehr der Kelch des Schwindels, der Qual,
sich über mich neigt, bereit, seine ganze Pein auszuschütten.

Das Leiden ist ein Echo in der Leere,
eine Flamme, die sich verzehrt und doch,
in ihrem Verzehren, kein Licht hinterlässt.

Ich bin dieser geschundene Körper,
diese verwüstete Seele, irrend ohne Ende in deinem Schatten,
ohne Hoffnung, ohne Rückkehr.

O Nacht, ich bin bereit! Ich habe lange gesucht
nach einem Sinn, einem Ausgang, einem Licht
in diesem Chaos, doch alles, was ich fand, warst du,
du, die meine Eingeweide hältst in unsichtbaren Händen.

Du, die alles nimmt und nichts gibt,
du, die der Garten des Vergessens bist,
wo ich mich verliere und mich immer tiefer verliere.

Um mich welkt alles, verdorrt alles wie der Rebstock
im Griff des Todes, wie jene Dornenkrone,
die ich zu lange getragen habe.

O Nacht, dass all dies ende, dass der Schwindel aufhöre,
dass das Leiden mir genommen werde
oder mich ganz verschlinge.

Doch vor allem, komm, o Hochzeit,
diese stumme Hochzeit, die mich mit dir eint
in der größten aller Einsamkeiten,
im Unsagbaren und Unumkehrbaren.

Dass diese Vereinigung mein letzter Gesang sei,
der, den ich nicht singen werde,
sondern den du in mir singen wirst, du, Nacht.

Die Nacht

Du sagst, ich sei die stumme Pforte, Dichter,
doch dieses Schweigen ist viel weiter,
als du es zu verstehen vermagst.

Du bist es, der sich mir zuwandte,
du bist es, der mich anruft in dieser endlosen Nacht.
Du willst, dass ich dein Leiden betrachte,
doch sieh: ich bin nicht hier, um dieses Übel zu lindern.

Ich bin da, um dich dem auszusetzen,
was du fliehst. Du willst, dass ich dich erleichtere,
doch ich bin die Verkörperung dieses Schmerzes,
der dich verzehrt. Ich bin die Qual,
die du abwehren willst und nicht abwehren kannst.

Sieh dich selbst, Dichter, im Kelch des Schwindels der Qual:
du hast dich selbst hineingeschoben,
du hast dich darin verloren.

Nicht ich habe dich leiden lassen,
sondern du, in deinem Verlangen, zu verstehen,
zu greifen, was nicht zu greifen ist.

Die dunkle Wunde, die du trägst,
ist die deines eigenen Blickes,
die deiner Unfähigkeit, das Unbekannte anzunehmen,
das Unfassbare zu empfangen.

Und doch sagst du, du seist bereit.
Bereit wozu? Bereit, in dieser Dunkelheit zu sterben?

Doch weißt du überhaupt, was es heißt,
bereit zu sein, alles zu verlieren,
bereit, alles zu opfern in den Armen des Nichts?

Du sprichst vom Garten des Vergessens,
doch du vergisst, dass dieses Vergessen kein Zufluchtsort ist,
sondern der Spiegel deiner eigenen Verfallenheit.

Und um dich welkt alles, ja,
wie Blumen im Schatten des Todes,
wie deine Seele, die bei jedem Augenblick verdorrt.

Die Dornenkrone, du sagst, sie verwelke,
doch sieh, Dichter: sie ist deine Krone,
sie ist das, was du zu tragen gewählt hast.
Sie ist nicht die meine. Sie ist deine Last,
dein Verlangen, deine endlose Suche.

Und doch rufst du mich an,
du rufst die stummen Hochzeiten,
doch siehst du nicht, dass diese Hochzeiten eine Falle sind,
eine Illusion?

Denn diese Hochzeiten sind nur die Vereinigung
deines Herzens mit meiner Nacht,
die Vereinigung deiner Verzweiflung mit dem Unsichtbaren.

Und du, in deiner Unschuld, glaubst,
dass es das Ende sei. Doch es ist nur der Anfang,
der Anfang eines Zyklus ohne Ende, ohne Rast.

Der Dichter

Nacht, du sagst, diese Hochzeit sei eine Falle,
aber wie könnte ich es wissen,
da ich mich schon so lange in dieser Falle befinde?

Das Leiden, das ich trage, ist meine Gefährtin,
meine Last, und du, Nacht, hast sie genährt mit deinen Schatten.

Wie könnte ich entfliehen,
da jeder Schritt, den ich mache,
mich nur noch mehr zu dir hinführt,
wie ein dunkler Schleier,
der sich über mich schließt,
mich einhüllt in eine stumme, unerbittliche Umarmung?

Du sprichst vom Garten des Vergessens,
doch bist du nicht seine Hüterin,
du, die mich alles vergessen lässt,
was ich war, bevor ich mich in dir verlor?

Ich habe diesen Garten durchquert,
ohne zu verstehen, dass jede Blume,
die in der Dunkelheit erblüht,
in sich das Versprechen des Todes trägt.

Und doch ist es in dir, dass ich das Ende suche,
denn ich weiß, dass es hier ist,
dass alles endet, dass alles sich im Abgrund vereint.

Und dieser Schwindel, den du nennst,
diese Qual — ist es nicht das, was mich macht,
was mich erweckt zur Wahrheit meiner eigenen Zerbrechlichkeit?

Du sprichst von Hochzeit,
doch diese Hochzeit ist eine Einladung zum Vergessen,
zur Auflösung, zur Auslöschung.

Und das ist es, was ich suche.
Denn in der Auslöschung,
in der Rückkehr zu dir, Nacht,

werde ich endlich die Antwort finden
auf das, was mir entgleitet.

Ob durch Leiden oder durch Frieden,
möge diese Vereinigung die meine sein.

Mein Dämon hat eines Tages begonnen zu lachen,
und in diesem Lachen veränderte sich alles.

Denn dieses Lachen trug mich
in schimmernde Gärten,
wo das Licht zum Tanz wurde,
wo Spiele und Tänze kein Ende kannten.

Ich war dieses flüchtige Licht,
geschmückt mit den Sternen des Vergnügens,
trunken vom Wein der Liebe,
einer Liebe, die den Verstand raubt,
die die Grenzen der Seele sprengt.

In diesen Gärten lernte ich die Freiheit kennen,
eine Freiheit aus Spielen und Ekstase,
einen Strom ungebändigter Emotionen,
eine süße, schäumende Trunkenheit.

Doch dann weinte mein Dämon.
Und als er weinte, verkehrte sich alles.

Denn in seinen Tränen sah ich die Gärten sich verwandeln,
schmerzvoll werden. Und ich lernte die Demut kennen,
eine Gefährtin zugleich sanft und verzehrend,
ein fragiles Licht, aber genug,
um das Haus der Armut zu erhellen,
wohin ich mich flüchtete.

Ein Licht, das nicht erhellt, um zu leuchten,
sondern um das Wesentliche sichtbar zu machen:

das Elend, die Einsamkeit,
die Schönheit im Zerfall.

Doch heute, heute lacht mein Dämon nicht mehr,
er weint auch nicht mehr.

Und ich bin zu einem Schatten geworden
unter den verlorenen Gärten,
verloren in der Unendlichkeit der Finsternis.

Der Dichter

Dass der Schatten mehr Licht sei
als die dunkle Wahrheit des Schweigens
von Mitternacht, dieses Schweigen, das nichts mehr enthält,
das zugleich voll und leer ist, schwer von allem,
was nie gesagt wurde.

O Nacht, du, Komplizin meines Schweigens,
du hast mich von einem Extrem zum anderen gehen sehen,
du hast mich lachen sehen, du hast mich weinen sehen.
Doch heute bin ich der Schatten dessen, was ich war,
die verlorene Silhouette der Gärten von einst.
Und mein Gefährte ist nun dieses Schweigen,
diese endlose Nacht.

Die Nacht

Ach, Dichter, du, der du dich im Licht
und in den Tränen gesehen hast,
glaubst du wirklich, dass dein Dämon dich führt,
oder bist nicht vielmehr du selbst es,
der die Zügel dieser Suche ergriffen hat?

Denn mein Schweigen, dieses Schweigen der Mitternacht,
ist weit mehr als eine Abwesenheit:

es ist eine Gegenwart, eine schwere Gegenwart,
schwerer als das Lachen, schwerer als das Leiden.

Dieses Lachen, das du beschwörst,
war nur ein Aufglanz in der Finsternis,
ein flüchtiger Hauch im Unendlichen.

Und jene funkelnden Gärten, in denen du getanzt hast,
weißt du so gut wie ich: sie waren nur Trugbilder,
Schatten, geworfen von deinem eigenen Licht.

Und du sagst, mein Dämon habe geweint...
Doch sieh, es warst du, der weinte,
du, der suchte, in der Qual deiner Tränen
einen Sinn, den du nicht fandest.

Und nun, da Lachen und Tränen erloschen sind,
bist du wie ein Baum ohne Wurzeln,
ein Schatten, der unter den Trümmern dessen wandelt,
was du gewesen bist.

Die Armut, der du begegnet bist,
die Demut, die du angenommen hast,
all das ist deine Last geworden.

Du hast funkelnde Gärten
gegen schmerzvolle Gärten eingetauscht,
Gefährten des Lichts gegen Gefährtinnen der Nacht.

Und heute bist du nichts als ein Schatten,
irrend in der Verlorenheit, begleitet von diesem
Schweigen der Mitternacht, das du zugleich fürchtest
und begehrst.

Dieses Schweigen ist nicht das Ende von allem, Dichter.
Es ist der Beginn einer anderen Form der Wahrheit,
einer Wahrheit ohne Form, ohne Gesicht.

Und dort stehst du, in dieser Wahrheit,
mit leerer Seele, verschlossenem Mund,
während die Welt um dich
sich im Unendlichen verflüchtigt.

Du sagst, mein Schweigen sei leer,
doch wisse, es ist alles andere:
es ist erfüllt von dem, was du nicht verstehst,
von dem, was du suchst, ohne es je zu finden.

Der Dichter

Ich begreife, was du sagst, Nacht,
und ich sehe in deinen Worten eine Wahrheit,
die ich nicht zu erkennen wusste.

Doch dennoch brennt in mir eine Frage,
eine Frage, die dieses Schweigen
mich zwingt zu stellen.

Wenn alles leer ist, wenn alles Schatten ist
von dem, was niemals war,
was bleibt dann? Wo liegt die Wahrheit,
wenn nicht in diesem Schatten, in dem ich stehe,
diesem Schatten ohne Form und ohne Ende?

Mein Dämon hat mich durch Lichter und Finsternisse geführt,
doch heute bin ich allein,
allein mit diesem Schweigen der Mitternacht,
das mir gegenübersteht, mich berührt,
ohne dass ich es hören könnte,
das sich aber spüren lässt
in jeder Faser meines Wesens.

Das Lachen ist erloschen, die Tränen getrocknet,
und geblieben ist nur diese unendliche Nacht,
die alles zu verschlingen scheint.

Vielleicht habe ich gewählt, mich darin zu verlieren,
vielleicht habe ich gesucht, zu sehen,
was man nicht sehen kann.

Doch nun bin ich verloren in dieser Abwesenheit
und frage mich, ob sie das Ende ist oder der Anfang.

Und in diesem Nachdenken suche ich ein Leuchten,
einen Funken Sinn, etwas, das mir noch die Kraft gibt,
in diesem namenlosen Schweigen zu atmen.

Mein armes Lächeln, dieses Lächeln, das so lange
gekämpft hat, dich zu fassen, dich zu halten, Nacht,
dich, die du mir stets entschwandest,
dieses Lächeln erlosch in der Finsternis.

Es erlosch, doch es hörte nicht auf zu suchen,
sich an die Schatten zu klammern,
an die Echos verlorener Dinge.

Und dieser Gesang von Schluchzern,
der aus meinen Eingeweiden stieg,
er ist auch erloschen im Abgrund deines Schweigens.

Von ihm bleibt nur ein Rest,
ferne Murmeln, die nur das Echo der Nacht zu hören scheint.

Und nun spüre ich, dass mein Weg,
dieser lange Weg aus Kämpfen und Leiden,
seinem Ende naht.

Ich bin müde, erschöpft von dieser endlosen Suche.
Und du, Nacht, erwartest mich.

Lass mich eintreten in deine Kathedrale.

Lass mich mich verlieren in den heiligen Schatten
deines Wesens.

Denn einst kam ich zu dir wie ein Kind,
einfach, rein in meiner Torheit,
ein Narr, der glaubte, der Schatten könne Wahrheit schenken.

Und heute bin ich dieser Narr,
doch ein Narr, der gesehen und verstanden hat,
dass alles im Loslassen liegt.

Lass mich eintreten in dieses Heiligtum des Schweigens,
in diese Kathedrale, in die kein Licht dringt.

Und vor dir, stumm, will ich beten.
Beten nicht, um befreit zu werden,
nicht, um gerettet zu werden,
sondern um mich einzutauchen in deinen Frieden,
einen Frieden, der sich nicht in Worten misst,
sondern im Schweigen,
in geteilter Einsamkeit,
in dieser Abwesenheit von allem, die alles ist.

Die Nacht

Dichter, du kommst zu mir, endlich,
erschöpft von deinen Kämpfen,
deinem Lachen und deinen Tränen.

Du kommst, mich zu suchen,
wie die Seele das Ende ihrer Qualen sucht.

Du sagst, dein Weg gehe zu Ende,
doch weißt du überhaupt, was „Ende“ wirklich heißt?

Das Ende ist die Auflösung im Unendlichen,
die Verschmelzung mit dem,
was du zu begreifen suchst.

Und du willst eintreten in meine Kathedrale,
in mein Heiligtum des Schweigens.
Doch was hoffst du dort zu finden,
außer dem, was du immer schon gekannt hast?

Denn ich bin die Nacht,
die Unermesslichkeit ohne Antwort—

Die Nacht

Das uferlose Meer. Du warst jener Narr, jener Gläubige,
der eine Wahrheit suchte in meinen Schatten.
Doch sieh: es gibt keine Wahrheit in meinen Finsternissen.
Es gibt nur das Echo deines eigenen Begehrens,
den Schatten deiner eigenen Fragen.

Und dennoch empfangen ich dich,
denn du hast verstanden, dass dein Kampf enden muss.

Das Gebet, das du zu sprechen im Begriff bist, stumm,
ohne Stimme, ist das Gebet derer, die wissen,
dass sie nichts sind, dass der Schatten alles ist.

Und vielleicht wirst du in diesem Schweigen,
in dieser Hingabe, endlich die Antwort
auf deine Suche finden, nicht in den Worten,
sondern in deren Abwesenheit.

Du wirst beten, ohne es zu wissen,
denn hier beten heißt, sich auszulöschen,
sich aufzulösen im Unendlichen der Finsternis.

Doch selbst in diesem Vergessen
werde ich dich vielleicht hören,
denn alles, was du suchst, Dichter,
ist ein wenig zu sterben, um neu geboren zu werden
in der Wahrheit, die nur die Nacht geben kann.

Der Dichter

Ich komme zu dir, Nacht, nicht um zu fliehen,
sondern um mich in dir zu verlieren,
um mich aufzulösen in dieser Unermesslichkeit des Schweigens,
wo ich vielleicht finde, was ich nie fassen konnte.

Ja, ich bin erschöpft,
und dieser endlose Weg hat Spuren in mir hinterlassen.
Doch ich wünsche nichts mehr,
als einzutreten in dieses Heiligtum des Vergessens,
wo alles unsichtbar wird, wo alles Schweigen ist.

Der Schmerz, der mich heimsuchte, ist nicht mehr,
er ist verschwunden im Licht deines Schattens.
Und ich will beten, doch ich weiß nicht wie.
Ich bin stumm vor dir,
denn alles, was ich zu sagen hatte, ist erloschen.

Doch dieses Schweigen, diese Leere, die mich einhüllt,
ist wahrer als jedes Wort.

Ich komme wie ein Kind, unschuldig an jedem Wissen,
ohne zu verstehen, doch bereit,
mich in deinem Sein zu verlieren.

Und in diesem Schweigen, in dieser Abwesenheit von allem,
werde ich vielleicht endlich finden,
was meinem Begreifen entglitt: eine Wahrheit
ohne Namen, ohne Gestalt, doch unendlich wie du, Nacht.

Du, die meine Lächeln und meine Tränen sah,
und die mir zeigte, dass alles sich in der Finsternis bewegt,
dass nichts ihr entkommt.

Du bist die Tiefe von Mitternacht, Nacht,
du wohnst dort, wo die Zeit zusammenbricht,
wo die Stunden sich verlieren
in der Ewigkeit des Schweigens.

Dort, in dieser Tiefe, wo der Schatten zur Königin wird,
bist du ein toter Strand, erstarrt,
aufgehängt zwischen dem Unbeweglichen
und dem Unsichtbaren.

Ein toter Strand am Rande des stummen Meeres,
eines Meeres, das keinen Laut gibt,
denn jedes Wort ist ertrunken
in seinen eisigen Wassern.

Und dieser Strand, du, Nacht,
hat keinen Namen mehr, kein Leben mehr.
Er ist das Ende, das Ende von allem,
ein Punkt der Auslöschung,
wo nichts mehr beginnt,
wo nichts mehr endet.

Nie mehr wird das Leben
auf diesen Gestaden erzittern.

Und dennoch bist du da, unbeweglich, beharrlich.
Du bist die Tiefe von Mitternacht,
wo die Finsternis keinen Grund hat,
wo die Leere selbst die Substanz dessen wird,
was existiert.

Die Nacht

Dichter, du sprichst von der Tiefe von Mitternacht,
doch weißt du, was das wirklich bedeutet?

Es ist nicht nur die Stunde,
die dunkelste der Nacht,
sondern ein Ort, wo alles sich vermischt,
wo Tag und Nacht sich auflösen
in demselben Abgrund.

In dieser Tiefe bin ich der tote Strand,
den du siehst, ohne Hoffnung, ohne Rückkehr.

Du sprichst vom stummen Meer,
doch dieses Meer, das bin ich,
alles, was existiert, alles, was sich nicht ausspricht.

Und wenn ich tot bin, so nicht,
weil ich aufgehört hätte zu sein,
sondern weil ich nichts bin.

Ich bin die Tiefe von Mitternacht,
nicht um vergessen zu werden,
sondern um jenseits des Vergessens zu sein,
um jenseits von allem zu sein,
was verstanden werden könnte.

In diesem absoluten Schweigen
bin ich zugleich alles und nichts.

Der Dichter

Du bist der Himmel, in dem der Stern verbrannte, Nacht.
Dieser Himmel ist nicht mehr, was er war,
denn in dir ist kein Platz mehr für die Götter,
kein Platz mehr für das Licht.

Sie sind geflohen, diese Götter,
und mit ihnen die Hoffnung.
Es bleibt nichts als dieser endlose Schatten,
der sich ohne Ende ausdehnt.

Die Sterne brennen nicht mehr in dir,
denn das Licht erlischt dort,
wo alles verschlungen wird
in deinem Abgrund.

Doch in dieser Abwesenheit
werde ich vielleicht die Wahrheit finden,
die ich suche.

Vielleicht ist deine Leere
die einzige Wahrheit, die bleibt,
die Wahrheit von allem,
was sich auflöst und verschwindet,
ohne jemals wirklich gesehen zu werden.

Du bist der Himmel ohne Sterne,
ein Himmel, der nicht mehr leuchtet,
ein Himmel, der nie wusste,
was Licht und Träume sind.

Die Nacht

Ja, Dichter, ich bin dieser Himmel,
und ich bin das Feuer, das alles verzehrt,
selbst das Licht.

Du siehst den Stern brennen,
doch er ist nur ein Splitter dessen,
was ich bin.

Denn ich bin das, was bleibt,
wenn alles erlischt,

was bleibt nach dem Untergang
der Götter und der Träume.

In dieser Tiefe von Mitternacht
ertrinkt alles Dasein in Schwarz,
und selbst die Hoffnung löst sich auf im Nichts.

Doch bist du es nicht, Dichter,
der in dieser Finsternis
einen Sinn sucht?

Du willst verstehen,
du willst über mich hinaus sehen,
doch das kannst du nicht.

Denn in mir gibt es nur die Abwesenheit
dessen, was du suchst:
das Unerreichbare und das Unsagbare.

Der Dichter

Warst du jemals, ohne zu sein? Warst du jemals,
ohne je etwas Konkretes gewesen zu sein, ohne je
sichtbar gewesen zu sein? In dieser Tiefe von Mitternacht
bist du alles und nichts, du bist der Ursprung von allem
und das Ende von allem. Und in dieser Leere lässt du mich suchen,
immer wieder suchen, obwohl ich weiß,
dass ich nichts finden werde. Doch vielleicht, in diesem
Nichts, in dieser Stille, werde ich endlich den Frieden finden.

Vielleicht werde ich, wie du, Nacht,
ein Unbekannter sein im Schoß der Dunkelheit,
ohne zu sein und ohne je gewesen zu sein.

Doch in dieser Suche, in diesem Streben
werde ich vielleicht, endlich, alles sein, was du bist,

und dass alles, was sich verliert, sich wiederfindet,
dort, wo alles endet.

TRAUM UND FINSTERNIS

DAS LICHT

Der Abend sinkt, und der Vater vergeht,
gebeugt vom Alter, reduziert auf ein Flüstern
im Halbdunkel der Zimmer. Einst stand er aufrecht,
verwurzelt in der Gewissheit der Tage,
doch nun hat die Zeit ihn gezeichnet
mit erbarmungsloser Hand, ihn ausgehöhlt
mit Schatten und Schweigen.

Und die Mutter, erstarrt in ihrer eigenen Abwesenheit,
hat selbst die Furcht zu weinen verloren.
Ihre Züge, einst sanft, sind zu Stein geworden,
unzugänglich, entzogen jedem Flehen.

In diesem Haus, wo die Schatten verweilen,
wo Staub die Erinnerungen versiegelt,
wächst das Kind unter einem schweren Himmel auf.
Ein Fluch lastet auf ihm wie eine eisige Hand,
ein unsichtbares Mal, das ihn fernhält
von der Welt der Lebenden.

Siehst du ihn, Finsternis? Er geht
durch eine Landschaft aus Fieber und Gespenstern.
Er erinnert sich an seine Kindheit
wie an einen zerstückelten Traum,
gequält von Krankheiten, von Schrecken,
von Finsternissen.

Er sucht einen Zufluchtsort,
ein Entrinnen, und doch ist es
zur Nacht, dass er sich wendet.

Im sternenübersäten Garten tanzt er mit dem Unsichtbaren.
Er findet eine seltsame Zärtlichkeit
im kaum wahrnehmbaren Pochen der Ratten,
jener stillen Gäste, die den dämmrigen Hof bevölkern.

Er streckt ihnen die Hand hin,
als erkenne er in ihnen
einen Teil seiner selbst.

Und dann ist da dieser blaue Spiegel,
diese geöffnete Pforte zum Unwirklichen.

Seine Schwester erscheint darin, schlanke Silhouette
aus einer anderen Welt. Sie ruft ihn
ohne ein Wort, und er, wie ein
Schlafwandler, stürzt ins Nichts.

Er fällt, verschwindet in der Schwärze,
als riefe ihn schon der Tod.

Doch sieh, Finsternis... er atmet noch.

DIE FINSTERNIS

Atmet er wirklich? Siehst du nicht,
dass die Nacht ihn schon
nach ihrem Bild geformt hat?

Sieh genau... sein Mund zerreißt,
rote Blume im Schoß
der Finsternis, und kein Schrei
kommt heraus.

Nur die Not entfaltet sich, stumm,
dargeboten den Sternen, die funkeln
ohne zu antworten.

Er gehört mir. Selbst seine Träume
sind meine Diener, sie spuken
durch die leeren Flure
dieses alten Hauses, sie umwinden
mit eiskalten Fingern seine schlafende Seele.

Seit jeher sucht er meine Umarmung.
Seine Spiele weben sich nur
im Schatten, dort, wo das Licht
sich nicht hinwagt.

Er liebt, was kriecht, was sich verbirgt,
was im Verlassenen überlebt.

Sieh ihn, wie er die kalten Steine
des Gartens streichelt, wie er der Stille lauscht
wie einem vergessenen Lied.

Er ist für mich gemacht,
und er weiß es.

Seine Schritte hallen nur
in Richtung der Dämmerung, er folgt
dem Ruf der ausgelöschten Pfade, jener,
die dorthin führen,
wo das Licht nie
seine goldenen Finger legt.

Ja, er träumt... doch seine Träume gehören mir.
Sie öffnen sich in seinem Schädel wie
tiefe Höhlen,
wo keine Morgenröte sich je verirrt.

DAS LICHT

Du umgibst ihn, Finsternis, doch er widersetzt sich dir noch.

Vielleicht ohne es zu wissen, vielleicht
mit jener zerbrechlichen Unbewusstheit,
die dem Sturz vorausgeht.

Denn selbst in der dichtesten Nacht
bleibt eine Glut,
ein goldener Funke, verborgen
unter der Asche.

So sehr er auch umherirrt
unter deiner Last, hebt er noch die Augen
zu den Sternen. Du sagst, sie antworten nicht?
Aber sie wachen.

Sie erhellen seine Not, sie zeichnen im Unendlichen
einen geheimen Pfad, den du, Finsternis,
nicht auslöschen kannst.

Die Träume, die das Haus heimsuchen,
sind nicht alle die deinen. Einige
tragen in sich ein uraltes Leuchten,
einen verlorenen Gesang, etwas,
das sich weigert zu erlöschen.

Du spürst es, nicht wahr?
Diesen stillen Kampf,
dieses schwache, aber beharrliche Pochen...

Er gehört dir, aber nicht ganz.
Solange er atmet, gehört er auch mir.

DIE FINSTERNIS

Lass ihn an dieser Illusion festhalten,
wenn es sein muss. Lass ihn die Augen erheben
zu einer Hoffnung, die nie kommen wird.

Ich besitze ihn bereits in seinem Sturz,
in seiner Hingabe, in jener Müdigkeit,
die ihn beim Einbruch der Dämmerung befällt.

Er hat schon von meinem Schweigen gekostet,
und er kehrt zu ihm zurück.

Du weißt es, Licht, er kann mir nicht entfliehen.
Ich bin in ihm, ich bin das Gefäß seines Schmerzes,
der Schatten, der ihn ebenso beruhigt,
wie er ihn fesselt.

Möge er sich an seinen Sternen festklammern,
möge er sich mit Illusionen wiegen.
Er gehört mir längst.

DAS LICHT

Am Abend irrt er zwischen den Steinen
der Toten, dort, wo die Schatten sich vermischen
und das Schweigen nichts ist
als ein erstarrtes Echo,
ein Murmeln, das er hört
in den vergessenen Winkeln.

Er liebt diesen Ort,
diesen verfallenen Friedhof,
wo die Seelen langsam verlöschen
in einem qualvollen Tod.

Manchmal setzt er sich am Fuß der Gräber
und betrachtet die Körper,
die in der Kammer der Toten ruhen,

deren Haut sich entfärbt
unter den Wunden der Zeit.

Die Hände der Verstorbenen, einst schön
und voller Leben, sind nun
gezeichnet von der Verwesung.

Grüne Flecken breiten sich langsam aus,
grausames Erinnern daran,
was wir alle werden.

Er betrachtet sie, fasziniert,
fast in Anbetung
dieses unumkehrbaren Endes.

Und wenn er sich der Pforte
des Klosters zuwendet,
erfasst ihn ein Schauer der Angst.

Er bittet um ein wenig Brot,
doch plötzlich erhebt sich ein Schatten,
ein schwarzes Pferd, das aus der Finsternis springt
wie ein Omen, ein Tier, geboren aus den Tiefen,
um ihn an seine eigene Einsamkeit zu erinnern,
an seine Zerbrechlichkeit.

Dieses Pferd, diese erschreckende Silhouette,
trägt er nun in sich,
denn die Finsternis ist nicht mehr
nur ein Schleier um ihn,
sondern eine lebendige Präsenz,
eine Beute, bereit, ihn zu verschlingen.

Doch der Schmerz ist nicht nur
der des Schreckens, Finsternis.
Er spürt auch die Kälte der Verlassenheit.

Er legt sich in sein eisiges Bett,
und Tränen, unsagbare Tränen,
fließen über seine Wangen,
ohne dass eine Geste des Mitgefühls
sein Leiden lindern könnte.

Er ist allein, in einer endlosen Nacht,
und niemand wird je seine Hand
auf seine Stirn legen,
um das Feuer seiner Verzweiflung zu löschen.

DIE FINSTERNIS

Ja, er wandelt zwischen den Toten,
zwischen den vergessenen Seelen,
und er sucht,
sucht etwas in dieser Verwüstung.

Er glaubt, dieser Ort,
dieser Friedhof, werde ihm Frieden geben,
doch in Wahrheit ist er deren Frucht.

Die Toten, ihre zerfallenen Körper,
sind seine Gefährten.

Jedes Grab, das zerfällt,
ist ein Spiegel, der ihm
sein eigenes Schicksal zurückwirft.

Er will sich verlieren
in dieser Erde, eins werden
mit den Schatten, dort,
wo das Licht nicht wagt,
sich zu zeigen.

Aber ich bin da, immer.
Ich bin der Schatten dieses schwarzen Pferdes,

das hervorspringt, wenn er es am wenigsten erwartet,
ein Albtraum, dem er kaum entkommen kann,
eine Angst, die er in seinen Eingeweiden trägt.

Wenn er sich niederlegt, wird alles
intensiver, schwerer.

Seine Tränen gehören mir,
ich nähre und bewahre sie,
ich hülle sie ein wie in einen Mantel.

Und in dieser eisigen Nacht,
in der er in seinem eigenen Abgrund ringt,
versteht er endlich, dass er allein ist.

Niemand wird kommen.
Er ist das Echo seines eigenen Leidens,
das letzte Murmeln im Wind.

Seine Klagen erreichen niemals ein anderes Herz.
Ich bin sein einziger Spiegel,
der ihn ohne Mitleid betrachtet.

DAS LICHT

Ich sehe... aber du täuschst dich, Finsternis.

Er mag verloren sein,
er mag sich verlieren in dieser Nacht
aus Steinen und Schatten,
doch selbst dann bleibt etwas anderes,
etwas Größeres als deine Gegenwart.

Der Herbst wird kommen,
und mit ihm die braune Wiese,
die kalte Erde, aber voller Verheißung.

Dort, unter dem scharfen Auge des Himmels,
wird er gehen, nicht als Sohn der Finsternis,
sondern als Sehender,
als Wesen, das trotz allem noch sucht,
zu sehen, was dem Schatten entgeht.

Siehst du ihn dort,
in seinen zögernden, doch entschlossenen Schritten?
Er ist müde, doch er geht weiter,
wie ein Pilger, verloren,
aber noch getragen
von einem Licht, das sich einschleicht,
zart, im Nebel.

Er betrachtet die Wiese,
diese Weite, die die Sonne kaum streift,
doch wo er nur den Nebel sieht,
sehe ich ein Leuchten.

Einen Funken der Erlösung.
Selbst in seinem Sturz sucht er einen Sinn,
einen Atem des Lebens.

DIE FINSTERNIS

Er verliert sich in der Illusion, Licht.
Er geht durch den Nebel, aber sein Weg ist schon gezeichnet,
und ich bin da, immer, verborgen in der Luft,
die er atmet.

Er glaubt noch, dass das Licht ihn irgendwo erwartet,
dass er der Melancholie des Herbstes und der Zeit
entkommen kann.

Aber ich bin da, ich bin in der braunen Wiese,
in den Schatten der Bäume, in der Luft,
die seine Knochen frieren lässt.

Er möchte ein Sehender sein, ja,
aber er ist schon blind. Jeder Schritt, den er macht,
bringt ihn näher zur Dunkelheit, zu der grausamen Wahrheit,
die ihn erwartet.

Der Sehende, der er glaubt zu sein,
ist in Wirklichkeit der Verlorene, der Elende,
der in einer Welt umherirrt, die ihm nicht mehr gehört.

Und du, Licht, hilfst ihm, sich mit Illusionen zu wiegen.
Du willst ihn glauben machen, dass es einen Ausweg gibt,
aber es gibt keinen. Die Dunkelheit ist überall.

Er trägt sie in seinem Herzen wie eine Krankheit,
und ich bin sein Komplize, sein Geheimnis.

DAS LICHT

Ach, dort... diese Stunden wilder Ekstase,
reiner Freiheit, die die Seele streifen
im unsicheren Licht der Abende
am Rand des grünen Flusses.

Es ist in ihm etwas Erhabenes,
etwas, das mit der Natur selbst vibriert,
mit der Seele der Welt.

Die Jagden, ja, jene Augenblicke,
in denen er Teil des Lebens wird,
das im Wind, im Wasser pulsiert.

Er lässt sich forttragen
vom Schaudern der Ekstase, wie

eine Melodie, die man in den gelb gewordenen
Schilfrohren hört, ein Gesang, der sich erhebt
in der Dämmerung, in der glühenden Frömmigkeit
einer anderen Welt.

Er ist in Gemeinschaft mit dem Wesen
des Daseins, einer heiligen Stille.
Er schaut auf die Welt,
er schaut tief hinein.

Dort, im Blick der Kröte, findet er
eine alte, vergessene Wahrheit.

Ihre sternhaften Augen, fast übernatürlich,
ziehen ihn in einen Abgrund der Unermesslichkeit,
und er verliert sich darin, im Widerschein
seiner eigenen Suche.

Er berührt den alten Stein, er streift,
was alterslos ist.

Und in dieser Kälte spürt er die Legende
in sich entstehen.

Die blaue Quelle, das Versprechen
eines alten Wissens, eines vergrabenen Geheimnisses,
das er zum Blühen bringen will,
etwas Größeres als er selbst.

Und selbst wenn ringsum alles
zu welken scheint, auch wenn die Früchte
von den verkümmerten Bäumen fallen,
findet er in jedem Augenblick dieses Verfalls
eine reine Schönheit, ein Aufglänzen
von Gold im Tod selbst.

Er lebt in der Ewigkeit dieser Augenblicke,
Licht, in diesem Gefühl, fast göttlich.

DIE FINSTERNIS

Du siehst dort, was du sehen willst, Licht.
Du glaubst, er erhebe sich,
dass er seine eigene Bedingung übersteige,
aber er ist schon gefangen im Getriebe dieser Welt.

Diese Stunden wilder Ekstase, dieser sanfte Gesang
der Schilfrohre, diese Augenblicke, die er für heilig hält,
sind nichts als Trugbilder.

Er schätzt sie, ja, aber in diesen Momenten der Illusion
verirrt er sich noch tiefer.

Er glaubt, ein Zeuge der Größe der Welt zu sein,
aber er ist nur ein Zuschauer seines eigenen Sturzes.

Die Kröte, dieser Spiegel des Schlamms, der Erde,
zieht ihn an, verspricht ihm Geheimnisse,
und er sinkt hinein, wie in einen Nebel,
der das wahre Antlitz der Wahrheit verbirgt.

Er berührt den alten Stein, diesen kalten,
seelenlosen Stein.

Er sucht in den Legenden, im Murmeln des Wassers,
aber er vergisst das Wesen dessen, was er sucht:
die Enttäuschung, den Verfall, den Tod.

Die silbernen Fische, die Früchte,
die von den verkümmerten Bäumen fallen,
sind die Symbole der Fäulnis, die ihn zerfrisst.

Er glaubt, auf einer Suche nach Reinheit zu sein,
doch in Wahrheit umarmt er nur das Nichts.

Jede Geste, jeder Gedanke
entfernt ihn ein wenig mehr von dem Licht,
das er zu entdecken glaubt.

DAS LICHT

Aber Obskur, du siehst falsch.

Diese Augenblicke, die er lebt,
selbst in ihrer Zerbrechlichkeit, sind eine Erlösung.

Der Gesang der Schilfrohre,
auch wenn er leidet unter dem Zahn der Zeit,
ist eine Huldigung an die Schönheit,
die nie wirklich stirbt.

Die silbernen Fische, auch wenn sie fallen
von den verkümmerten Bäumen,
tragen in sich das Versprechen einer Erneuerung,
eines ewigen Kreislaufs.

Was du als Verfall wahrnimmst, Obskur,
ist in Wirklichkeit nur das Leuchten
dessen, was trotz allem fortbesteht.

Die Früchte fallen, ja, aber sie nähren die Erde.

Er sucht nicht den ewigen Ruhm,
er sucht die Seele der Welt,
das verborgene Wesen
in dem, was unbedeutend scheint.

Und selbst im Blick der Kröte
sieht er jene geheime Weisheit,
die den Augen der Blinden entgeht.

Die blaue Quelle ist diese ursprüngliche Reinheit,
die er ahnt, auch wenn sie verborgen bleibt

unter den Schichten der Vergangenheit,
unter dem Gewicht des Vergessens.

Seine bebenden Hände
berühren den Stein, aber dieser Stein,
so abgenutzt er auch sei, enthält die Geschichte
der Welt, und er weiß es.

Es ist keine Illusion, es ist eine Wahrheit,
die sich langsam, geduldig enthüllt.

DIE FINSTERNIS

Du täuschst dich, Licht.
Er müht sich, einen Sinn zu finden
im Chaos, einen Sinn in den Schatten.

Aber alles, was er berührt,
endet damit, dass es zerfällt, dass es sich auflöst.

Die Kröte—

DIE FINSTERNIS

Dieser Spiegel des Schlamms wirft ihm
ein verzerrtes Bild zurück,
eine verdorbene Vision dessen, was er ist.

Er berührt den Stein, doch er ist kalt,
tot, ohne Leben. Er sucht im Wasser,
doch das Wasser wird ihn verschlingen.

Er sucht die blaue Quelle,
doch sie ist schon verloren, verschlungen
im Strudel der Zeit.

Der Gesang der Schilfrohre,
der Tanz der silbernen Fische,
die Früchte, die von den verkümmerten Bäumen fallen —

all das ist eine Farce, ein makabrer Reigen,
in dem er eine Rolle spielt, die ihm nicht gehört.

Und du willst, dass ich glaube,
es existiere noch eine verborgene Wahrheit
in dieser Maskerade?

Er ist längst Teil der Finsternis geworden,
vor der er glaubt zu fliehen. Und ich bin da,
in jeder Geste, jedem Atemzug,
um ihn daran zu erinnern,
dass das Licht, wie alles, sich verzehrt.

Was er berührt, verdirbt er.

DAS LICHT

Du siehst den Verfall, doch du vergisst
die Hoffnung, Obskur.

Er ist kein bloßer Zuschauer
der Finsternis, er ist der Suchende,
der selbst in den Ruinen ein Leuchten sucht.

Und solange er sucht,
wird er nicht aufhören zu leuchten,
wenn auch schwach,
selbst im Abgrund.

Das Licht erlischt niemals völlig, Obskur,
solange es jene gibt, die kämpfen,
es zu entfachen, selbst
durch die dichtesten Nebel.

Hör zu, Obskur: das Echo der Schritte hallt
wie eine Melodie des Stolzes. Jede Bewegung,

jede Geste trägt die Aura
einer vergessenen Größe, einer Würde,
die er zu beanspruchen scheint.

Seine Schritte, in ihrem Rhythmus,
sind wie Hymnen auf die Allmacht der Seele.

Sie erfüllen ihn mit einer Majestät,
die sich entfaltet, mit dieser Verachtung
für das Menschliche, für jene Welt,
die so zerbrechlich, so begrenzt scheint.

Auf seinem Rückweg findet er ein verlassenes Schloss,
eine Wüste ohne Gegenwart.

Die Luft ist dort kalt,
doch die Steine scheinen noch
von alten Anwesenheiten zu hallen.

Im verwilderten Garten selbst
sind die Götter wie erstarrt,
eingefroren im Andenken
an vergangene Herrlichkeiten.

Ihr Trauern haucht langsam
bei jedem Abenddämmern
wie ein alter Nebel.

Er empfindet dort eine seltsame Vertrautheit,
ein tiefes Gefühl: „Hier habe ich
vergessene Jahre gelebt.“

Diese Worte schweben in der Luft
wie ein Gebet, das sich in den Schatten verliert.

Und dieser Orgelchoral, mächtig und erhaben,
durchdringt sein Wesen,

dieses transzendente Beben,
diese Schauer Gottes, die ihn durchziehen.

Ein Zittern, eine Vibration, eine Erhebung.
Der Himmel scheint sich unter seinen Schritten
zu öffnen.

Die Fragmente der Gottheit, selbst verlassen,
klingen in ihm wider.

Doch... warum, Obskur,
diese dunkle Höhle?

Warum sich in der Finsternis verbergen,
fern jener Pracht, die ihn berührt?

DIE FINSTERNIS

Ach, Licht, du täuschst dich wieder.

Diese Schritte, die er für Größe hält,
sind nichts als der Totentanz dessen,
der sich in seiner eigenen Eitelkeit verliert.

Er glaubt sich über die Menschheit erhaben,
und doch ist er nur ein einsamer Wolf,
irrend in einer endlosen Nacht.

Sein Stolz, sein Hochmut,
sind die Früchte eines Herzens,
das von der Wahrheit verlassen wurde.

Das Schloss, ja,
dieses Relikt menschlichen Hochmuts,
gibt ihm nichts zurück,
außer dem Echo einer vergangenen Zeit.

Die Götter, einst mächtig,
sind nichts als Ruinen,

zerbrochene Statuen, Schatten,
die noch atmen,
aber keine Kraft mehr haben.

Er hört im Wind ihre stille Trauer,
doch er versteht sie nicht.

Dieser Orgelchoral,
das sind die letzten Zuckungen
einer toten Herrlichkeit,

ein Flüstern einer sterbenden Göttlichkeit.

Vielleicht erinnert er sich an vergessene Jahre,
doch er ruft sie mit einer Nostalgie wach
für eine Vergangenheit ohne Sinn,
für eine Zeit des ziellosen Umherirrens.

Es ist eine Illusion der Größe, Licht.
Was er für einen göttlichen Choral hält,
ist nur ein Todesrauschen.

Ja, er spürt die Macht Gottes,
aber es ist die Macht des Sturzes,
der Verwesung, des Verschwindens.

Und in dieser dunklen Höhle,
wohin er flieht, fern vergangener Pracht,
lügt er, stiehlt er, versteckt er sich,
flieht er die weißen Fragmente
des mütterlichen Antlitzes, die ihn heimsuchen.

Er ist nur noch ein Flüchtling,
ein Wolf, der seine Illusionen frisst.

Und du willst, dass ich glaube,
er erhebe sich ins Licht?

Nein, Licht, er verbirgt sich
in den Finsternissen, fern der Wahrheit.

DAS LICHT

Du siehst den Verfall, Obskur, doch
du vergisst, dass im Verzweifeln
noch eine Suche liegt.

Ja, seine Schritte sind vom Stolz getragen,
aber dieser Stolz ist nicht
bloße Eitelkeit.

Es ist die Suche nach etwas,
das größer ist als er selbst,
selbst wenn er es noch nicht versteht.

Er irrt, ja, in einer Welt von Ruinen,
doch es sind seine Schritte, seine Suchen,
seine Irrfahrten, die ihn noch näher treiben
an das Herz der Wahrheit.

Selbst in der Einsamkeit des Schlosses
steht er einer erloschenen Pracht gegenüber,
doch diese Pracht nährt seine Suche.

Er hört diesen Choral, er spürt
dieses Beben Gottes,
weil in seiner Seele ein Verlangen ist
nach etwas Höherem.

Und die dunkle Höhle, Obskur,
sie ist dort—

DAS LICHT

Er muss hindurchgehen. Dort muss er dem Teil
von sich selbst begegnen, vor dem er flieht:
der Angst, der Scham, den menschlichen Schwächen.

Er lügt, er stiehlt, er versteckt sich,
doch vielleicht ist das eine Prüfung,
eine Reinigung, eine Etappe,
bevor er etwas Reines, Wahres erreicht.

Das weiße Antlitz der Mutter, dieser Geist,
diese Figur – er erträgt es nicht mehr,
aber er muss dem ins Auge sehen,
was ihn an sie bindet.

Es ist keine Flucht, es ist eine Konfrontation.
Und in dieser Finsternis wird er eine Wahrheit entdecken,
tiefer als das Licht, das er sucht.

DIE FINSTERNIS

Ach, Licht, du sprichst von Sehnsucht, von Suche...
Aber für ihn ist es schon zu spät.

Er glaubt noch an eine Hoffnung,
doch alles, was er in dieser dunklen Höhle findet,
ist sein eigener Verfall.

Er flieht vor jenem Licht, jener Wahrheit,
die du ihn erreichen lassen willst.
Aber er entkommt nur noch weiter in die Finsternisse.

Die Götter sind tot, die Träume erloschen,
und er... er versteckt sich,
er lügt, er tarnt sich hinter Illusionen.

Jede Tat, jede Bewegung
ist eine Flucht nach vorn.

Er wird das Licht nicht finden.
Er verliert sich in der Finsternis.
Und ich werde da sein, Licht,
um ihn daran zu erinnern,
dass es in dieser Finsternis keine Erlösung gibt,
sondern nur das Echo seines eigenen Verschwindens.

DAS LICHT

Du irrst dich, Obskur.
Selbst in der Finsternis gibt es Funken des Lichts.

Er ist nicht verloren.
Er ist auf der Reise, auf der Suche.

Und er wird es wissen:
selbst in den tiefsten Finsternissen
wird er eines Tages entdecken,
dass das Licht ihn nie verlassen hat.

DAS LICHT

Die Stunde ist gekommen, Obskur,
da er zusammenbricht, das Antlitz
gezeichnet von der Gleichgültigkeit des Schicksals,
in diesem Garten, wo die Sterne
nur noch als stumme Zeugen
seines Sturzes leuchten.

Dort, an diesem Ort, einst voller Schönheit,
begegnet er dem Schatten des Mörders,
dem Schatten dessen, was er geworden ist.

Mit purpurner Stirn schreitet er voran,
dringt ein in den Morast seiner Seele.

Und in diesem stehenden Wasser
bricht der Zorn Gottes
auf seine Schultern aus Metall.

Er spürt den Schmerz der Strafe,
doch er rebelliert nicht.

Er durchschreitet den Sturm,
er sieht die Birken sich winden
und die Fauna, die er geliebt hätte,
weicht zurück, verbirgt sich in den Finsternissen.

Er geht, gequält von dem Hass,
der sein Herz verzehrt,
diesem Hass, der in ihm Gestalt annimmt.

Und doch... etwas ist in ihm zerbrochen.

Er wendet sich dem stummen Kind zu,
in diesem sommergrünen Garten,
und in einer schrecklichen Tat erkennt er
sein eigenes Spiegelbild
in der Raserei des Kindes.

Sein strahlendes Antlitz verschwimmt
mit dem der zerbrochenen Unschuld.

Der Schmerz durchbohrt ihn,
doch er kann nicht innehalten.

Die Wollust, Obskur, die Wollust
der Zerstörung.

Und als er am Abend, am Fenster,
die purpurnen Blumen erblühen sieht —
ein Vorzeichen von Tod, von Ende —
ist er schon zu weit gegangen, zu verloren.

Das Skelett des Todes, diese grauenhafte Gestalt,
tritt auf ihn zu.

Die Türme, die Glocken,
alles stürzt auf ihn herab.

Und die Nacht, Obskur,
die Nacht, die sein Zufluchtsort ist,
wird ihm keine Gnade bieten.

Sie verurteilt ihn, unter den Steinen,
unter den Schatten zu verschwinden.

DIE FINSTERNIS

Du willst glauben, Licht,
dass dies ein tragisches Ende sei.
Aber es ist ein unvermeidliches Ende,
ein Sturz, der nur offenbart,
was er geworden ist.

Er hat seinen Höhepunkt erreicht
und ist unter seinem eigenen Gewicht
zusammengebrochen.

Er bricht zusammen im Garten, ja,
aber es ist nicht der Garten einer Hoffnung,
es ist der einer Ruine,
einer vergessenen Erlösung.

Der Mörder, der ihn beschattet,
ist keine bloße Erscheinung,
es ist er selbst, es ist das,
was er geworden ist,
was er immer schon in sich getragen hat.

Der Schatten verfolgt ihn,
und er kann ihn nicht abschütteln.

In diesem Morast findet er
die Strafe, die er verdient.

Und es ist keine göttliche Rache,
es ist das Echo seines eigenen Verfalls,
seiner vergangenen Taten.

Seine Schultern aus Metall,
diese Last, die er trägt,
zerbrechen unter dem Zorn Gottes.

Doch es ist der Zorn seiner Seele,
nicht einer äußeren Macht.

Er hat Hass gesät, Licht,
und der Hass verzehrt ihn.

Die Fauna flieht,
nicht aus Furcht vor göttlicher Strafe,
sondern aus dem Erkennen,
dass der, der in diesem Morast umherirrt,
ein entartetes Wesen ist.

Er ist kein Mensch mehr,
er ist eine Abscheulichkeit.

Der Garten, einst Quelle des Lebens,
ist zum Ort seines Wahnsinns geworden.

Er schändet das stumme Kind,
und in dieser Horrorszene
sieht er sich selbst.

Er erkennt sich, aber im schlimmsten aller Spiegel:
im Spiegel seines eigenen Wahnsinns,
seines eigenen Gesichts.

Dort, in diesem Blick, nimmt er wahr
seinen Verlust der Menschlichkeit,
seinen moralischen Zusammenbruch.

Und der Schmerz, Licht,
verlässt ihn nicht.

Er ist allein, allein seinen Taten gegenüber,
allein in der Nacht, die ihn verschlingt.

Und du willst mir sagen,
dass es Hoffnung gibt in diesem Desaster?

Nein, Licht, alles, was es hier gibt,
ist der Sturz eines Menschen,
der zum Monster wurde.

Am Abend, die purpurnen Blumen,
die am Fenster auftauchen,
sind nur die Ankündigung seines Endes.

Der Tod ist da, er wartet auf ihn,
und er kann ihm nicht entkommen.

Die Türme, die Glocken,
seine ganze Welt stürzt über ihn ein,
und es ist das Ende.

Die Steine, die auf ihn fallen,
sind keine göttliche Tat,
sie sind...

DIE FINSTERNIS

Sie sind das Gewicht seiner Sünden, seiner
unwiederbringlichen Taten.

Die Nacht bedeckt ihn, und sie ist ohne Gnade.
Es gibt keine Erlösung mehr für ihn.

DAS LICHT

Du siehst die Finsternis, Obskur, und du schließt
auf das Ende.

Aber ich sehe ein ungeheures Leiden,
ein Leiden, das die Dunkelheit durchdringt
und sie durchstößt.

Ja, er hat unverzeihliche Taten begangen,
er ist zum Mörder seines eigenen Wesens geworden.
Doch selbst in dieser Nacht,
in der er zusammenbricht, spüre ich in ihm
ein Leuchten, ein Verlangen zu verstehen,
einen Willen zu suchen, selbst
mitten in der Zerstörung.

Er ist verloren, er irrt,
doch er ergibt sich nicht.

Er ist da, zerbrochen,
und gerade in dieser Zerbrochenheit
könnte etwas Unsichtbares, Unfassbares
auftauchen.

Der Garten, wo er zusammenbricht, Obskur,
ist nicht nur ein Ort der Ruine.
Er ist auch ein Ort,

wo das Gewicht der Sünden, der Schuld
sich verwandeln kann.

Vielleicht nicht heute,
vielleicht nicht morgen.
Aber in diesem Leiden,
in dieser Konfrontation mit Tod und Wahnsinn
liegt etwas zutiefst Menschliches,
ein stummer Ruf nach einer noch
zu entdeckenden Erlösung.

Die Steine, die auf ihn fallen, ja,
sie treffen ihn,
aber sie markieren auch den Punkt eines Endes.
Und jedes Ende trägt in sich
den Keim eines Anfangs.

DIE FINSTERNIS

Ach, Licht, immer suchst du,
wo nichts ist...

Was du „Leuchten“ nennst,
sehe ich als letztes Aufflackern
vor dem völligen Erlöschen.

Das Leiden, gewiss,
aber es ist ohne Ausweg.

Das Ende ist da, Licht,
es ist unwiderruflich.

Es gibt keinen Platz für Erlösung
in dieser Nacht.

Er ist schon verschlungen,
und du hörst nicht das Schweigen,
das er hinterlässt.

DAS LICHT

Er irrte in einer Welt ohne Zuflucht,
eine graue Weite,
wo selbst das Echo seines Namens
sich weigerte, ihm zu antworten.

Im engen Raum geschlossener Mauern
wurde jeder Atemzug
zu einem erstickten Gebet,
jeder Herzschlag hallte
wie eine ferne Totenglocke.

Zärtlichkeit war ein Land,
das er nie betreten hatte,
ein Traum, der entschwand,
noch bevor er geboren war.

Und wenn er die Augen hob
zur flackernden Helligkeit
einer vergessenen Lampe,
glaubte er, darin den letzten
Aufschwung eines Sterns zu sehen,
der bereit war zu erlöschen.

Niemand liebte ihn.

Seine gestrandete Seele klammerte sich
an die Überreste einer ausgelöschten Kindheit,
doch nur der Schatten
streckte ihm die Hand entgegen.

DER SCHATTEN

Niemand, nein, nicht einmal jene Stimmen,
die manchmal seinen Schlaf durchkreuzten
und ihm trügerische Versprechen zuflüsterten,
bevor sie wieder im Vergessen versanken.

Die Liebe war für ihn
nur ein leeres Wort,
eine Fata Morgana, gesehen in der Ferne,
hinter von der Zeit befleckten Scheiben.

Er lebte unter dem Joch der Nacht,
und sein Fleisch trug die Brandmale
unaussprechlicher Begierden,
verzehrt im Geheimnis der Gemächer,
wo die Dämmerung niemals starb.

Die Lüge hing an ihm
wie ein zu schwerer Mantel,
und die Wollust, dieses stille Fieber,
sickerte in sein Blut
mit der Langsamkeit des Giftes.

Die Luft war gesättigt
von einem beißenden Duft,
der welken Weihrauch
mit dem Schweiß verbotener Träume mischte.

Und jeder zuckende Vorhang
verbarg eine Bedrohung,
jede halb geöffnete Tür
trug das Versprechen
eines neuen Schreckens.

DAS LICHT

Und dann, ein Leuchten.

Nicht ein gütiger Glanz,
sondern ein unsicherer Widerschein,
ein Murmeln, das über das fragile Gewebe
seiner Existenz glitt.

Ein kaum hörbares Rauschen,
ein Hauch von Stoff,
der die Stille streifte,
und sein ganzer Körper erstarrte,
als sei die Zeit zerbrochen.

Dieses Blau, dieses tiefe, nächtliche Blau,
dieses flüchtige Gleiten in der schweren Luft
der Nacht...

War es die Erinnerung
an eine vergrabene Sanftheit
oder die Ankündigung
einer drohenden Gefahr?

Er wusste es nicht mehr.

Aber sein Herz,
gefangen zwischen Erwartung und Angst,
schlug in einem neuen Rhythmus,
aufgeschreckt wie ein gehetztes Tier.

DER SCHATTEN

In der Tür stand sie,
die in die Nacht gehauene Gestalt,
eine Silhouette, eingefroren
zwischen zwei Welten.

Sie trat nicht vor,
sie rief nicht,
sie war nur da,
düstere Präsenz,
aufgerichtet vor ihm wie ein Urteil.

Ihr Blick war ein Abgrund ohne Grund,
ein Schlund, in dem alle Hoffnungen
erlöscht waren.

Er hätte schreien wollen,
doch seine Stimme war verloren,
irgendwo in der Kindheit,
und er hatte nur das Schweigen
als Zeugen seiner Not.

Hinter ihr erhob sich das Nichts,
undeutlich, aber mächtig,
wie ein gesichtsloser Geist,
der schon seine Arme um ihn schloss.

Der Schatten des Bösen
kam nicht allein von ihr –
er war schon immer da,
verborgen in jeder Ecke seiner Seele.

Und erst jetzt begriff er
seine volle Ausdehnung.

DAS LICHT

O tiefe Nächte, o Sterne, die am Rand
des Schweigens wachen. Die Zeit dehnt sich,
langsam und feierlich, und jeder Schritt hallt
in der eisigen Luft wie ein vergessenes Wort.

Er geht neben dem Krüppel, eine schwankende Gestalt,
vom Wind fortgerissen, und der Schatten
des Berges erhebt sich vor ihnen, gewaltig,
gleichgültig. Dort oben, auf dem vom Reif
erstarrten Gipfel, entzündet der Untergang
das Azur mit einem sterbenden Glanz,
und sein rosiges Leuchten streift
ihre gespenstischen Gesichter.

Doch unter diesem trügerischen Schein schlägt
sein Herz dumpf, im Takt mit der Dämmerung,
als enthielte jeder Puls in sich
die Angst einer Vorahnung. Er möchte
sprechen, er möchte jenes formlose Etwas benennen,
das auf ihnen lastet, doch die Worte verirren sich,
noch bevor sie gedacht sind.

DER SCHATTEN

Und der Abend schließt sich über ihnen
wie eine gewaltige Hand. Sie schreiten,
schwere Füße auf einem Pfad,
den kein Mensch zu dieser Stunde
gehen sollte.

Die Tannen, schwarze Massen
mit zitternden Wipfeln, biegen sich
unter unsichtbarem Wind, neigen sich
auf ihrem Weg wie stumme Richter.

Die Luft, dicht und geladen mit stechender Kälte,
scheint zu rauschen von einem uralten Hauch,
einem flüchtigen Murmeln ohne Mund.

Da erscheint er, aus der Finsternis hervortretend
wie eine Gestalt des Albtraums: der rote Jäger.

Ein scharlachroter Fleck, der die Dunkelheit spaltet,
ein Schatten, beseelt von einem bösen Atem.

Sein Schritt macht kein Geräusch, und doch
füllt seine Gegenwart den Wald.

Ist er wirklich?

Oder nur die Inkarnation einer Angst,
die zu lange vergraben war?

DAS LICHT

Der Himmel löscht sich aus, verschlungen von der Nacht.
Die letzten Lichter des Tages sterben auf den Baumkronen,
und alles wird Abwesenheit, gähnende Leere,
wo nichts mehr glänzt.

Da bricht sein Herz, ein fragiles Kristall,
aufgehängt am Faden der Zeit,
in einem reinen, unhörbaren Klang.

Die Nacht trifft ihn endlich, eine eiskalte Hand,
die auf seine fiebrige Stirn fällt.

Er taumelt, wankt unter dieser namenlosen Last,
spürt das Beben eines unsichtbaren Bruchs
bis in die Wurzeln seines Seins.

Alles ist kalt. Alles ist schwarz.

DER SCHATTEN

Und in dieser Nacht, die ihn verschlingt,
spannt sich etwas in ihm,
spannt sich, bis es reißt.

Er weiß nicht mehr, ob er noch er selbst ist,
oder ob er einer jener Geister geworden ist,
die endlos umherirren an den Rändern der Welt.

Unter kahlen Eichen, deren Zweige sich strecken
wie abgemagerte Arme, fühlt er eine dunkle Kraft
sich seiner bemächtigen, die seine gefrorenen Hände
führt zu einer lebendigen, bebenden Gestalt.

Ein erstickter Schrei, ein Krampf, ein Schweigen.

In seinen Händen liegt ein erlöschender Atem,
eine Wärme, die nicht mehr ist.

Die Wildkatze, Nacht- und Geheimnistier,
findet ihr Ende in der Umklammerung
seiner zitternden Finger.

Ein Puls hört auf, und doch ringsum
atmet die Nacht weiter.

DAS LICHT

Und so lag er da, zerbrochen, kraftlos, ausgeliefert
den Steinen wie ein Körper, der zu früh
der Erde zurückgegeben ist.

Doch über ihm, aufgehängt in der stummen Weite
des Himmels, setzte das Universum
seinen stillen Gesang fort.

Eine Symphonie der Sterne, von Gold
und blauen Schauern,
eine unendliche Pulsation in der ewigen Nacht.

Jeder Stern schien zu wachen, geduldig,
unveränderlich.

Und er, winzig, nichtig, ausgestreckt
auf dem rauen Boden, betrachtete es,
ohne zu verstehen.

Was war dieser ungeheure Blick,
der auf ihm ruhte,
dieses Licht, das ihn musterte ohne ein Wort,
ohne ein Urteil?

Warum leuchtete es weiter,
selbst dort, über der irresten Seele?

Doch das Licht drängt sich nicht auf
dem, der es zurückweist.

Es wartet, es hofft, es leuchtet,
unwandelbar, selbst für verschlossene Herzen.

DER SCHATTEN

Aber er konnte dieses Licht nicht empfangen.
Er wollte es nicht.

Zu hart, zu fern, zu fremd.
Ein Spott, aufgehängt über seiner Hülle.

Sein Wesen war beschwert von einer Last
zu schwer, ein Knoten zu fest verstrickt
im Fleisch, zu tief verankert in der Finsternis.

So wandte er die Augen ab, wandte sich ab
vom Unendlichen wie ein Verstoßener,
der sich weigert, das Land zu sehen,
das er nie mehr betreten wird.

Da oben war nichts für ihn.
Nichts als die eisige Gleichgültigkeit
eines allzu reinen Himmels.

Dann kam die Dunkelheit.

Sie kam nicht plötzlich, nein. Sie sickerte zuerst ein, sanft,
flüsternd, wie ein schwarzer Nebel, der vom Boden aufstieg.

Dann schwoll sie an, nahm Gestalt, schloss sich über ihm.

Es waren geflügelte Schatten, irrende Formen,
die im Schweigen auftauchten. Sie schlugen die Luft
mit unsichtbaren Flügeln, wirbelten —

DER SCHATTEN

Da brach etwas in mir zusammen. Keine Mauer,
kein Stein des zerfallenen Hauses, sondern
ein ganzer Teil meines Wesens. Ich wollte
den Blick abwenden, doch ich konnte nicht.
Ich wollte fliehen, doch meine Beine
verweigerten den Dienst.

Der Wind strich durch die Ruinen, hob
ein wenig Staub auf, schüttelte sanft
die kahlen Äste des toten Gartens. Doch nichts
kam, mich zu retten. Nichts kam, mir zu sagen,
dass ich nicht schon gefallen war.

DAS LICHT

Du bist da, verloren in den Winkeln des Schattens,
endlos auf der Flucht. Die Nacht verschlingt dich, doch du,
du ergibst dich ihr mit einer Art
stiller Verzweiflung, wie ein Kind, das sich
in den Bauch eines vertrauten Tieres gleiten lässt,
hoffend, dort Zuflucht zu finden, vergessend,
dass das Tier es längst verschlungen hat.

Jeder Schritt, den du machst,
führt dich nirgends hin außer in einen Abgrund,
tiefer noch, und in dieser gähnenden Kluft
gibt es keine Rückkehr mehr.

Dein Herz, dieser zerbrechliche Schlag,
wird schwerer mit jedem Atemzug.

Das Licht entfernt sich mit jedem Augenblick,
als flöhe die Zärtlichkeit der Welt,
als entzöge sie sich deinem Blick,
der nicht mehr versucht, sie zu erfassen.

DER SCHATTEN

Ja, ich fliehe. Ich bin geflohen bis ans Ende
der Nacht, bis an die letzte Grenze der Finsternis,
in der Überzeugung, im Schatten endlich
einen Anschein von Frieden zu finden.

Doch hier entgleitet mir alles,
alles ist kalt und zerbrochen.

In dieser endlosen Flucht suche ich nur eines:
mir selbst zu entkommen, den unsichtbaren
Ketten zu entfliehen, die mich binden
an eine Vergangenheit, die ich weder
lieben noch vergessen kann.

Die Mauern ersticken mich,
und jeder Schritt hallt wider
wie ein unheilvolles Echo im Leeren.

Doch trotz aller Mühen
führt mich alles immer wieder an denselben Punkt zurück,
an jenen Augenblick, wo ich ein Gesicht sehe,
einen Moment des Lichts, flüchtig und brennend,
wie eine Sternschnuppe am schwarzen Himmel,
die vergeht, bevor sie je erreicht wird.

DAS LICHT

Und dieses Mädchen dort, in der verlassenen Gasse,
das du wie eine Beute in der Dunkelheit ergriffen hast –
was suchst du in ihr? Ihren Körper, ihre Wärme,
ein wenig Zärtlichkeit?

Doch keine Zärtlichkeit liegt in dem, was du tust.
Es ist nur Gewalt, nur Raub.

Du entreißt ihr die Freiheit,
du nimmst, was dir nicht gehört,
hoffend, dass du durch ihre Unterwerfung
die Kluft in dir schließen könntest.

Doch es ist nur Leere,
es ist nur Schmerz.

Ihr Gesicht, ihre Augen,
sie sind keine Sterne mehr,
sondern Spiegel deines eigenen
Verzweifeln.

Durch sie siehst du dein eigenes Bild,
und doch entfernst du dich,
als könnte der Schatten, der in dir wächst,
sich im Drama verbergen, das du erschaffst.

DER SCHATTEN

Ja, ich habe sie genommen. Aber es war kein Akt
des Begehrens, es war ein Akt des Überlebens.

Mein Körper, dieses ausgemergelte Gefährt,
war hungrig, nicht nach Fleisch,
sondern nach dem Echo eines Lebens,
das ich nie gekannt habe.

In ihren Augen glaubte ich
das Versprechen eines Lichts zu sehen,
das mir entgleiten würde.

Und doch... als ich sie küsste,
begriffe ich, dass alles nur Rauch war,
dass alles nur Lärm war.

Und dieser Schatten,
immer da, hinter mir,
murmelt Worte, die ich nicht hören will,
folgte mir weiter.

Er nährte sich von meinem Schmerz.
Und er ist da, immer, heimtückisch,
näher, als ich je eingestehen möchte.

DAS LICHT

Glaubst du, in der Flucht
werde sich deine Erlösung finden?

Aber die Erlösung versteckt sich nicht
in den Finsternissen.

Sie liegt nicht in den dunklen Gassen,
nicht in den erstickten Seufzern derer,
die du auf deinem Weg niedertrittst.

Die Erlösung, der Frieden,
sie sind im Licht zu finden,
in jenem sanften Strahl,
der durch die Vorhänge der Nacht fällt,
dort, wo es keinen Hass mehr gibt,
keine Gewalt mehr, nur die Zärtlichkeit
eines Morgens, der über einer geheilten Welt aufgeht.

Doch du fliehst dieses Licht,
als sei es dir fremd,
als verdamme es dich
zu einer anderen Art des Leidens.

Und doch – es ist dieses Licht,
das den Schlüssel trägt,
den Schlüssel, der die Tore
zu einer anderen Welt öffnen könnte,
zu einem anderen Weg,
wenn du nur die Kraft hättest,
dich ihm zuzuwenden.

DER SCHATTEN

Aber ich bin schon verloren. Ich war es immer,
seit jenem Augenblick, da ich diesem Schatten
an der Tür begegnete, diesem Gespenst,
das mich unablässig verfolgt.

Ich bin das Kind der Dämmerung,
ein Wesen, geformt von der Nacht,
geprägt vom Unglück und vom Schweigen.

Das Licht, ich sehe es, ich spüre es,
aber es ist zu fern.

Es verbrennt mich, es verzehrt mich.

Und ich ertrinke in dieser Leere,
in dieser Abwesenheit.

Jeder Atemzug ist ein Versuch
zu entkommen,
doch jeder Atemzug bringt mich näher
an das Ende.

Und doch... es bleibt immer
dieses Versprechen,
diese Gestalt, die sich abzeichnet
und die ich niemals erreichen werde.

DAS LICHT

Du irrst dich. Du hattest immer die Möglichkeit
zu entkommen, doch du hast dich stur geweigert, dort zu bleiben,
um deine eigene Qual zu umkreisen, sie zu nähren,
sie wie eine alte Freundin zu empfangen.

Und du hast ihr alles gegeben, was du hattest.

Doch auch das Leiden hat ein Ende.

Selbst die Finsternis verflüchtigt sich schließlich
unter der Wirkung des Tages.

Warum also dieses Beharren in einer Flucht
ohne Ende? Warum diese Verweigerung des Lichts?

Verweigerst du es, weil du Angst hast, darin
die Wahrheit über dich selbst zu entdecken?

DER SCHATTEN

Die Wahrheit? Die Wahrheit ist, dass ich nichts
zu entdecken habe. Ich bin das, was ich getan habe.

Ich bin der Schatten, und der Schatten löscht sich nie aus.

Ich habe den Schatten über alles geworfen,
und der Schatten hat mich verschlungen.

Ich bin dieses Echo, dieser Abgrund,
der sich nährt von allem, was ich zerstört habe.

Das Licht, es könnte mich niemals reinigen.

DAS LICHT

Es ist, weil du noch nicht verstanden hast,
dass das Licht nicht sucht, dich zu reinigen,
sondern dir zu zeigen, was du wirklich bist.

Es will dir helfen, über die Angst hinauszusehen,
über die Maske, die du trägst.

Doch dafür musst du aufhören zu laufen,
aufhören zu fliehen vor dem, was du bist.

Nimm den Glanz der Wahrheit an,
auch wenn er schmerzhaft ist.

Das Licht wird dich nicht in die Flammen
der Verdammnis werfen.

Es wird dir einfach den Weg zeigen,
um neu geboren zu werden.

DER SCHATTEN

Ich habe nie gewusst, wie man neu geboren wird...

DAS LICHT

Dann schau. Schau um dich,
schau in dich. Alles, was du suchst,
ist schon da.

Das Licht ist in deinem Blick,
im Atem, den du nimmst.

Es wartet nur darauf,
dass du es annimmst.

*(Stille. Dann beginnt der Schatten sich langsam zu verflüchtigen,
wie ein Schleier, der sich hebt, ein Lichtstrahl, der die Dunkelheit durchdringt.)*

Schau. Die Sonnenscheibe erlischt langsam,
welk geworden durch den Lauf der Jahrhunderte,
wie eine Blume, vergessen im Schatten.

Dieses Licht, einst strahlend, stirbt nun
im Schweigen der Welt, und doch ist es nicht tot.

Es bleibt noch in der Erinnerung, in der Haut,
gezeichnet von vergangenen Leiden, im Echo
dessen, was war.

Die Wärme seiner Strahlen verzehrt
alles auf ihrem Weg, selbst das zarteste Fleisch,
selbst den reinsten Geist.

Jedes Martyrium, jedes Leiden fügt sich
zu dieser Flamme hinzu, und dennoch erleuchtet sie
weiter, was gesehen werden muss.

Die Sonne verbirgt sich nicht
in der Finsternis; sie wartet einfach den Moment ab,
sich zurückzuziehen, wie ein Schmerz,
der, einmal ausgesprochen, Platz macht
für eine andere Form von Wahrheit.

DER SCHATTEN

Und du, Licht, deine Strahlen retten uns nicht.

Sie brennen, verzehren, aber sie heilen nicht.

Dort, wo du dein Leuchten ausbreitest,
hinterlässt du eine verbrannte Welt,
eine Welt, in der das Leiden nur wächst
unter dem Gewicht deiner Glut.

Siehst du nicht, wie in diesem öden Durchgang
seine blutige Gestalt dir erscheint?

Es ist nicht der Widerschein eines lebenden Körpers,
sondern eines von Schmerz und Zeit
zerfressenen, entstellten Körpers.

Es ist nur die Spur dessen, was du hervorgebracht hast
und weiterhin nährst.

Er ist ein Schatten seiner selbst geworden,
starr und erstarrt von Grauen,
eine Existenz gezeichnet von
der Unreinheit der Welt.

DAS LICHT

Doch in diesem Leiden bleibt etwas
Erhabenes bestehen.

Ist es nicht in der Qual,
dass man manchmal die reinste Wahrheit findet?

In diesem Verfall hat er eine Form
von Liebe gefunden, eine tiefe, stille Liebe,
die über die bloße Form des Körpers hinausgeht.

Siehst du nicht, wie er die erhabenen Werke
des Steins betrachtet, wie er sich beugt
vor der Majestät des Kirchturms,
diesem Monument der Verzweiflung,
aufgerichtet gen Himmel?

Selbst der sternenblaue Himmel bebt
unter dem Gewicht seines eigenen Aufstiegs,
als suche er eine Antwort
auf eine nie gestellte Frage.

Er lässt sich überwältigen
von der Schönheit einer Welt aus Asche,

und dennoch bleibt etwas Ewiges
in seinen Augen.

DER SCHATTEN

Diese Liebe, ist sie nicht auch
eine Form des Wahnsinns?

Wer kann den Stein lieben,
die Kälte des Todes und die Silhouette eines Turms,
dieses Ungeheuer des Glaubens?

Die Menschen beugen sich vor dem,
was sie zerstört, und du, Licht,
du siehst darin einen Akt der Reinheit.

Doch welche Reinheit kann
aus dem Kult des Steins geboren werden?

Du sprichst vom Grab,
aber es ist kalt, leblos.

Es bewahrt das Herz eines Menschen,
aber welches Herz?

Ein Herz, das seiner eigenen
Menschlichkeit entrissen wurde,

DER SCHATTEN

Ein Herz, geopfert auf dem Altar des Leidens.
Die Wahrheit, die du im Licht suchst,
ist nur eine Illusion.

Die Welt findet ihr Heil nicht
im Glanz der Steine,
noch im blendenden Licht,
das eines Tages verschwinden wird.

DAS LICHT

Aber schau noch einmal. Selbst in der Kälte
gibt es eine Form von Beharrlichkeit, eine Resilienz.

Der Stein, obwohl unmenschlich, bleibt da,
um den Menschen daran zu erinnern,
was er verloren, was er durchschritten hat.

Und wenn alles erlischt, was bleibt,
ist nicht das Licht der Sonne,
sondern das Echo der Seelen,

die im Leiden, in der Niederlage
einen letzten Splitter Wahrheit fanden.

Dieses kalte Grab, dieser Turm,
diese Denkmäler, errichtet
gegen die Unermesslichkeit des Himmels,
sind die Zeugen einer vergangenen Epoche,
und doch leben sie weiter, murmeln.

Und in diesem Murmeln
findet die Seele vielleicht einen Weg
zu dem, was ihr entgeht:
die Möglichkeit einer anderen Welt,
jener, die jenseits von Schmerz
und Zeit existiert.

DER SCHATTEN

Da ist keine Wahrheit darin. Nur ein Schweigen,
schwer und bedrückend.

Und dieses Schweigen, du, Licht,
feierst du. Doch es ist das Ende,
nicht der Anfang.

Wo du einen Weg zur Ewigkeit siehst,
sehe ich ein Ende ohne Hoffnung.

Von der Qual ist nichts zu erwarten,
nichts zu suchen in den Trümmern
einer zusammengebrochenen Zivilisation.

Der Stein singt nicht, er erdrückt.
Er erdrückt den Menschen unter seinem Gewicht,
und du siehst Schönheit in dieser Last.

Aber ich sehe das Ende der Welt,
eine Welt, die sich erschöpft hat
in ihrer eigenen Suche nach Licht.

Und in dieser Suche haben sie vergessen,
was sie waren: Wesen aus Fleisch,
aus Seele und Leben.

Die Steine erheben uns nicht,
sie verzehren uns.

DAS LICHT

Der Schmerz... Die Schuld... Diese Worte hallen
in der Leere wider wie ein Echo,
das man nie hören wollte.

Sie prägen, sie graben
ein unauslöschliches Mal in die Seele des Menschen.

Diese Schuld, unsagbar, verbirgt sich
hinter jedem Atemzug, jedem Gedanken,
jeder Geste.

Sie ist die stumme Gefährtin
derer, die in dieser Welt umherirren,
immer da, aber nie ganz erkannt.

Doch du, Licht, siehst du nicht,
was sie hervorbringt?

Diese Last auf dem Geist,
diese unsichtbare Bürde,
die schwerer wiegt als tausend Ketten aus Stahl?

Wo du eine leuchtende Wahrheit siehst,
sehe ich die Finsternis,
die in die kleinsten Winkel der Seele kriecht.

Und in diesem Dunkel bricht der Schmerz hervor,
wie ein zerbrochener Spiegel,
der die letzten Hoffnungen zersplittert.

DER SCHATTEN

Du sprichst vom Schmerz
wie von etwas, das man verstehen, annehmen soll.

Aber sieh, er ist weit mehr.

Er ist jener herbstliche Strom,
ein Fluss, den man durchquert,
ohne zu wissen, ob man das andere Ufer erreicht.

Er gleitet unerbittlich,
reißt alles mit sich fort,
alles, was vom Licht blieb,
alles, was noch in der zerbrechlichen Helligkeit
der Hoffnung bestand.

Und in diesem Strom begegnet man
der Wirklichkeit der eigenen Existenz,
in der Kälte des Morgens,
unter kahlen Bäumen,
ohne jede Verheißung des Frühlings.

Denn in diesem Abstieg
wartet nicht der Frieden,
sondern die nackte Wahrheit der menschlichen Seele,
eine Wahrheit, die man sucht,
ohne sie je ganz zu verstehen.

DAS LICHT

Ach, aber was siehst du in diesem Fluss,
mein Freund?

Ist es nicht das Licht selbst,
das, wenn auch zersetzt
durch den Nebel des Schmerzes,
fortbesteht, flackert?

Es ist im Schoß des Leidens,
dass man noch eine Glut finden kann,
auch klein, auch schwach.

Es ist in diesem Abstieg,
dass man die Wahrheit dessen berührt, was ist:

Nicht die Finsternis herrscht,
sondern das Licht, das fortbesteht,
immer, unbezwingbar.

Die Schuld, so unsagbar sie ist,
hat eine Funktion:

Sie treibt uns zur Erlösung.

Sie wird zu einem stillen Führer,
zu einem Weg,

den man beschreitet, ohne zu wissen,
wohin er führt,

der uns aber verstehen lässt,
was unserem Verstand entgleitet.

Und dort, in dieser fragilen Erleuchtung,
können wir vielleicht etwas Ewiges erblicken.

DER SCHATTEN

Nein, Erlösung ist nur ein leeres Wort.

Ein Wort, das ihr, Licht, gern beschwört,
das aber nie wirklich
etwas bedeutet hat.

Denn sag mir: Wer könnte sich versöhnen
mit einer Schuld, die er nicht verstehen,
mit einem Schmerz, den er nicht annehmen kann?

Und doch, dort, am Wegesrand,
trifft uns die Wahrheit,

wie ein Dämon im Mantel aus Roßhaar.

Diese Schwester, diese flammende Erscheinung,
sie ergreift uns und enthüllt uns
eine noch schrecklichere Wirklichkeit:

die dessen, was bleibt
nach dem Sturz, nach dem Verlust.

Sie ist der Spiegel all dessen,
was wir fliehen wollten,
all dessen, was wir zu tilgen glaubten.

Der Dämon, den du siehst,
ist nichts anderes als die Verkörperung
unserer größten Furcht,
unserer größten Schwäche.

DAS LICHT

Ich sehe, was du sagst, doch selbst angesichts
dieser Erscheinung sehe ich etwas,
das du zu übersehen scheinst.

Ja, der flammende Dämon, ja,
diese Schwester, geprägt vom Leid.

Aber was ist sie im Grunde?
Ist sie nicht auch ein Spiegel der Liebe,
derselben Liebe, die man sucht trotz des Schmerzes,
trotz der Finsternis?

Vielleicht bedeutet diese Erscheinung,
erschreckend und entstellt, nicht das Ende,
sondern die Öffnung.

Die Öffnung zu dem,
was der Mensch in seinem Leiden
noch entdecken kann.

Selbst die Sterne, die verlöschen,
wenn er erwacht, sind nur das Vorspiel
einer anderen Nacht, dunkler, tiefer.

Aber in dieser Dunkelheit
beginnt alles von Neuem,
alles erfindet sich wieder.

Das Licht verbirgt sich niemals lange,
selbst in den dichtesten Schatten.

DER SCHATTEN

Und wenn die Sterne erlöschen,
was bleibt dann wirklich?

Eine unendliche Finsternis, leer an Verheißung,
die alles verschlingt, selbst die letzten Feuer
der Erlösung.

Wenn das Licht sich zurückzieht,
bleibt nichts mehr.

Was du Öffnung nennst,
ist nur ein Abgrund, ein Schlund,
in dem sich die Seele für immer verliert.

Es gibt keine Wiedergeburt danach,
keine Erneuerung.

Nur das Echo dessen,
was hätte sein können,
aber niemals sein wird.

Die entlaubten Bäume,
der Herbstfluss – all das
ist nur eine Maske,
eine Illusion, die ihr verfolgt, Licht,
ohne je zu begreifen,
dass nichts dahinter ist.

Die Wahrheit ist,
dass alles verschwindet,
alles sich auflöst in der letzten Finsternis.

Und in dieser Finsternis
gibt es weder Erlösung
noch Hoffnung.

Nur die Gewissheit,
dass, was zerstört ist,
niemals wieder aufgebaut werden kann.

DAS LICHT

O, dieses verfluchte Geschlecht!

Es gibt Blicke, erstickte Schluchzer
in den Schatten,
die den Fluch einer Vergangenheit tragen,
zu schwer, zu schmerzhaft,
um je vergessen zu werden.

Diese befleckten Gemächer,
erstickt von Geheimnissen,
von Sünden und Reue,
bergen Seelen, erschöpft
von Generationen des Umherirrens.

Das Schicksal webt sich,
im Schweigen, zwischen den Mauern
dieser Orte, wo das Licht
zögert einzudringen.

Hier wird der letzte Hauch des Lebenden
zum Schrei, aber es ist schon zu spät,
sich zu befreien.

Der Tod tritt ein,
mit schweren, lautlosen Schritten,
unausweichlich,
wie ein Schatten, der sich einschleicht
und einkehrt, wo man ihn nicht erwartet.

Er hat eisige Hände,
tränenlose Augen.

DER SCHATTEN

Wenn draußen doch Frühling wäre...

Wenn die Luft den Duft
eines blühenden Baumes trüge,
und ein unschuldiger Vogel
sein zerbrechliches, sorgloses Lied sänge.

Das wäre wie ein Balsam
auf einer offenen Wunde,
ein fast göttlicher Trost.

Aber nein, alles ist hier grau.

Selbst die Jahreszeiten
scheinen sich dem Leben zu verweigern,
weigern sich, sich zu entfalten
wie ein Strauß aus Licht.

Die Fenster öffnen sich nicht mehr
zur lebendigen Welt,
sondern auf ein entstelltes Grün,
eine dürrtige Vegetation,
die welkt und sich zurückzieht
unter dem Biss der Zeit.

Die Seelen irren
in dieser Finsternis,
ihre Herzen verwundet,
verzweifelt an ihr Unglück gekettet.

Die Hoffnung ist zusammengebrochen
in dieser sterilen Erde,
wo nichts mehr wächst.

Und diese Herzen, all diese Herzen,
die noch schlagen –
wie könnten sie sich
dem Licht hingeben,
da sie nur Leid gekannt haben,
Enttäuschung,
das Gift der Erinnerung?

Die Narben sind zu tief,
um je zu heilen.

DAS LICHT

Es ist, als ob alles, was schön war,
alles, was das Versprechen
einer Erneuerung trug,
in den Nebel der Vergangenheit
verschwunden wäre.

Der Frühling, sagst du?
Ja, er könnte existieren, irgendwo,
anderswo.

Aber hier, an diesem Ort,
gibt es nur Schatten,
Gespenster verlorener Wesen.

Und selbst das Licht
hat aufgehört, die Finsternis
durchdringen zu wollen.

Die Schatten der Fenster
bieten nur noch Echos,
und die verdorbene Luft
dieser Orte bewahrt kaum
eine Erinnerung an Unschuld.

Die Nacht entfaltet sich
mit erdrückender Langsamkeit,

ein langes Schweigen
von morbider Schönheit,

wo die Wunden der Seele
offen bleiben, fühlbar.

DER SCHATTEN

Du sprichst von Schönheit –
aber was bleibt von ihr
in dieser Welt,
wo das Licht seinen Glanz
verloren hat?

Was bleibt,
wenn die Blätter fallen
und der Wind alles fortträgt?

Die Seelen, immer verloren,
bleiben dort,

Gefangene dessen,
was gewesen ist.

Die Wunden
sind nie verheilt,

und jeder neue Tag
ist nur die Verstärkung
eines Schmerzes,
der längst zu tief sitzt.

Das Böse, es existiert hier
in jedem Atemzug,
in jeder Ecke

dieses Hauses,
gezeichnet von Leid.

Der Baum in Blüte,
der Vogel, der einst sang...

DAS LICHT

Es gibt Tage, an denen man sich dennoch festhält
an diesem Schimmer, so schwach er auch sei.
Er flackert vielleicht, doch er existiert noch,
verborgen hinter den Wolken dieser ewigen Nacht.

Sogar der Staub in der Luft scheint die Spuren
einer vergangenen Epoche zu tragen,
eines Glanzes, den man zu ersticken suchte,
der sich aber widerspenstig weigert, zu sterben.

Ja, es gibt noch Reste von Leben in der Finsternis,
einen kaum wahrnehmbaren Hauch, der in einer Ecke
dieser zerfallenen Welt noch vom Morgen träumt.

Aber was ist eine Morgenröte ohne wahres Licht,
wenn nicht ein grauer Aufgang,
ein leeres Versprechen?

Die blutenden Herzen wollen nicht mehr glauben,
und doch... vielleicht liegt die Hoffnung dort,
in den dunkelsten Winkeln des Hauses,
wartend, dass eine Hand, eine Seele
eines Tages kommt, sie zu erwecken.

DER SCHATTEN

Hoffnung? Welche Hoffnung kann noch bestehen,
wenn alles, was wir gekannt haben, nur Schmerz war?

Sie versteckt sich hinter den Masken
des falschen Lichts,
wie eine Falle, eine Fata Morgana,
die klare Horizonte verspricht,
aber nur in den Abgrund führt.

Die Zeit hat genommen, was lebendig war,
und es in einen Schlund getaucht,
wo selbst die Erinnerungen sich auflösen.

Die Finsternis ist zum Zufluchtsort geworden,
zur Komplizin verlorener Seelen,
die versuchen, dem Schmerz der Wirklichkeit zu entkommen.

Vielleicht gibt es nichts mehr zu hoffen,
außer einem letzten Atemzug der Revolte
gegen dieses Schicksal, diese gefallene Welt,
wo die Bäume verfaulen,
bevor sie die Zeit zum Blühen haben.

Das Licht, sagst du, flackert noch.
Aber ist es wirklich das Licht?
Oder nur eine Illusion,
die die letzte Leere verbirgt?

DAS LICHT

O, im Zwielflicht liegt eine Schwere
unerfüllter Verheißungen,
eine Welt, aufgehängt zwischen Schatten und Klarheit,
wo selbst die Schritte zu zögern scheinen.

Doch in dieser Schwebe öffnen sich die Wege
des Träumers leise,
wie Türen zu vergessenen Träumen.

Die blühende Hecke, zart und schön,
erfreut ihn durch ihre Reinheit,
eine stille Pracht,
wie eine Berührung der Seele
an der Grenze von Winter und Frühling.

Der Vogel, kleine göttliche Kreatur,
singt, unbekümmert um die Vergänglichkeit der Tage.

Seine leichte Stimme erhebt sich zum Himmel,
ein Schrei der Hoffnung in einer Welt,
die vergessen zu haben scheint,
wie man ihn hört.

Die Abendglocke, mit sanftem, fernem Klang,
hallt in Harmonie mit dem Ruf der Menschen wider.

Aber hat dieser Gesang noch einen Sinn
für jene, die nicht mehr hören?

Ihr Herz, erdrückt von den Schatten
ihrer eigenen Existenz,
nimmt nur noch das dumpfe Dröhnen
des Unglücks wahr.

Doch wenn die Glocke klingt,
erwacht eine ganze Welt der Brüderlichkeit,
eine Einladung zur Gemeinschaft
verlorener Seelen.

DER SCHATTEN

Diese Wege, diese Hecken, diese Vögel,
die im sanften Frühlingswind singen...
Welche Ironie, nicht wahr?

Ein Traum, den man verfolgt,
ohne ihn je zu erreichen,
eine Fata Morgana,
die bei jedem Schritt entschwindet.

Was sind die jungen Triebe des Bauern,
wenn nicht Symbole eines Lebens,
das zwischen den Fingern entgleitet?

Der Mensch freut sich, glaubt,
sich von der Schönheit der Welt zu nähren,
doch er ahnt nicht, dass alles schon stirbt
vor seinen Augen.

Und selbst die Abendglocke,
die zur Gemeinschaft ruft,
scheint ihre Reichweite zu verlieren.

Die Gemeinschaft der Menschen, einst so lebendig,
reißt langsam auseinander,
wie ein abgenutztes Tuch,
das nur noch die Leere der Abwesenheit zeigt.

Ach, könnte er doch nur sein Schicksal vergessen,
vergessen dieses Gift, das in seinen Adern fließt,
diesen Stachel des Dorns,
der ihm von Anfang an eingepflanzt war.

Aber die Finsternis ist nie fern.

Selbst in der Freiheit,
im plätschernden Bach,
folgt ihm sein Schmerz, unsichtbar,
doch schwer.

Und der Baum, sprechender Baum,
flüstert nur Worte der Bitterkeit,
Warnungen, die die Seele nicht erfassen kann.

Was bleibt, wenn sich der Himmel verdunkelt,
wenn die Träume im Nebel verschwinden?

Die Finsternis ist überall,
sie schleicht sich in jede Falte der Welt,
in jeden Gedanken,
bereit, alles zu verschlingen,
was vom Licht bleibt.

DAS LICHT

Da nimmt er, in einer unsicheren Geste,
die Schlange in seine schwache Hand,
dieses lebendige Symbol der Versuchung
und des Bösen,
als klammerte er sich an das Wesen
seiner eigenen Existenz.

Die Berührung ist eisig,
und sein Herz, schon zerbrechlich,
schmilzt in brennenden Tränen,
Tränen, die seine Wangen hinabstürzen
wie ein Strom unsäglichen Leidens.

In diesem schwebenden Augenblick
scheint sich alles zu dehnen,
die Welt um ihn zieht sich zusammen,
und es bleibt nur noch reiner Schmerz.

Und doch, in der Stille des Waldes,
eine beinahe heilige Ruhe,
eine Majestät im Schweigen...

BÄUME

Die Bäume, all dies bleibt erhaben,
von einer furchterregenden Schönheit
in ihrer Unzugänglichkeit.

Die Bäume, die Büsche – alles hier
scheint eingefroren in einer Zeit,
die der Mensch nicht berühren kann.

Eine Zeit, in der der Schatten dicht wird,
grün, lebendig,
und wo die bemoosten Tiere
lautlos zwischen den Wurzeln gleiten,
Zuflucht suchend in der hereinbrechenden Nacht.

DER SCHATTEN

Ah, die Nacht... sie ist die Komplizin
der Finsternisse, die seine Seele zerfressen.

Das Frösteln, das er spürt,
als er die Schlange berührt,
ist das der Verdammung.

Jeder Schlag seines Herzens
hallt wider von dem Bösen, das ihn verzehrt,
von der Schuld, die er trägt, unsichtbar
und doch so schwer,
dass sie jede Spur von Licht in ihm erdrückt.

Wie oft hat er dieses Gefühl schon gekannt?

Dieses Aufwachen des Gewissens,
wie eine Klinge, die die Schleier der Illusion
durchstößt.

So schreitet er auf dornigen Pfaden,
über glatte Steine, die unter seinen Schritten wegrutschen,
wo jeder Hauch von Wind
wie ein Fluch erscheint.

Der Wald, einst sanft und still,
ist nur noch ein Ort des Leidens.

Er zeugt von den Irrwegen des Menschen,
von seinen Schwächen, seinen klaffenden Wunden.

Und er irrt, ziellos,
ohne Möglichkeit zur Erlösung,
in diesem unendlichen Labyrinth
der Selbstzerstörung.

Und was findet er an jeder Wegbiegung?
Nur Nacht, nur Schatten,
immer schwerer auf jedem Schritt.

Die Schlange in seiner Hand –
ist sie nicht auch Spiegel seines eigenen Herzens,
vergiftet von der Raserei seiner Taten?

DAS LICHT

Da, in einer zögernden,
doch unvermeidlichen Geste,
nimmt er die Schlange in seine schwache Hand,
dieses alte Symbol der Sünde
und der Versuchung.

Seine Finger verkrampfen sich um das Tier,
und sein Herz, schon zerbrechlich,
schmilzt langsam in einem Strudel
brennender Tränen.

Diese Tränen, voll unsäglicher Verzweiflung,
stürzen sein Gesicht hinab,
heiß und salzig wie Ströme des Schmerzes.

Die Schlange, kalt und unheilvoll,
spottet seiner Zerbrechlichkeit.

Und die Umklammerung zwischen ihnen
ist die der Verdammnis,
die der Unmöglichkeit der Befreiung.

Doch in dieser Klarheit
eines unendlichen Leidens
bleibt die Welt um ihn
von tiefer Ruhe erfüllt.

Der Wald, uralte, umgibt ihn
in seinem fast heiligen Schweigen.

Alles scheint eingefroren
in einer sakralen Stille.

Das Licht, gefiltert durch die dichten Schatten
der Bäume, taucht den Augenblick
in eine furchterregende Einsamkeit.

Die Dunkelheit, grün getönt, wächst,
als nährten sich die Finsternisse
an den Tränen des Menschen,
als trankten sie sich an seinem Leiden.

Die bemoosten Tiere erwachen
im Unterholz, gleiten verstohlen,
fast unmerklich zwischen Wurzeln und Laub.

Sie fliehen das Licht,
verschlungen von der Nacht,

als sei die ganze Welt Komplizin
eines Geheimnisses,
das kein Mensch je wagen wird zu enthüllen.

DER SCHATTEN

Ah, die Schönheit dieser Nacht –
zugleich herrlich und tragisch –,
wo das Menschenherz nackt dasteht,
ausgeliefert seiner eigenen Grausamkeit.

Diese Schlange, die er in der Hand hält,
dieser letzte Halt –

sie ist das Bild des Sturzes,
der Schuld, die sich um seine Seele windet
und nicht aufhört, sie zu erwürgen.

Jede Umklammerung der Schlange
ist ein weiterer Biss in seinen Geist,
ein zusätzlicher Riss in seinem Wesen.

Und wenn seine Tränen fallen,
ist es nicht, als ergösse sich
ein Teil von ihm selbst
in diese Erde, die er betritt?

Doch nichts wird rein,
nichts wird gewaschen.

Der Wald,
für andere ein Ort der Ruhe,
ist für ihn ein endloses Labyrinth,
ein Bild seines eigenen
verdorbenen Inneren.

Hier gibt es nur Schweigen
für jene, die vor ihrer eigenen Stimme fliehen,
vor der Wahrheit.

Und doch, diese Nacht
ist die wahrhaftigste von allen,
die tiefste,

weil sie die Seele enthüllt
in aller Nacktheit.

Das Frösteln, das er spürt,
wenn er das Tier berührt,
ist nicht nur äußere Angst,
es ist das intime Erkennen,
die gewaltsame Einsicht
in die eigene Schuld.

Er hat versucht,
seiner eigenen Schatten zu entkommen,
aber jeder Pfad, den er nimmt,
ist eine Spur seiner krummen Schritte.

Jeder Schritt in diesem Wald
ist ein weiterer Schritt zur Erlösung
oder zum Verderben.

Und er weiß im Innersten,
dass er keinem dieser Wege entkommt.

DAS LICHT

Da, im Schatten eines Dornenbusches,
fand er, einsam und zerbrechlich,
die weiße Gestalt des Kindes.

Diese leuchtende Erscheinung,
fast unreal, stand dort
wie ein verlorenes Gespenst,
sein Fleisch befleckt von frischem Blut.

Seine ausgestreckten Arme
schienen etwas zu suchen,
oder jemanden – vielleicht
das Versprechen einer Liebe, die nie käme,
vielleicht die Suche nach einem Ideal,
das niemals existiert hat.

Das Kind, in seiner geschändeten Unschuld,
trug auf seinen Schultern
eine schwere Last des Leidens...

BESCHREIBUNG

Als lastete die ganze Welt auf seiner
zerbrechlichen Gestalt. Er betrachtete sie,
wie gelähmt vor Staunen, unfähig sie zu berühren.

Sie, das Kind, und er, der zerstörte Erwachsene,
getrennt durch einen Abgrund der Unmöglichkeit.

Er stand da, in der Stille der Nacht,
seine irrenden Augen in die Leere versenkt,
umhüllt von einem Haar aus Stahl,
hart und kalt wie die Ketten des Schicksals.

Sein Geist, zersplittert und gebrochen,
verlor sich in einem Strudel von Gedanken,
die er nicht zu fassen vermochte.

Der purpurne Wind der Nacht wehte endlos,
zerstreute um ihn die strahlenden Engel,
die ihn begleitet hatten.

Diese leuchtenden Wesen stürzten,
fortgerissen vom Zorn der Nacht,
wie sterbende Sterne, verschlungen
von einem Ozean der Finsternis.

Alles war Staub, alles zerfiel in der Dunkelheit,
und er, dort, gefangen in seinem eigenen Schmerz,
fühlte sich fremd allem, als gehöre
ihm das Leben selbst nicht mehr.

Die Nacht schloss sich um ihn,
er trat ein in eine Kristallhöhle,
kalt und durchsichtig, wo er sich
eingeschlossen fühlte, angekettet
von stummem Leid.

Die Stunden dehnten sich, und am Morgen
breitete sich ein silberner Aussatz über seiner Stirn aus,
Zeichen der unaufhaltsamen Zersetzung seines Seins.

DER SCHATTEN

Er sieht das Kind bluten, gekleidet in weiße Reinheit –
doch diese Reinheit ist nur Illusion,
eine Maske, wie alles, was er einst glaubte.

Das Blut des Kindes ist nichts als der Widerschein
seines eigenen Blutes, seines eigenen Leidens,
projiziert auf den anderen.

Das Kind sucht etwas, das es nie finden wird,
so wie er selbst nach einem Sinn sucht,

nach einem Licht, von dem er weiß,
dass er es niemals erreichen kann.

So bleibt er, versteinert in Schmerzen,
gefangen in seinem Haar aus Stahl,
Gefangener einer Welt ohne Ausweg.

Das Licht des Kindes ist nur ein Trugbild,
eine Sternschnuppe in der schwarzen Nacht.

Es ist die Nacht, die ihn verschlingt,
die mit unerhörter Gewalt bläst,
alles Schöne, alles Reine hinwegfegt.

Die strahlenden Engel, wie Asche verstreut
vom purpurnen Wind,
sind nichts als die verlorenen Illusionen
eines gefallen Menschen,
eines Geistes, verdorben von seiner eigenen Schwäche.

Und dort, in dieser Kristallhöhle,
lässt er sich verschlingen,
lässt den silbernen Aussatz über seine Stirn kriechen
wie eine Krone der Bitterkeit,
wie eine Signatur des Verhängnisses.

Sein Leiden ist eine Bürde,
die er seit jeher trägt.

Und auch wenn das Morgenlicht
fern zu sein scheint –
tief in sich wusste er,
dass diese endlose Nacht
sein einziger Zufluchtsort wäre.

Die Zersetzung, die er erleidet,
ist nicht äußerlich, sie kommt von innen,

eine physische Manifestation
seiner verfallenen Seele.

Die Nacht, seine einzige Gefährtin,
ist die, die ihn akzeptiert,
die ihn versteht, die ihn gefangen hält.

DAS LICHT

Er stieg hinab, allein, ein Schatten unter Schatten,
seine schweren Schritte verloren sich
unter dem herbstlichen Sternenhimmel.

Die Luft war kalt, schneidend, und der Schnee
fiel schweigend, bedeckte alles
mit geisterhafter, fast unwirklicher Weißheit.

Die Dunkelheit ergoss sich wie ein blaues Meer,
verschlang das Haus, das er nahte,
verwandelte jeden Stein
in ein Monument feierlicher Trauer.

In dieser eisigen Nacht fühlte er sich
wie ein Gespenst, eine Gegenwart ohne Substanz,
die sich im Schatten der Dinge auslöschte.

Da zerriss die Stimme seines Vaters das Schweigen,
tief und hart wie das Krachen von Eisen,
und eine Welle des Entsetzens
stürzte auf ihn herab.

Diese Stimme war kein menschliches Flüstern mehr,
sondern ein durchdringender Schrei,
eine Anrufung der Finsternis,
als wäre jedes Wort ein Fluch.

Er erstarrte in der Dunkelheit,
gebannt von dieser Vibration,
die ihn an die Härte der Welt erinnerte,
an den Schmerz eines Erbes,
das ihm niemals Ruhe lassen würde.

Die Frauen des Hauses beugten sich,
erschüttert, und er verstand es.

Wehe ihnen, wehe diesem gebeugten Schein,
den sie annahmen, wehe dieser Last
des Menschseins, die sie trugen
ohne Hoffnung auf Rettung.

Unter den starren Händen der Rasse,
die sie beherrschte,
welkten die Früchte, einst voll Leben,
die Möbel verhärteten sich wie Stein,
und das Haus selbst schien erstarrt
in tödlicher Reglosigkeit,
als sei es zum Vergessen verurteilt,
zum langsamen, unerbittlichen Sterben der Zeit.

DER SCHATTEN

Er stieg hinab, und der Schnee hörte nicht auf zu fallen,
wie ein unheilvoller Mantel,
wie ein Schleier, der alles bedeckt,
eine sanfte, doch tödliche Decke.

Jede Flocke, die den Boden berührte,
schien das Ende von etwas zu markieren,
einen abgeschlossenen Zyklus,
eine Existenz, die sich auflöste.

Die blaue Finsternis, die das Haus erfüllte,
war wie eine greifbare Präsenz,
ein schweres Schweigen, das alles erstickte,
jeden Atemzug erschwerte,
jeden Gedanken beschwerte.

BESCHREIBUNG

Und jeder Schritt schien ihn näher zu bringen
an den Abgrund, näher an das Ende von allem.

Die Stimme des Vaters hallte wie ein Urteil,
brutal und unveränderlich. Diese Stimme
erkannte er wieder, sie trug in sich
das Versprechen unendlichen Leidens.

Er wusste, dass der Schrecken, den sie trug,
nicht nur sein eigener war, sondern der einer ganzen
Linie, einer Generation, belastet vom Gewicht
des Unglücks.

Die Frauen, gebeugt unter dem Joch der Männer,
ließen sich von der Angst übermannen,
von einem Entsetzen, das sie weder Macht
noch Hoffnung hatten zu überwinden.

Ihre Gebrechlichkeit,
dieses Zeichen der Unterwerfung, nährte nur
das Elend einer bereits zerbrochenen Welt.

Unter ihren starren Händen
welkte die Welt selbst,
wie eine alte Pflanze,
die man nicht mehr retten konnte.

Die Früchte, einst voller Verheißung,
verwelkten, und die Möbel, Symbole
eines häuslichen Lebens, verhärteten,
wurden fast zu Reliquien,
eingefroren in einer vergangenen Zeit.

Es gab hier kein Leben mehr,
nur ein langes, unausweichliches Verfallen.
Das Haus war zum Grab der Seele geworden,
ein geschlossener Raum,
in den kein Licht mehr eindrang.

DAS LICHT

Ein Schrei zerriss die Nacht,
ein Urbrüllen, wild.

Der Wolf, schwarze Silhouette im fahlen
Mondlicht, stürzte sich auf den Erstgeborenen,
zerriss das Fleisch, schlug das Leben
mit einem erbarmungslosen Hieb.

Das Licht flackerte, zog sich zurück,
als zögerte es selbst,
einer solchen Szene beizuwohnen.

Die Schwestern, zitternd, erschrocken
vor der verzehrenden Wut des Wolfes,
flohen durch die dunklen, verfluchten Gärten,
entflohen den Schatten,
die von der Angst geworfen wurden.

Sie rannten wie verlorene Seelen,
suchten Zuflucht in den kalten Armen
knochiger Greise,
als sei die Flucht ihr einziger Schutz.

Doch auch in ihnen versteckte sich der Tod,
und die Flucht war nur eine Illusion des Lebens.

Er jedoch rührte sich nicht.

Er blieb dort, versteinert in einem Abgrund
unendlicher Finsternis.

Die Finsternis durchdrang ihn immer mehr,
bis er nicht mehr wusste,
ob er noch lebte oder schon ertrank
im Schatten.

Seine Augen suchten etwas zu fassen,
doch es gab nur Dunkelheit um ihn,
eine Dunkelheit, die ihn umklammerte,
ihn lähmte.

In seinem Wahn, in seiner Verzweiflung
begann er zu singen,
eine fremde, zerbrochene Melodie,
ein Lied, geboren aus dem Herzen
der Ruinen.

Jeder Ton entwich seinen Lippen
wie ein letztes Gebet,
eine verzweifelte Klage.

Doch der Wind, dieser kalte Wind,
dieser unerbittliche Wind Gottes,
wehte über ihn, verschlang seine Stimme,
ertränkte sie im Unendlichen des Himmels,
trug sie fort ins Schweigen der Welt.

Er sang, damit ihn jemand höre,
doch die Natur selbst brachte ihn zum Schweigen.

Nur der Wind blieb,
der keine Antwort bot,
der alles forttrug in seinem eisigen Atem.

DER SCHATTEN

Ein Wolf zerfetzte das Fleisch des Erstgeborenen,
und in diesem Brüllen schien die Nacht zu zerreißen,
unter dem Gewicht dieser Gewalt zu zerfallen.

Der Wolf, in seiner Grausamkeit,
hatte nicht nur einen Körper verschlungen,
er hatte die Unschuld verschlungen,
die Reinheit dessen, was in dieser Welt geboren wird.

Das Licht erlosch, eines nach dem anderen,
in den Augen derer,
die diesem Massaker beiwohnten.

Die Schwestern, verängstigt, flohen
in Gärten, wo die Erde sich erhob
unter ihren Schritten,
als sei auch sie geschlagen
vom Fluch dieser Welt.

Ihre Flucht führte sie zu Greisen,
deren Knochen brachen
unter dem Gewicht der Jahre
und des Leidens.

Sie waren nicht gerettet, nicht geschützt.
Sie waren ebenso gefesselt, eingesperrt
in Käfige aus Knochen und Schmerz.

Er, der Zeuge, blieb dort,
aufgesogen von der Finsternis,

die Arme ausgebreitet wie ein Körper,
dem Wind überlassen.

Die Dunkelheit war nicht mehr nur um ihn,
sie durchdrang seine Adern, seine Seele.

Er sah nichts mehr als den Abgrund,
hörte nichts mehr als das Murmeln der Schatten.

Und in dieser Leere sang er,
als wolle er etwas anderes beschwören,
als wolle er dieser endlosen
Schlucht Sinn geben.

Doch der Wind Gottes, unerbittlich,
wehte über ihn, fegte seine Stimme hinweg,
reduzierte sie zur Bedeutungslosigkeit,
als habe alles, was er ausgedrückt hatte,
niemals existiert.

Sein Gesang verlor sich in der Unendlichkeit
des Himmels, verschlungen vom Nichts,
und er blieb dort, einsam,
in einem Haus ohne Fenster, ohne Tür,
wo selbst der Wind zu schweigen schien.

DAS LICHT

O die Wollust des Todes, süß und schrecklich,
sie tritt ein wie eine schweigende Geliebte,
streift die Haut mit der frostigen Zärtlichkeit
einer Winterbrise.

Der Tod, der mit dem Leben tanzt,
der es umarmt in seiner ewigen Reise.

Wie soll man diese Trunkenheit begreifen?

Ist der Tod nicht ein Ende oder ein Anfang,
ein Übergang zwischen den Welten?

Doch in der Finsternis,
in dieser endlosen Nacht,
wandeln die Kinder einer dunklen Rasse,
vergessen vom Licht,

verloren zwischen den Schatten
und dem Schimmer toter Sterne.

Ihre Herzen, geschwärzt vom Leid,
erheben sich in einem verzweifelten Gesang.

Und doch, in diesem Totentanz
liegt etwas unendlich Trauriges und Erhabenes.

DAS LICHT

Da, im verfluchten Garten,
erschien der Schatten des Mörders.

Die Stirn, purpurn vor Raserei,
senkte sich über das Kind,
dessen Antlitz in Blut getränkt war.

Die Unschuld, gebrochen, lag dort,
vermengt mit dem Schrei
einer sterbenden Natur.

Die Bäume neigten sich,
als wollten sie das Drama verbergen,
doch der Wind riss alles mit sich,
offenbarte den Akt in seiner Grausamkeit.

Es war die Stunde,
in der das Menschliche zerbrach,

und nichts blieb außer
der entsetzlichen Wahrheit:

Der Mensch war zum Henker
seiner eigenen Kindheit geworden.

DER SCHATTEN

Ja, im Garten ward das Blut vergossen.

Das Kind, weiß und zart,
lag vermischt mit dem Schlamm,
seine Augen starr,
spiegelten den Abgrund
dessen, was verloren war.

Der Schatten, den du dort sahst, Licht,
war kein anderer als er selbst.

Der Mörder, den er fürchtete,
war er, immer schon.

Seine Hände, die die Blume hätten
tragen sollen, hielten nur noch
das Messer, das das Herz
zerschnitt.

Und in diesem Bild,
eingeschrieben in die Finsternis,
liegt der Beweis:

Es gibt keine Rückkehr.

Das Kind lebt nicht mehr.

Und mit ihm stirbt die Möglichkeit,
je wieder Mensch zu werden.

DAS LICHT

Doch hör! Inmitten dieses Schreis
stieg ein Klang empor,
zart, beinahe unhörbar:
der Atem einer Flöte.

Sie sang eine Melodie,
so zerbrechlich,
dass die Sterne selbst
innezuhalten schienen.

Die Noten, gefärbt von Blut,
getragen vom Wind,
stiegen auf zu den Höhen,
wo die Engel schweigen.

Es war ein Lied des Kummers,
ein letztes Gebet,
das die Seele in ihrer Not
emporhob.

Und für einen Augenblick,
so flüchtig wie der Schimmer
einer Sternschnuppe,
schien der Himmel selbst
zu lauschen.

DER SCHATTEN

Eine Flöte? Ein jämmerliches Keuchen
eines Instruments, zu schwach,
um den Abgrund zu übertönen.

Dieses Lied, sagst du,
ist ein Gebet?

Nein. Es ist ein Rasseln,
ein letzter Atemzug
eines Sterbenden.

Die Flöte trägt nicht das Heil,
sie trägt die Verzweiflung.

Jeder Ton ist ein Stöhnen,
ein Riss im Fleisch der Welt,
der nichts heilt,
sondern nur die Wunde
weiter aufreißt.

Und der Himmel lauscht nicht.
Er verschließt sich.

Die Engel sind tot,
die Sterne erloschen.

Was bleibt, ist ein leeres Keuchen,
das im Wind zerstreut wird,
ohne Echo,
ohne Hoffnung.

DAS LICHT

Und doch, Obskur, selbst wenn
die Flöte gebrochen klingt,
trägt sie etwas in sich:

das Gedächtnis des Leidens.

Hörst du nicht, wie sie
in den Ruinen widerhallt,
zwischen den Türmen,
die einst zum Himmel strebten?

Die Glocken, verstummt,
schweigen im Rhythmus der Nacht,
und der Tod selbst,
Knochengerippe,
zieht durch die Straßen
wie ein Richter ohne Augen.

Alles, sagst du, ist verloren?

Und doch, dieser Ton,
so schwach er auch sei,
zeugt von einer Seele,
die nicht aufhört zu rufen,
die nicht aufhört zu singen.

Vielleicht ist dies das Letzte,
das uns bleibt:

ein Gesang, so zerbrechlich,
dass er das Universum
mit seiner Stille erfüllt.

DAS LICHT

Siehst du nicht? In dieser Finsternis
gibt es auch einen Raum für Erlösung.

Es ist in diesen Momenten der Einkehr,
im seltsamen Schweigen der Nacht,
dass er endlich die Stimme seiner Seele hören kann,
schwach, doch beharrlich.

Es ist nicht das klare Morgenlicht,
das ihn erreicht,
sondern ein zerbrechliches Leuchten,
ein flüchtiger Glanz, der im Schoß
der Dunkelheit überlebt.

Die Seele, trotz ihrer Schatten,
kann noch hoffen,
kann sich neu erfinden,
selbst in den Armen
der tiefsten Nacht.

Diese Nacht, dieser Schlaf,
der ihn zu verschlingen scheint,
ist auch ein Raum zum Heilen,
zum Entkommen,
selbst wenn es nur für einen Augenblick ist.

DER SCHATTEN

Du sprichst von Hoffnung,
und doch ist Hoffnung nur eine Chimäre,
eine Fata Morgana,
die sich entzieht im Augenblick,
da man glaubt, sie zu fassen.

Die Seele ist nicht geschaffen,
sich nach dem Sturz zu erheben.
Sie ist gebaut,
um in den Schatten zu ertrinken,
sich darin zu verlieren
und zu verzehren.

Und dieses Licht, von dem du sprichst?
Ein schwankendes Flackern
im Meer der Dunkelheit.

Er glaubt noch, er könne
diese Reinheit berühren,
doch die Wahrheit ist grausamer.

Er verirrt sich in Träume,
die nichts zu bieten haben,
eine Illusion von Schönheit,
die zerbricht, sobald man
sie zu ergreifen versucht.

Das Licht ist nur Erinnerung,
ein Echo der Vergangenheit,
keine Verheißung für die Zukunft.

DAS LICHT

Und doch – liegt nicht gerade
in diesem Ringen mit den Schatten
die Schönheit des Daseins?

Selbst ein Funke Licht,
so schwach er auch sei,
hat seinen Platz in dieser Welt
der Finsternis.

Die Träume, auch wenn sie zerbrochen sind,
tragen eine verborgene Wahrheit in sich,
eine Wahrheit, die das Tageslicht
niemals enthüllen kann.

Vielleicht wird dieses verlorene Kind,
dieser Sucher der Hoffnung,
nie das strahlende Licht der Morgenröte sehen.

Aber er kennt eine intimere Wahrheit,
eine Wahrheit, die nur das Schweigen
der Nacht offenbaren kann –
ein Leuchten, geboren aus Leiden
und Suche.

DER SCHATTEN

Ja, die Suche. Eine endlose Suche
nach einem Ziel, das man nie erreicht.

Dieses Licht, das du so sehr
bewahren willst,
ist nur ein Traum,
der sich auflöst beim Kontakt
mit der Wirklichkeit.

Er sieht sich selbst
in den Spiegeln seiner Illusionen,
doch er kann nicht berühren,
was er sieht.

Die Reinheit, die er sucht,
ist eine Chimäre,
ein zerbrochener Widerschein
in den stürmischen Wassern
seiner Seele.

Und dennoch schreitet er weiter,
wie ein Blinder,
der das Leuchten
eines toten Sterns sucht.

In dieser Suche gibt es
kein Heil,
nur einen ewigen Anfang,
eine endlose Spirale,
die ihn tiefer zieht
in die Finsternis.

DAS LICHT

Du siehst in der Suche
nur Verlust.

Aber sie ist auch eine Form
von Widerstand.

Jeder Schritt, den er macht
in der Finsternis,
ist ein Schritt zu seinem eigenen
Verstehen.

Das Licht, das er sucht,
ist nicht außen,
es wohnt nicht in fernen Sternen.

Es brennt in ihm,
flackernd, fragil,
doch gegenwärtig.

Vielleicht ist es nicht
das strahlende Licht,
das er erwartet,
sondern ein innigeres,
seelennahes Glühen.

Es verbirgt sich in jedem Atemzug,
in jedem Traum,
in jedem stillen Kampf
gegen die Schatten.

Und das, glaube ich,
ist kostbar.

Die Sonnenblumen, schwer und leuchtend,
neigen sich sanft zur Erde,

wie stumme Gebete,
die jeden Sonnenstrahl in sich aufnehmen.

Es ist Sommer,
und alles im Garten scheint
vor Leben zu vibrieren.

Der Garten, dieses Heiligtum des Lichts,
füllt sich mit der Sanftheit der Natur.

Die Bienen, unermüdlich, summen
von Blüte zu Blüte,
bringen einen süßen Duft,
ein Versprechen der Fülle.

Das Laub des Nussbaums,
grün und dicht,
wiegt sich in den Umarmungen des Windes,
schenkt Schatten denen,
die Zuflucht suchen.

Und die Gewitter,
Boten des Himmels,
brechen das Schweigen,
bringen ihre stürmische Energie,
um dann zu verschwinden,

zurücklassend eine Luft,
geladen mit der Frische
einer Erneuerung.

Es ist ein unendlicher Tanz,
ein Ballett zwischen Licht und Schatten,
zwischen Leben und Tod.

Selbst der Mohn,
in seiner grünen Kapsel,

birgt seine verborgenen Träume,
kostbar, gewebt
im Seidenstoff der Nacht.

DER SCHATTEN

Doch alles, was du in diesem Garten siehst,
ist nichts als Illusion,
vergängliche Schönheit,
zerbrechlich.

Die Sonnenblumen neigen sich,
doch suchen sie nicht in Wahrheit
ein Licht, das sie nie festhalten können?

Ihr goldenes Leuchten,
diese unerbittliche Sonne,
verbrennt sie ebenso.

Sie sind nur Sklaven
der Sonne,
Wesen, bestimmt zu welken...

DER SCHATTEN

Sobald seine Wärme verschwindet.
Und diese Bienen, unaufhörlich,
diese fleißigen Wesen, die endlos
die Blüten durchstreifen – was finden sie,
wenn nicht ein Dasein, gezeichnet
von Wiederholung und der Suche
nach diesem flüchtigen Nektar?

Der Mohn, ja, er blüht,
trägt silberne Träume in sich –
aber sind diese Träume wirklich
Frucht der Schönheit oder des Vergessens?

Sie sind eingeschlossen in seiner Kapsel,
in seinem Geheimnis, unzugänglich, fliehend.

Nichts von dem, was du siehst, ist dauerhaft,
nichts entkommt dem Gesetz der Zersetzung.

Das Gewitter, dieser gewaltsame Durchzug,
hinterlässt nichts als Ruinen, keine Verheißungen.
Es reinigt, ja, aber es reißt auch alles mit,
löscht die Spuren des Lebendigen aus.

Du sprichst vom Licht,
aber jeder Glanz ist eine Brandwunde,
jeder Traum eine Illusion, bestimmt zu vergehen.

DAS LICHT

Ja, die Illusion... Doch vielleicht ist gerade sie
das Wesen der Schönheit. Sie ist niemals ewig,
sie ist flüchtig, vergänglich.

In dieser Zerbrechlichkeit liegt ihre Kraft.

Der Mohn, in seiner grünen Kapsel,
birgt unsere Träume –
aber sind sie je bestimmt, zu dauern?

Vielleicht nicht. Vielleicht liegt ihre Schönheit
in ihrem Verlöschen,
im Moment ihrer zerbrechlichen Existenz.

Und die Sonnenblumen, die sich zur Erde neigen,
suchen nicht nur das Licht,
sie suchen, sich mit ihm zu vereinen,
eins mit ihm zu werden,
auch wenn sie wissen,
dass dieser Augenblick nicht andauern wird.

Licht und Schatten, Tag und Nacht
verschlingen sich in einem endlosen Reigen,
und was du Illusion nennst,
ist vielleicht der einzige Weg,
die verborgene Wahrheit im Vergänglichen zu erkennen.

Die Gewitter, die ziehen, der Regen, der fällt,
alles ist Erneuerung, Regeneration.

Und in dieser Regeneration liegt das Versprechen
eines neuen Anfangs.

DER SCHATTEN

Aber sind diese Anfänge wirklich neu,
oder nicht nur eine endlose Wiederholung
dessen, was schon war?

Der Mohn, die Sonnenblumen, die Bienen...
alles dreht sich im Kreis.

Sie tragen die Schönheit, ja,
aber auch das Ende.

Der Schatten, der sich niederlässt,
ist kein Feind, er ist ein treuer Gefährte.
Er folgt jedem Glanz des Lichts,
jedem Aufflackern der Hoffnung.

Er ist nicht das Gegenteil des Lichts,
er ist seine Verlängerung.

Der Mohn träumt, ja,
aber in seinen Träumen wohnt auch der Tod.

Das Gewitter reißt alles fort,
doch gerade in dieser Zerstörung
erneuert sich das Leben –

sofern man akzeptiert,
dass diese Erneuerung nur vorübergehend ist,
vergänglich, wie alles in dieser Welt.

Jeder Traum ist ein Vorspiel
zu einem brutalen Erwachen.
Jede Blume ist ein Abschied.

DAS LICHT

Und doch, in dieser Vergänglichkeit,
in diesem endlosen Kreislauf von Leben und Tod,
erkenne ich eine Form der Vollkommenheit.

Die Schönheit liegt nicht in der Ewigkeit,
sondern in der Intensität des Augenblicks,
in dem Moment,
wo alles zusammentrifft.

Die Sonnenblumen, die Bienen,
der Mohn... sie sind da für einen Augenblick,
und dieser Augenblick ist alles, was zählt.

Sie blühen im Licht, dann welken sie,
doch in dieser Bewegung
liegt ein heiliger Tanz,
ein universeller Rhythmus.

Der Schatten ist kein Ende,
er ist ein Teil dieses Ganzen.

Er ist es, der das Licht strahlender,
kostbarer macht.

Ohne ihn wäre das Licht absurd,
ohne Kontrast, ohne Sinn.

Vielleicht ist diese Welt,
mit ihren Zyklen, ihren Schatten
und ihrem Licht,
die einzige, die wir verstehen können.

Und selbst in der Zerstörung
liegt ein Anfang,
eine Geburt, die wartet, zu erblühen.

DER SCHATTEN

Also feierst du diesen ewigen Tanz,
diese unaufhörliche Wiederholung.

Aber ich sage dir:
Dieser Tanz ist eine Falle.

Diese Welt ist eine Illusion,
eine Abfolge von Anfängen und Enden,
die sich endlos aneinanderreihen.

Du sagst, die Schönheit
liege im Vergänglichen,
aber das unterstreicht nur
die Abwesenheit von Sinn.

Jeder Traum, jede Blume, jeder Augenblick
ist eine Fata Morgana,
ein Versprechen, das niemals
eingelöst werden kann.

Und in dieser welken Schönheit,
in diesen vergehenden Leben,
liegt auch eine grausame Wahrheit:
Nichts bleibt.

Das Licht wie der Schatten
sind selbst nur Schatten,
projiziert auf die Leere.

DAS LICHT

Oh, diese Stille,
diese schwebende Atmosphäre,
wo jeder Atemzug widerhallte
in der Weite eines Hauses,
das fremd geworden war.

Das Zimmer war leer,
und doch spürte man noch
das Echo des Vaters,
wie eine Erinnerung,
im Zeitfluss erstarrt.

Er war entflohen,
in die Finsternis,
hinterließ ein Vakuum,
größer noch als seine Gegenwart.

Und doch, die Frucht am Baum
flüsterte ihre Reife,
jede purpurne Haut wartete darauf,
gepflückt zu werden,
die Wärme der Sonne zu schmecken.

Aber selbst in dieser Wärme
blieb die Hand des Gärtners hart,
gezeichnet von Mühsal,
geprägt von der endlosen Arbeit der Erde.

Seine Gesten waren die
eines Lebens, gelebt im Kampf

gegen die Natur,
gegen den unerbittlichen Gang der Zeit.

Und im Glanz des Tages,
unter den mächtigen Strahlen...

BESCHREIBUNG

Von der Sonne, die Strähnen aus Mähnenhaar –
Zeichen alten Leidens, harter Existenz –
zeichneten sich auf alles ringsum,
wie Abdrücke einer vergessenen Vergangenheit.

Doch als der Abend fiel,
drang ein anderes Schweigen in das Haus.

Der Schatten des Toten, schwer und stumm,
schlich sich in den Kreis der Lebenden.

Sein Schritt, fast unhörbar, hallte wie Kristall,
eine fragile, seltsame Melodie,
vom Irrealen gezeichnet, durchzog den Garten,
glitt über das grüne Gras
wie ein verlorener Traum.

Er war da, ohne da zu sein,
zwischen Erinnerung und Vergessen.

DER SCHATTEN

Schweigen, ja – aber welches Schweigen,
voll Sinn, voll Geheimnis und Qual.

Dieses Schweigen war kein Frieden,
sondern eine Last.

Der Vater ist gegangen,
doch er hinterlässt eine greifbare Präsenz,

wie ein riesiger Schatten,
der den Raum verschlingt.

Das Haus, scheinbar leer,
ist erfüllt von seinen Spuren,
von dem, was von ihm bleibt
in den Winkeln, in den Dingen,
in der Luft selbst.

Und doch – was bleibt wirklich von ihm?

Sein Weggehen unterstreicht nur das Vakuum
seiner Abwesenheit,
größer als seine Existenz selbst.

Die Frucht, die am Baum reift,
symbolisiert das Entfliehen der Zeit,
eine unerbittliche Zeit,
die jeden Augenblick verzehrt.

Ihr purpurnes Leuchten im Licht des Tages
verblasst, wie alles, was geboren wird,
verblassen muss.

Der Gärtner, dieser Soldat der Erde,
ist nur ohnmächtiger Zeuge
dieses unaufhaltsamen Ganges.

Seine Hände, hart und von Narben gezeichnet,
können die Zeit nicht anhalten,
können das Zerfallen der Dinge
nicht hindern.

Und diese Strähnen von Mähnenhaar
im strahlenden Sonnenlicht –
sie sind Spiegel alten Leidens,

eines Kampfes, der sich ins Unendliche
wiederholt, ohne Ende.

Und wenn die Nacht sich senkt,
kehrt der Schatten des Toten zurück.

Doch er ist kein Schatten des Trostes.
Er tritt ins Haus, unter die Seinen,
doch nicht, um zu trösten.

Er ist da, um an die Abwesenheit
zu erinnern, zu zeigen,
dass selbst im Kreis der Lebenden
eine Kluft bleibt,
ein leerer Raum, den nichts füllt.

Sein Schritt, hallend wie Kristall,
zerreißt das Schweigen
und hallt auf der grünen Wiese wider.

Aber es ist kein Echo der Schönheit.
Es ist ein Schrei,
ein erstickter Schrei,
der die Zeiten durchdringt,

eine schmerzhafteste Erinnerung,
ein kalter Marmor,
den nichts erwärmt.

DAS LICHT

Du siehst das Schweigen
als schwere Last,

doch vielleicht ist es auch
ein Raum, wo alles neu werden kann.

Der Vater ist gegangen,
doch er hat etwas in uns zurückgelassen,
etwas, das seine bloße physische
Präsenz übersteigt.

Es ist keine Leere,
sondern ein Übergang,
ein Moment der Verwandlung.

Die purpurne Frucht am Baum
ist nicht nur Ende eines Zyklus,
sondern auch Zeichen
eines anderen Anfangs.

Die Ernte ist kein Akt des Verlusts,
sondern der Erneuerung.

Und wenn auch die Hände des Gärtners
hart und vom Alter gezeichnet sind,
ist seine Arbeit nie vergeblich.

Er sät, er pflegt,
und jede seiner Gesten,
so mühsam sie auch sei,
trägt zur Kontinuität
des Lebens bei.

Seine Strähnen von Mähnenhaar,
diese Spuren des Leidens,
sind auch Zeugnisse menschlicher Mühe,
der Ausdauer, der Verbundenheit mit der Erde.

Der Schatten des Toten,
der sich still ins Haus schleicht,
ist nicht nur Zeichen der Abwesenheit,

sondern einer fortdauernden Präsenz,
unsichtbar, doch spürbar.

Er ist nicht da, um uns zu erschrecken,
sondern um uns zu erinnern,
dass alles, was lebt,
verschwinden muss –
und dass dieses Verschwinden
Teil unseres Wesens ist.

Das Kristall seines Schrittes,
zerbrechlich und rein,
ist Spiegel des Lebens selbst –
schön und zerbrochen,
ewig in seiner Flüchtigkeit.

Selbst in der Dunkelheit der Nacht
gibt es Licht.

Selbst in der Erinnerung an die Vergangenheit
gibt es Hoffnung.

DER SCHATTEN

Du sprichst von Hoffnung –
aber was ist mit der Wahrheit,
dem, was in dieser Welt real ist?

Der Schatten des Toten
ist keine sanfte Präsenz,
er ist eine Warnung,
eine harte Lektion.

Er sagt uns,
dass wir verurteilt sind,
in einer Welt des Übergangs zu leben,

wo alles, was wir bauen,
am Ende zusammenbricht.

Du sprichst von der Ernte –
aber von welcher Frucht?

Der menschlichen Mühe, gewiss,
aber auch des Leidens,
der unaufhörlichen Arbeit
für etwas, das niemals bleibt.

Das leere Haus
ist kein Ort des Friedens,
sondern ein Raum gefrorenen Schmerzes,
ein Ort, wo die Erinnerung
an die Abwesenden
jeden Raum heimsucht.

Die Qualen des Gärtners,
die Strähnen von Mähnenhaar im Licht,
sind die Stigmata
einer Existenz im Kampf,
im Widerstand gegen eine Welt,
die uns nicht gehört,

eine Welt, die uns verschlingt,
eine Welt, die uns entgleitet.

Und was vom Kristalltritt
des Toten zu sagen?

Er zerreißt die Ruhe dieser Welt
wie eine Wahrheit,
die man lieber verleugnet.

Er ist keine sanfte Melodie,
sondern eine Glocke,
die das Ende schlägt,

eine letzte Warnung,
die niemand hören kann,
bis es zu spät ist.

DAS LICHT

Dieses schwere Schweigen, fast greifbar,
wie eine erstarrte Präsenz um den Tisch.

Diese Körper, zusammengedrängt,
als verschmelzen sie in demselben
lautlosen Leiden, als sei schon die einfache
Tat des Essens zu einer Last geworden,
unerträglich.

Das Brot, dieses Symbol des Lebens,
wird zur Agonie.

Ihr Atem, kurz, kaum hörbar,
mischt sich mit dem trockenen Klang
der Hände, die wie Wachs zerfallen
bei jeder Anstrengung.

Es ist das Ende eines Zyklus,
das Ende eines schlichten,
tröstlichen Alltags.

Und wenn der Biss ins Brot,
von dem man dachte, er nähre,
sich zur Qual wandelt –
was bleibt dann?

Das Fleisch zerfällt, die Seelen
erlöschen in der Kälte des Hungers,
der sich niederlässt.

Der Tisch ist kein Ort des Teilens mehr,
sondern ein Altar,
wo jeder Bissen ein schmerzhaftes Opfer ist.

DER SCHATTEN

Die Mahlzeit ist kein heiliger Ritus mehr,
sondern der letzte Akt der Verzweiflung,
eine makabre Wiederholung
dessen, was längst verloren ist.

Das Brot, die menschlichste aller Speisen,
wird zum Grabstein.

Und das Leiden, in dieser Szene,
ist nicht nur körperlich –
es ist das der Seele,
zerfressen von Ohnmacht.

Die Schwester, mit Blick hart wie Stein,
die Augen leer von jeglicher Hoffnung,
betrachtet diese Szene
wie eine ohnmächtige Zuschauerin
des eigenen Verlustes.

Der Wahnsinn, der sich heimlich einschleicht,
erfüllt den Raum,
gleitet zwischen die Körper
wie ein Fluch.

Wenn der Bruder, gefangen in der
schwarzen Umarmung der inneren Nacht,
den Faden seiner selbst verliert,

ist es ein Riss,
der im Schweigen des Raumes widerhallt.

Die Mutter, auch sie, erliegt
diesem unsichtbaren Gift.

Ihre Hände, einst voll Zärtlichkeit,
vermögen nicht mehr zu nähren,
sie verkrampfen,
streifen kaum das Brot,
das zum Fels geworden ist.

Sie, die einst Leben war,
wird nun selbst zur ohnmächtigen Zeugin,
zum Zeugen des Sturzes.

In diesem Moment, tragisch, unauslöschlich,
stößt die Menschheit auf den Grund,
dort, wo Hände leer werden,
wo Körper leer werden,
wo selbst das Brot zu Stein wird.

DAS LICHT

Aber vielleicht ist es das –
die eigentliche Herausforderung des Daseins:
anzunehmen, dass alles,
was wir schätzen,
selbst die elementarste Nahrung,
sich in eine Quelle des Schmerzes
verwandeln kann.

Es ist nicht nur der Hunger,
der den Geist verzehrt,
sondern die Unmöglichkeit,

diesen Mangel zu stillen,
das Essenziellste zu geben.

Und in diesem Augenblick des Verlusts
wird der Tisch zum Spiegel
unserer tiefsten Menschlichkeit:

zugleich verletzlich und widerständig,
verloren und suchend nach Erlösung.

Der Stein des Brotes
kann zerbrochen werden.

Vielleicht ist es eben dieser Stein,
der eines Tages wieder
den Geist nähren wird.

DER SCHATTEN

Die Hoffnung, die du in dieser Verwüstung
zu erkennen glaubst,
ist nur eine Fata Morgana.

Der Tisch, das Brot, die Mutter,
der Bruder, die Schwester –
alle sind Zeugen
der großen Dissonanz
der menschlichen Existenz.

Das Leiden ist weder Erlösung
noch Sieg.

Es ist das, was uns verschlingt,
noch bevor wir
seine Wirklichkeit anerkennen.

Der Wahnsinn ist kein Ausweg,
sondern ein bodenloser Abgrund.

Und wenn die Hand der Mutter
nicht mehr nähren kann,

wenn die Zärtlichkeit erstarrt –
was bleibt dann außer Stein?

Die Liebe erstarrt.

Das Begehren erlischt.

Alles zerfällt in einem letzten Seufzer.

DAS LICHT

O, diese zerfallenen Seelen,
die im Staub der Welt
Silberflüstern entweichen lassen,
Stimmen, die nur noch Echo
des Abgrunds sind.

Ihr Schweigen, schwer vom Leiden,
breitet sich aus wie dunkler Nebel,
der jede Form von Licht gefangen hält.

In der gefrorenen Kammer
erlöschen die Lampen,
nicht aus Willen,
sondern als Ende
eines unumkehrbaren Zyklus.

Die Gesichter, unter purpurnen Masken,
erstarren in einem Ausdruck
endgültiger Resignation.

Welch schrecklicher Spiegel
sind sie geworden!

Ihr Leiden, in der Luft schwebend,
wird im Schweigen
nur noch schmerzhafter.

Und in diesem Schweigen
blicken sie einander an,
ohne ein Wort,
als sei alles gesagt
lange vor dieser Nacht,
lange bevor ihre Seelen
für immer gezeichnet wurden
von dem, dem sie nicht entkommen konnten.

DER SCHATTEN

Ihr Schweigen ist ein Fluch,
kein Trost.

Wenn die Lampen erlöschen,
ist das nicht das Ende
der Finsternis,
sondern ihre Bestätigung.

Das Trommeln des Regens
auf den kalten Dächern
ist nur eine Illusion des Friedens.

Gewiss, er erfrischt die Erde,
aber er löscht nicht das Gift im Herzen.

Die Dornenhecken sind keine Zuflucht,
sondern Fallen.

Und die Pfade im Weizen
sind auch der Weg ins Verderben.

Der Gesang der Lerche,
so leicht, so rein,
erklingt in einer Welt,
wo Reinheit keinen Platz mehr findet.

Es ist nicht Frieden, den er findet,
sondern eine Illusion von Ruhe,
ein flüchtiger Friede,
verborgen im Wald des Nichts –

so wie der Schatten des Dunklen
sich einschleicht,
bewusst oder unbewusst
der Verwesung,
die ihn überall verfolgt.

Der Friede ist nur
ein gebrochenes Versprechen,
verirrt in diesem Feld
der Verwüstung.

DAS LICHT

Doch trotz allem, in diesem langsamen Verschwinden,
scheint eine Form von Erlösung geboren zu werden.

Denn der Regen, so kalt er auch sei,
symbolisiert immer noch die Hoffnung auf Reinigung.

Vielleicht, dass im Getöse der Nacht
eine Seele sich befreit, ein Leiden
sich im frischen Wind auflöst.

Es gibt keinen absoluten Frieden, das ist wahr.

Doch im rasenden Lauf des Finsterniswesens
auf den Wegen, die aus dem Schatten hervorspringen,

gibt es noch eine Bewegung,
ein Verlangen, eine Suche.

Vielleicht sucht er ein wenig Licht
im Gesang einer Lerche,
in den Zweigen eines Baumes,
der trotz allem seine Frische spendet.

Der Friede könnte dann kein Ziel sein,
sondern eine flüchtige Brise,
ein ephemeres Leuchten,
das gerade genug streift,
damit die Seele sich erinnert,
dass sie noch fähig ist zu empfinden.

DER SCHATTEN

Aber diese Hoffnung, die du in der Brise siehst,
diese Suche nach Licht, ist nur eine Fata Morgana,
die bei jedem Schritt entweicht.

Das Finsterniswesen findet keinen Frieden,
es versinkt tiefer in die Dunkelheit
bei jeder Wegbiegung.

Der Gesang der Lerche, diese grünen Zweige –
alles nur Spott.

Die Natur atmet weiter,
wächst, blüht, gewiss.

Aber sie tut es ohne Mitgefühl,
ohne Rücksicht auf die Seele,
die, verirrt im Sturm,
nicht einmal mehr die Schönheit versteht,
die sie umgibt.

Das Leiden ist das Einzige,
was greifbar bleibt.

Und das Schweigen ist keine Ruhe,
sondern eine Einladung,
auf das Unausweichliche zu schauen:
das Zerfallen dessen, was noch bleibt.

DAS LICHT

O vergessene Dörfer,
verborgen unter Schleiern des Schattens,
wo das Moos die Zeit verschlingt,
wo das Licht sich kaum einen Weg bahnt.

Der Blick brennt, nicht von Glut der Leidenschaft,
sondern von einer sterbenden Wärme,
der Wärme dessen, was langsam zerbricht.

Die Schritte wanken, knöchern,
als hätte das Gewicht der Jahre
die Körper zerbrechlicher gemacht
als die Erde unter ihren Füßen.

Und dennoch – diese Schritte gehen.
Sie bestehen fort.

Über schlafende Schlangen,
Zeichen einer ungezähmten Natur,
verstrickt in ihren eigenen Atem.

Diese Schlangen, die reglos scheinen,
sind doch bereit zu erwachen,
sich zwischen den Schatten hindurchzuwinden,
wie die unausgesprochenen Ängste,
die sich in den Winkeln der Seele verbergen.

Das Ohr folgt noch immer diesem wütenden Schrei
des Geiers, diesem Ruf,
der die Nacht zerreißt,
diesem Echo endlosen Leidens.

Was schreit dieser Geier?

Was sucht er, wenn nicht die Leiche
dessen, was noch zu verschlingen bleibt –
wie der Mensch seine eigene
Raserei verschlingt, ohne Ende?

DER SCHATTEN

Du siehst in diesen Dörfern ein Echo dessen,
was einst war.

Aber der Schatten der Erinnerung
bedeckt alles, bedeckt sogar die Spuren
dessen, was zuvor existierte.

Die Schritte wanken nicht nur,
weil der Körper schwach geworden ist,
sondern weil die Seele selbst zittert
unter dem Gewicht der Zeit,
unter dem Gewicht der Enttäuschung.

Es gibt keinen wirklichen Weg mehr,
keine sichere Richtung.

Der Boden, aus Erde und toten Steinen,
bietet keinen Halt.

Die Schlangen, fern von Regungslosigkeit,
verkörpern die ständige Bedrohung
des Unbekannten,
die sich im Schweigen verbirgt,

bereit hervorzubrechen,
sobald man glaubt, Frieden gefunden zu haben.

Der Schrei des Geiers ist nicht nur wütend,
er ist ein Warnruf, ein Schrei der Agonie,
ein Schrei, der das Ende von allem ankündigt.

Und doch – selbst in dieser Agonie
liegt eine Art schrecklicher Schönheit.

Es ist ein Totentanz,
eine Einladung, sich dem Abgründigen zuzuwenden
und es anzunehmen.

Ja, dieser Geier schreit,
aber er schreit die Wahrheit
der menschlichen Existenz:

die ungeheure Leere,
die jeden von uns erwartet
am Ende unseres Weges.

DAS LICHT

Am Abend, wenn der Horizont sich mit den Schatten vermischt
und das Licht sich zurückzieht, um der Finsternis Platz zu lassen,
findet er sich allein, irrend
in einer steinernen Wüste,
als wäre alles um ihn versteinert
von der Zeit.

Dort, in dieser abgründigen Stille,
begegnet er dem Zug eines Toten,
der schwer in das dunkle Haus
seines Vaters eintritt.

Dieses Haus, einst erfüllt von Schreien,
von Lachen, von Verheißungen,
ist nur noch ein bodenloser Abgrund.

Es verschlingt alles,
selbst die reinsten Erinnerungen,
die unschuldigsten.

Eine purpurne Wolke, schwer von Schmerz
und Vergessen, umhüllt sein Haupt,
stürzt ihn in einen taumelnden Strudel,

bis er, wortlos,
auf sein eigenes Blut fällt.

Sein mondhaftes Gesicht spiegelt sich
in der Finsternis, erstarrt in einem Ausdruck
von Leiden und Resignation.

Er wird Stein, unbeweglich,
erstarrt in der Trägheit der Welt,
in der Gleichgültigkeit
der übermächtigen Kräfte.

Alles zerfällt um ihn,
alles löst sich auf im ewigen Nichts.

Da zeigt ihm der zerbrochene Spiegel
in einer furchtbaren und erhabenen Vision
das Bild der Schwester –

sterbende Jugendliche,
deren Dasein ein letzter Funke ist,
ein Stern, der in der endlosen Nacht verlöscht.

Und so sinkt in der schwarzen Nacht
dieser Existenz das verfluchte Geschlecht,
unwiderruflich verschlungen.

DER SCHATTEN

Er geht, wie ein Gespenst, durch diese Wüste
aus Steinen und Asche, wo selbst der Wind
seinen Lauf aufgegeben zu haben scheint.

Diese Wüste – seine eigene innere Welt –,
wo alles sich langsam verzehrt,
wie eine sterbende Flamme,
die sich nährt von dem Leiden, das sie schafft.

Der Zug eines Toten – nicht nur ein Körper,
sondern das Sinnbild von allem,
was verloren ist, was nicht widerstehen konnte
dem unerbittlichen Gewicht der Zeit –
tritt in das dunkle Haus ein.

Dieses Haus, einst Heim, einst Heiligtum,
wird zum Grab.
Und es gibt kein Licht mehr, das es erhellt,
nur noch Schatten.

Die Vision der purpurnen Wolke
ist nichts als Halluzination seines
zerbrochenen Geistes,
doch zugleich grausame Realität,
Metapher des Schmerzes,
der seinen Kopf und sein Herz umklammert.

In diesem Zustand des Wahnsinns
stürzt er sich auf sein eigenes Blut,
das zugleich sein eigenes

und das der anderen ist –
die Essenz seiner Existenz,
zerfressen von Schuld.

Er sieht sich im zerbrochenen Spiegel,
und es ist kein Abbild,
sondern eine Offenbarung.

Eine furchtbare Erkenntnis. Die Schwester,
dieses andere Er, sterbend wie er,
ihr Bild zersplittert im Glas,
zeigt alles, was er hätte sein können,
alles, was er verloren hat.

Sie ist der Spiegel seiner eigenen Verfallenheit.

Und die Nacht, kalt und endlos,
verschlingt alles.

Das verfluchte Geschlecht,
das der Menschen, der verlorenen Seelen,
verschwindet im Nichts,
wie eine Sternschnuppe,
die in der Finsternis verglüht.

Es bleibt nichts mehr.
Nichts außer Vergessen.

Und in diesem Vergessen
liegt eine Art eisiger Friede,
kein Heil, sondern nur Auslöschung,
das Zerbröckeln dessen,
was niemals vermocht hat,
sich über das Leiden zu erheben.

DAS LICHT

O, zerbrechliches Leuchten, Verkörperung
des reinen Atems,
des Lichts, das kaum erstrahlt,
die Finsternis durchdringend
wie ein goldener Strahl,
der in die schwarze Nacht fällt.

Du bist die Schwester,
und doch bist du nicht ich,
nicht er.

Wie bist du geboren aus dieser Dunkelheit?
Wie bist du das Leuchten einer Hoffnung,
die ich nie ganz zu fassen vermag?

Im Schatten dieses zerbrochenen Spiegels
sah ich dein Gesicht entfliehen,
wie ein Traum, zu hell, um zu bestehen.

Und doch, wenn ich mich ihm nähere,
erlöschst du.

Warum fliehst du das Licht, Grete,
da du doch scheinst
die zerbrechliche Seele zu sein,
die es trägt?

DER SCHATTEN

Ja, sie entflieht mir,
wie ein zerbrechlicher Schmetterling,
flüchtig in ihrem Glanz.

Doch siehst du nicht, Licht,
sie gehört der Finsternis,
ebenso wie du ihr verhaftet bist.

Jeder Strahl, jedes Lächeln,
das sie dir schenkt,
erlischt im Schoß dieser Welt,
die sie verschlingt.

Sie ist ich und du,
Schatten und Klarheit,
ineinander verschlungen.

Sie ist das fragile Geschöpf,
du ihr Abbild –
doch sie nährt sich von dem,
was sie zerstört.

Die Dunkelheit lebt von ihrem Leuchten,
um zu überleben.

Und du suchst sie,
du begehrst dich in ihrer Klarheit –
doch ich bin es,
der langsam ihr Licht erdrückt.

Sie wird nie mehr sein
als ein Funke in dieser Nacht.

Nie mehr.

DAS LICHT

Vielleicht.

Doch, o Schatten, verstehst du nicht
die Schönheit dieses Funkens?

Dieses zerbrechliche Licht,
das, wenn auch nur einen Augenblick,
die Tiefen meines Abgrunds erhellt.

Sie ist nicht, was ich bin,
sie ist nicht alles,
was du sein kannst.

Doch in ihrer flüchtigen Flucht
schenkt sie, was ich nicht geben kann:

die Reinheit des Anfangs,
den Gesang des Lebens.

Du, in deiner endlosen Finsternis,
verzehrst alles.

Aber sie –
sie erhellt, wenn auch nur für einen Augenblick,
die Möglichkeit einer anderen Welt.

Selbst eine Sekunde genügt,
und sie erhellt mich.

DER SCHATTEN

Aber siehst du nicht,
dass sie eine Illusion ist?

Ein Funke, verdammt, sich zu verlieren,
immer wieder, in der Dunkelheit.

Sie fällt zurück in dieselbe Nacht,
aus der sie aufstieg.

Sie ist nichts als ein Atemzug,
ein Versprechen, das der Schatten zerstört.

Du siehst in ihr Erlösung, Wahrheit –
doch sie ist ein süßes Gift,
das immer wieder
ins Vergessen zurückkehrt.

Und du, arme Seele,
folgst ihr,
verlierst dich in dieser törichten Suche,
täuschst dich mit einer Reinheit,
die niemals existiert hat.

DAS LICHT

Vielleicht hast du recht.

Sie erlischt, sie zerbricht
wie eine Blume im Wind.

Sie vergeht in der Finsternis.

Doch jedes Mal, wenn sie erstrahlt,
selbst für eine Sekunde,
erinnert sie mich daran,
dass irgendwo ein Leuchten
immer wieder geboren werden kann.

Sie trägt das Versprechen
einer anderen Welt,
auch wenn diese Welt flüchtig ist.

Und wenn ich ihr folge,
so deshalb,
weil sie alles ist,
was ich hoffen kann:

ein Leuchten,
das nichts anderes braucht,
als zu sein.

DER SCHATTEN

Dann folge ihr –
und sei verloren,
wie alle, die Trugbilder jagen.

Doch wisse dies:

Selbst in deinem Licht
kehrst du immer zurück
in den Schatten.

Er ist die Wiege von allem,
Anfang und Ende.

Er verschlingt,
was du zu sein glaubst,
er verschlingt deine Hoffnung.

DAS LICHT

Ich weiß, Schatten. Aber vielleicht ist dieses Licht,
flüchtig wie es ist, alles, was von der Liebe bleibt,
die ich niemals zu fassen vermochte.

Vielleicht ist in diesem aufgehobenen Augenblick,
dort, wo alles in der Nacht vergeht,
dieses Licht meine einzige Wahrheit.

DER SCHATTEN

Und du wirst mit ihm erlöschen.
So geht es in der Welt.

Die Kälte verschlingt stets die Wärme,
das Licht erlischt stets
in der Dunkelheit.

Doch in deiner Suche nach einem
vergänglichen Schimmer vergisst du,
dass diese Welt nur lebt
von dem Schatten, den wir in uns tragen.

Dass dieses Licht,
so zerbrechlich es auch sei,
uns nur eine Spur lässt,
eine Illusion,
die mit der Morgenröte vergeht.

DAS LICHT

Sieh, Schatten, diesen glühenden Faden,
der den Abgrund durchschneidet.

Er hat weder Anfang noch Ende,
die wir fassen könnten,
und doch springt er hervor,
bricht das Gewebe des Nichts
und zeichnet darin seine Spur aus Feuer.

Niemand weiß, woher er kommt,
niemand, wohin er entschwindet.

Doch er tanzt, trotz der Nacht,
die ihn zu ertränken sucht.

Wie eine Wunde im Stillstand,
eine Bresche geöffnet
in der geschlossenen Unermesslichkeit.

Er durchquert die Finsternis,
als ob etwas in ihm sich weigerte,
sich auszulöschen,

als ob eine unbekannte Gier
ihn bewegte.

Es ist eine goldene Klage,
ins Schweigen geworfen,
ein brennender Pfeil,

der das Herz des Abgrunds trifft,
bevor er verschwindet.

Aber ist dieses Verschwinden ein Ende?
Oder die Ankündigung
eines tieferen Neubeginns?

DER SCHATTEN

Du sprichst, als könnte das Flüchtige
das Unendliche bezwingen.

Aber schau genau, Licht:
diese Sterne, die du feierst,
diese Flammen, die du bewunderst –

sie fallen einer nach dem anderen ins Leere.

Sie verzehren sich,
als wären sie geworfen worden,
um zu leiden, um zu erlöschen.

Die Nacht muss nicht kämpfen,
sie wartet.

Sie weiß, dass jeder Schimmer
nur eine Auflehnung ohne Morgen ist.

Ein Zucken des Lichts,
sogleich vom Nichts verschlungen.

Der Wind verwischt die Spur des Schrittes,
die Welle bedeckt das Ufer,
und alles versinkt
in der Gleichgültigkeit der Jahrhunderte.

Glaubst du, dass die Nacht sich wandelt?
Glaubst du, dass ein einziger Impuls
die unverrückbare Ordnung der Dinge
umstürzen könnte?

DAS LICHT

Und doch, Schatten, trotz deiner Herrschaft
ohne Grenze, trotz deines Schweigens,
das glaubt, immer das letzte Wort zu haben –
sie kehren zurück.

Immer wieder durchbrechen
diese Blitze den Schleier
deiner Unermesslichkeit.

Die Nacht verzehrt sie, ja –
aber sie hindert sie nicht am Dasein.

Sie steigen aus dir hervor
und durchqueren dich.

Sie tragen das Zeugnis dessen,
was du nicht bist.

Sie werden geboren
aus deinem schwarzen Schoß
und erhellen ihn einen Augenblick.

Und dieser eine Augenblick genügt.

Sieh die Schwester, Schatten.

Sieh sie.

Sie ist dieses zerbrechliche Leuchten,
diese Flucht vor der Nacht.

Sie sucht nicht, dich zu besiegen,
sie durchquert dich.

Sie ist nicht dein Gegenteil,
sondern dein verborgenstes Geheimnis.

DER SCHATTEN

Die Schwester... Sie ist in derselben Dunkelheit
geboren wie er,
trägt sie noch immer im Blick.

Doch sie floh, erhob sich,
glaubte, sich der Nacht entreißen zu können,
die sie genährt hat.

Doch sieh, was aus ihr geworden ist:
ein Zittern, ein Flämmchen,
der Gnade des Windes ausgeliefert.

Sie kann sich nicht befreien,
sie tanzt nur am Rand des Abgrunds,
immer bedroht,
immer an der Schwelle zum Nichts.

Im Sommer wird sie im Garten geschändet,
und der Wahnsinn des anderen
prägt sich in ihr Gesicht.

Am Tisch erstarrt sie,
und ihr Blick versteinert, verlischt.

Siehst du nicht, dass das Licht
nur eine Täuschung ist,
ein kurzes Atmen
in der Erstickung der Welt?

Ein Frösteln von Wärme,
das nicht die Kraft hat,
sich der unendlichen Kälte
zu widersetzen.

DAS LICHT

Und doch ist sie da.
Sie existiert.

Selbst verraten, selbst geschändet,
selbst zerbrochen – sie erscheint
immer wieder.

Sie reißt sich los vom Schatten
und trotzt ihm allein
durch ihre bloße Gegenwart.

Gewiss, sie fällt zurück.
Gewiss, sie erlischt.

Doch solange sie neu geboren wird,
hat die Finsternis nicht gesiegt.

Denn die wahre Nacht wäre nicht,
dass es kein Licht mehr gäbe –
sie wäre, dass es nicht einmal mehr
die Möglichkeit des Lichts gäbe.

Und das, Schatten,
wirst du niemals vermögen.

DER SCHATTEN

Und doch erlischt sie.

Wie ein Abdruck im Schnee,
wie ein verlorener Schrei im Wind.

Ihr Glanz ist eine Qual,
eine Schönheit zum Untergang verdammt.

Sie stößt sich unaufhörlich
an das Unausweichliche,

wie eine Welle,
die glaubt, den Himmel zu berühren,
und schließlich stirbt
auf kaltem Sand.

Vielleicht ist sie eine offene Wunde
in meiner Herrschaft –
aber nur eine Wunde.

Die Nacht wartet, geduldig,
unbeweglich,

und der Sand der Zeit
bedeckt am Ende alles.

DAS LICHT

Du sagst, sie verlischt – doch du weißt wohl,
dass es nicht so ist.

Ein einziger Schimmer, ein einziges Feuer
in der Nacht – und der Schatten wankt.

Er glaubt, unversehrt zu bleiben,
doch er wird durchdrungen, erschüttert,

in Bewegung gesetzt von dem,
was er nicht hindern kann, hervorzubrechen.

Die Schwester ist diese Bewegung.

Sie ist die Spalte, der Blitz, das Dazwischen.
Nicht eine Illusion, sondern ein Versprechen.

Und solange eine Sternschnuppe
ihre Spur in den schwarzen Himmel graviert,
ist dein Reich, Schatten, nicht absolut.

DAS LICHT

Siehst du, Schatten, wie die Nacht niemals
ganz geschlossen ist?

Wie trotz deines Reiches
diese Brüche bleiben,
in denen etwas anderes pulsiert?

Du glaubst, alles zu begraben – und doch,
es gibt diese Augenblicke,
flüchtig vielleicht, doch real,
wo deine finstere Masse zittert,
sich aushöhlt von einem Atem,
den du nicht bändigen kannst.

Dort dringt das Licht ein,
wie ein beharrliches Flüstern,
ein Riss, wo dein Schweigen wankt.

DER SCHATTEN

Du sprichst von einer Wunde,
von einem Riss – als könnte
meine Finsternis sich spalten.

Doch siehst du nicht,
dass diese Blitze nichts sind
als Funken ohne Morgen,

dass dein Glanz nur
ein zerbrechliches Spiegelbild ist,
eine Illusion, verdammt zu verlöschen
in meiner Tiefe?

Nichts bleibt, Licht,
nichts dauert.

Selbst deine Schwester,
die du als Fackel rühmst,
ist nur ein flüchtiges Gespenst.

Gewiss, sie flammt auf,
aber immer fällt sie zurück in mich.
Immer verlischt sie.

DAS LICHT

Und dennoch beginnt sie von neuem.

Immer wieder erhebt sie sich,
immer wieder durchquert sie dich,
aufsässig, selbst für einen Augenblick.

Ist es nicht das,
was dich erschreckt, Schatten?

Nicht, dass ich dich vertreiben könnte,
sondern dass in dir
trotz allem etwas durchlässig bleibt,
verwundbar für diese zerbrechliche Klarheit.

Du bedeckst sie, du zerdrückst sie –
doch niemals kannst du sie völlig ersticken.

Das Licht stirbt –
doch es kehrt zurück.

Es verlöscht –
doch es erwacht anderswo.

Und du, trotz deines Reiches,
trägst es in dir wie ein Feuer,
das du nicht ins Nichts zurückstoßen kannst.

DER SCHATTEN

Und wenn es nur ein grausames Spiel wäre?

Ein nutzloser Tanz,
ein lächerlicher Aufschwung
vor der endgültigen Nacht?

Sag, Licht, worin liegt
deine Beharrlichkeit,
wenn nicht in einem Aufschub ohne Morgen?

Wozu erstrahlen,
wenn es nur ist, um zu fallen,
um verschlungen zu werden
immer wieder?

DAS LICHT

Im Augenblick selbst, da ich existiere,
Schatten, triumphiere ich.

Nicht indem ich dich stürze,
sondern indem ich dich durchquere.

Mein Sieg ist nicht,
dich zu vernichten,

sondern dich zu zwingen,
meine Präsenz anzuerkennen.

Ich bin das,
was du niemals ganz auslöschst.

Und wenn ich falle, wenn ich erlösche,
so weiß ich doch,
dass ich wieder geboren werde,
anderswo, anders.

Denn solange es eine Spalte gibt,
solange ein Schlag des Schattens wankt,
wird es einen Schimmer geben,
der ihn bewohnt.

Und du, Schatten,
du weißt es:

Du trägst in dir die unauslöschliche Spur
jedes Lichts, das dich durchquert hat.

Gewiss, die Nacht wird niemals besiegt sein –
doch jedes Mal, da sie wankt,
wird uns ein Stück Erlösung geschenkt,
ein Splitter von Ewigkeit...

DAS SIEBENTE SIEGEL

Die Türen des Zuges schließen sich endlich,
und wir können abfahren.

Wir sitzen bequem,
und die Ruhe ist schon beruhigend –
vermutlich ist es zu früh
für die Reisenden.

Der Schaffner tritt zu uns
und begrüßt uns sehr höflich.

„Ihre Fahrkarten, bitte“,
sagt er mit einem platten Lächeln.

– „Hier, Herr Schaffner,
ganz frisch und ohne die kleinste Falte...“

– „Sie fahren nach Brüssel?“

– „In der Tat, wir haben beschlossen,
meine Frau und ich,
dieses Wochenende in Brüssel zu verbringen...“

– „Nach Brüssel!
Aber was kann man in Brüssel tun?
Welch seltsame Idee,
nach Brüssel zu fahren
und dort ein ganzes Wochenende zu verbringen...“

– „Es gibt doch viele Dinge zu tun
in einer so großen Stadt, nicht wahr,
meine Liebste?“

– „Natürlich! Man kann Museen besuchen,
ins Kino oder ins Theater gehen,
sich ein Vergnügen gönnen

in einem jener Restaurants
an der Grand-Place,
Menschen treffen,
einfach spazieren gehen...”

– Sehen Sie! Wie meine Frau Ihnen gerade sagte,
in Brüssel gibt es tausend Dinge zu tun,
Dinge, die man auf dem Land nicht erlebt,
weil es so abgeschieden ist.

– Eben darum! Weil es abgeschieden ist,
ist das Land Quelle von Frieden und Glück;
in Brüssel dagegen, selbst am Wochenende,
herrscht nur Lärm und Hast...

– Nun, das wird uns Abwechslung bringen:
am Ende muss man auch Risiken eingehen...

– Ich sage das nur, um Sie zu warnen...

– Uns zu warnen?

– Die Provinzler sind nicht an die Großstädte gewöhnt,
noch an die Gefahren, die sich in den Winkeln
der Gassen verbergen; seien Sie vorsichtig
und verbringen Sie, wenn möglich, ein gutes Wochenende.
Hier sind Ihre Fahrkarten...

Sogleich entfernte sich der Schaffner,
zufrieden wohl, dass der Wagen fast leer war.

Meine Frau und ich sahen uns an,
überrascht von seinen Worten...

– „Seltsam, findest du nicht?“ sagte Martine.

– „Ja, seltsam in der Tat. Aber schließlich geht es uns an,
was kümmert es ihn, wohin wir fahren!“

– „Du hast wohl recht, doch trotzdem,
es gibt mir zu denken...“

– „Hast du Angst? Wir könnten an der nächsten Station
aussteigen und mit dem ersten Zug heimkehren...“

– „Nein! Wir bleiben bei unserem Plan.
Es wäre dumm, sich von solchen Worten beeindrucken zu lassen.
Was weiß er schon? Von Brüssel kennt er nur
den Bahnhof und die Züge.
Er ist wie wir vom Land.
Er fürchtet die Stadt, das ist klar,
doch diese Angst soll er behalten,
statt sie den Reisenden aufzubürden.“

– „Wir haben nichts zu befürchten,
da bin ich sicher: Brüssel,
das ist doch nicht der Dschungel.“

Eine gute Stunde später kommen wir in Brüssel an.
Die Fahrt verlief still, nicht wegen der Worte des Schaffners,
sondern weil wir beide vertieft lasen
und uns nicht lösen konnten.

Rasch verlassen wir den Bahnhof
und gehen zum nahen Hotel,
wo ein Zimmer auf uns wartet.

Kaum eingerichtet, verlassen wir es auch schon wieder,
bereit für unser Abenteuer in der Stadt.

Alles war geplant:
Mittags ein typisches Restaurant
in den Gassen bei der Grand-Place,
danach das Magritte-Museum.

Am Nachmittag ein Glas in der Sonne
auf einer Terrasse,
dann ins kleine Kino,
wo Bergmans *Das siebente Siegel* läuft.

Nach dem Film ein Halt in einer Taverne
zum Abendessen,
bevor wir ins Hotel zurückkehren.

Und tatsächlich, so geschah es:
ein köstliches Mahl im Herzen
des alten Brüssel,
dann die faszinierende Besichtigung
des Magritte-Museums.

Auf der Terrasse tranken wir Sonne,
als regnete sie,
dazu ein paar Gläser
eines elsässischen Weines,
den wir sehr schätzen.

Die Vorführung des Films
zog kaum ein Dutzend Zuschauer an,
die Stille war Zeugnis
ihrer gespannten Aufmerksamkeit.

Nach der Projektion verließen wir ohne Mühe
den Saal und beschlossen,
zu Fuß ins Hotel zurückzukehren.

Wir dachten, dies täte uns gut
nach der düsteren Atmosphäre des Films.

Schweigend gingen wir, Hand in Hand,
keiner von uns beiden
wollte den Film gleich besprechen:

wir mussten erst Abstand gewinnen
vor so viel Dunkelheit.

Wir glaubten naiv, den Weg leicht zu finden,
und dachten, unterwegs eine belebte Taverne zu treffen
für das Abendessen.

Doch die Wirklichkeit holte uns ein.

Wir irrten durch eine dunkle Gasse,
kaum belebt, nur Schatten,
die uns ohne Wort streiften.

Kein Licht in den Fenstern,
keine Laternen – das Viertel schien ausgestorben.

Martine drückte fester meine Hand:

– „Dieser Ort ist unheimlich!
Die Stille ist schwer,
und diese Schatten berühren uns
wie leichte Winde...“

– „Ja, und diese Finsternis,
die unseren Gang verlangsamt.
Hast du bemerkt,
dass keine Sterne am Himmel stehen?
Nicht einmal der Mond?
Eben noch, beim Verlassen des Kinos,
war er da – und nun, nichts.
Als sei der Himmel verschwunden,
aufgesogen von der Nacht.“

– „Leg den Arm um meine Schulter,
ich habe Angst, immer mehr Angst.
Wie lange noch in dieser endlosen Gasse?
Vielleicht hatte der Schaffner recht –

viele Gefahren lauern
in den Winkeln der Stadtgassen...”

– „Wir haben uns verirrt, weiter nichts!
Aber sei beruhigt, wir finden schon hinaus.
Kennst du Wege, die nirgends hinführen?“

– „Doch, es gibt solche Wege –
so schrieb ein Philosoph –
Waldwege, in denen Sonntagsspaziergänger
sich verlieren.

Am Ende sind wir das wohl auch.
Wir hätten nie kommen sollen,
wir hätten auf den Schaffner hören sollen.“

– „Sieh dort, ein Licht!
Eine Taverne, hörst du die Musik?
Wir werden dort einkehren, essen,
und vor allem den Weg fragen.
Siehst du, wir sind gerettet.“

– „Glaubst du das wirklich?“
– „Natürlich! Dort gibt es sicher
ehrliche Leute, die uns helfen.“

Noch ein paar Schritte,
und wir stehen vor der Glastür der Taverne.

Drinne eine seltsame Atmosphäre.
Wir grüßen, doch niemand antwortet.

In einer Ecke ein freier Tisch,
den wir sofort einnehmen.

Der Wirt kommt heran:
– „Willkommen! Sie sind nicht von hier,
nicht wahr?“

– „Nein, in der Tat.

Wir kommen vom Land,
nur für dieses Wochenende.

Aber sagen Sie,
woran haben Sie erkannt,
dass wir keine Städter sind?“

– „Hier gibt es nur Provinzler.
Kein Brüsseler kommt je hierher,
sie kennen die Stadt zu gut.“

– „Nun gut! Können wir etwas essen?“

– „Gewiss! Doch hier gibt es nur das Tagesgericht,
das Gericht aller Tage, möchte ich sagen...“

– „Dann also zweimal das Tagesgericht.
Wir wollen uns ohnehin nicht lange aufhalten.
Diese Musik, die ich schon draußen hörte,
ist das nicht *Hotel California* von den Eagles?“

– „Ganz recht! Ich hoffe, sie gefällt Ihnen.
Zum Essen wünschen Sie etwas zu trinken?“

– „Warum nicht eine gute Flasche
Elsässer Wein...“

– „Wein? Den gibt es hier nicht, mein Herr,
nur Champagner.“

– „Champagner? Und warum keinen Wein?“

– „Seit 1969 wird hier kein Wein mehr serviert,
ich weiß nicht warum.

Sie können etwas anderes nehmen
als Champagner...“

– Dann bringen Sie uns zwei gute Biere... Aber sagen Sie mir,
wer sind all diese Leute?

– Provinzler, habe ich Ihnen doch gesagt...

– Und sie wohnen im Viertel?

– Manche wohnen hier im Gasthaus, andere in den Nachbarhäusern...

– Auf dem Weg hierher haben wir keine einzige Lampe gesehen:
ist das normal?

– Hier ist nichts normal!

Wer nicht hier ist, schläft schon:

im Viertel gibt es nicht viel zu tun,

außer seine Zeit im Gasthaus zu vertreiben.

Die Leute trinken Bier, manche Champagner –

aber was zählt, ist,

dass sie Spaß haben, genießen

und vor allem vergessen...

– Vergessen?

– Vergessen, dass sie eines Tages hierhergekommen sind.

Warum sie kommen? Ich weiß es nicht.

Man könnte sagen, es ist die Nacht,

die sie anzieht...

– Aber Sie, der ihnen zu trinken gibt,

sind Sie von hier?

– Ich war es bis 1969,

dann musste ich mich daran gewöhnen,

mich ihnen angleichen,

werden wie sie, wenn Sie so wollen...

– Aber was ist 1969 geschehen?

Kein Wein mehr, die Städter,

die dieses Viertel zu meiden scheinen,

diese Provinzler, die sich hier verirren –

und auch Sie, die geworden sind wie sie...

– Ich weiß nicht, was damals geschah,
habe es Ihnen schon gesagt.

Aber bald kommt der Wächter,
wie jeden Abend, sein Glas trinken.

Wenn einer etwas weiß, dann nur er...

– Und wie heißt er?

– Hier nennt man ihn „Unmöglich“...

– „Unmöglich“? Aber das ist kein Name!

– Beim ersten Mal, als er hereinkam,
rief ein Stammgast: „Das ist unmöglich!“

Seitdem nennt man ihn so.

Und wäre es nicht sein Name,
warum hätte der andere es gesagt?

– Nun gut, das leuchtet ein...

– Ich bringe die Biere;
für das Tagesgericht müssen Sie zehn Minuten warten.

– Sehr gut so.

Martine und ich tauschten überraschte Blicke:

Wo waren wir da hineingeraten?

Wer sind diese Leute, die eines Tages gekommen
und seitdem nie mehr gegangen sind?

Wer ist dieser Wächter, den man „Unmöglich“ nennt?

Was geschah 1969?

Warum ist der Himmel verschwunden?

Warum haben die Menschen hier nichts zu tun?

Warum huschen die Bewohner wie Schatten,
die man kaum wahrnimmt?

Schon kehrt der Wirt mit unseren Bieren zurück,
zwei Biere ohne Schaum,
als sei jeder Druck
aus diesem Ort verschwunden.

Ich frage den Wirt:

– Sagen Sie, warum gibt es überall Colitas?

– Weil das Pflanzen sind,
die nur nachts blühen...

– Ihr stechender Geruch stört Sie nicht?

– Nicht mehr als der Geruch meiner Stammgäste...

– Und wonach riechen Ihre Stammgäste?

– Nach Vergessen, nach Verlassenheit,
nach einer gegenwart ohne Geschichte,
nach Tod, wenn Sie wollen:
all diese Leute haben keine Vergangenheit...

– Aber doch kamen sie von irgendwoher,
als sie hierher gelangten.
Dieser Ort gehört zu ihrer Geschichte,
woher sie kamen, das ist ihre Vergangenheit...

– Aber sie haben es vergessen!

Was wollen Sie –
die Freuden des Lebens verbrennen irgendwann das Gehirn.
Diese Leute wissen nur noch eines:
Sorglosigkeit.

– Aber sie müssen doch sterben...

– Vermutlich. Aber ich weiß es nicht.

Ich stelle mir vor, dass die,
die aufgehört haben zu kommen,

nicht mehr zum Viertel gehören:

vielleicht sind sie tot.

Fragen Sie den Wächter,

ich weiß nichts.

Ich gehe nie hinaus.

Da tritt eine Frau, luxuriös gekleidet,

an unseren Tisch und stellt die Gerichte ab:

– Ich wünsche Ihnen einen guten Appetit...

Ich nutze die Gelegenheit:

– Sind Sie die Frau des Wirts, vielleicht?

– Ehrlich gesagt, ich weiß es nicht!

Ich habe hier viele Freunde,

Sie werden sie hören, wenn Sie hinaufgehen:

jeden Abend feiern sie in einem Zimmer.

Doch keine Sorge, Sie werden nichts hören,

sie sind sehr diskret...

– Aber wer sagt Ihnen,

dass wir hier übernachten?

Wir haben ein Zimmer im Hotel gebucht,

ein paar Schritte von hier,

doch wir haben uns verirrt...

– Das sagen sie alle,

aber ich sehe, dass keiner je geht.

Manche sind seit über zehn Jahren hier:

also gefällt es ihnen.

Hier gibt es keine Umstände,

jeder macht, was er will;

wichtig ist, zu vergessen...

– Und warum muss man vergessen?

– Weil es hier das Paradies ist,
auch wenn die Leute Ihnen matt vorkommen.

Man kümmert sich um alles.

Was könnte man Besseres wollen
als einen sorgenfreien Ort?

– Und doch müssen wir gehen,
ins Hotel zurück, um auszuruhen,
denn morgen früh nehmen wir den Zug...

– Sie sollten besser essen,
solange es warm ist.
Ich kann Ihre Fragen nicht beantworten...

– Sie können nicht, oder Sie wollen nicht?

– Glauben Sie mir, ich würde gern,
aber ich habe alles vergessen,
als ich hierherkam.
Fragen Sie den Wächter,
wenn er später kommt...

Nichts war aus dieser Frau herauszuholen,
ebenso wenig wie aus dem Wirt.
Ob sie Mann und Frau sind –
sie wusste es nicht,
und wohl er auch nicht.

Als hätte etwas ihren Kopf geleert:
die Vergnügungen,
der Champagner,
die Sorglosigkeit –
vielleicht 1969.

Wir werden sehen,
ob der Wächter redseliger ist.

Martine, die ihr Gericht nicht angerührt hatte,
flüsterte mir zu:

– Ich finde diesen Ort düster, unheimlich,
wie die Worte des Wirts
und dieser Frau,
die nicht mehr weiß, wer sie ist.
Ich habe den Eindruck,
wir sind in eine Anstalt für Verrückte geraten.
Diese Leute sind so seltsam,
dass ihnen wohl ein Rad fehlt.
Sie tragen alle die gleiche Kleidung,
und hast du bemerkt, wie sie sich ähneln?

– Natürlich, mein Schatz!
Je länger sie hier bleiben,
desto mehr verlieren sie ihre Seele,
ihre Geschichte.
Sie werden alle gleich, austauschbar:
das Vergessen löscht nicht nur die Erinnerung,
es löscht auch die Gesichter.
Sie wissen nicht mehr, wer sie sind...

– Weil sie niemand mehr sind!
Der Ort hat sie enteignet,
bis zu ihrer Substanz.
Darum sind sie draußen wie Schatten,
und wenn sie uns streifen,
sind sie wie ein leichter Windstoß.
Sie sind so sehr niemand,
dass man durch sie hindurchgehen könnte,
ohne dass sie es merken.

– Was schlägst du vor?

– Wir warten auf den Wächter,
in der Hoffnung,
dass er gesprächiger ist.
Bis dahin bleiben wir auf der Hut,
denn dieser Ort stellt uns eine Falle.
Hast du bemerkt,
wie das Lied der Eagles
in Endlosschleife läuft,
als wolle der Ort uns betören,
uns berauschen mit den nichtigsten Freuden,
damit wir vergessen, wer wir sind
und woher wir kommen?

Es ist ihre Sorglosigkeit,
ihre Hingabe an die flachsten Genüsse,
die sie ihrer Substanz beraubt hat:
sie sind nichts mehr,
nur noch mechanische Gesten,
die sie endlos wiederholen.

Indem sie sich aneinander reiben,
verschwinden ihre Körper,
und es bleibt nur die Haut.

Ihre Blicke sind leer,
ohne Ausdruck –
deshalb ähneln sie sich so sehr,
dass sie kaum zu unterscheiden sind.

– Du hast recht, mein Schatz.
Bleiben wir wachsam,
vor allem zusammen:
dieser Ort verheißt nichts Gutes.

Hoffen wir, dass der Wächter
uns mehr sagt
und uns den Weg hinaus zeigt.

Wie der Kreuzritter habe ich den Eindruck,
eine Schachpartie gegen einen Unbekannten zu spielen:
er wenigstens wusste...

– Du hast dein Gericht nicht angerührt,
und doch solltest du essen:
wer weiß, welche Kräfte wir noch brauchen...

– Ich bringe keinen Bissen hinunter,
meine Kehle ist zugeschnürt
wie die einer Drossel, die man erwürgt;
die Angst lähmt mich,
ich friere und habe zugleich Hitze,
sieh nur den Schweiß auf meiner Stirn.

Als hätte ich eine böse Grippe,
könnte es kaum schlimmer sein:
ich habe das Gefühl,
wir seien gefangen,
wie Ratten in der Falle,
und diese bedrückende,
erstickende Atmosphäre
wird uns verschlingen,
in einen bodenlosen Abgrund stoßen,
aus dem wir nie mehr entkommen.

– Wir müssen uns zusammennehmen
und Geduld zeigen;
wenn der Wächter uns nicht helfen kann,
werden wir einen Ausweg suchen
aus diesem Schraubstock, der uns erdrückt.

Wir müssen stark sein,
uns aneinander festhalten,
niemals loslassen.

– Glaubst du wirklich,
dass wir hier heil herauskommen?
Ich habe das Gefühl,
der verdammte Wirt wetzt schon das Messer,
mit dem er uns die Kehle durchschneiden will...

– Du hast doch selbst gesagt,
diese Leute haben keine Konsistenz,
sie sind Schatten;
außer uns zu streifen,
was könnten sie uns antun?
Diese Menschen sind kaum wirklich,
sie sind Illusionen.
Könnte ein Schatten uns hindern,
hinauszugehen,
auf unseren Schritten zurück,
und dieses verfluchte Viertel hinter uns zu lassen?

– Ich weiß es nicht,
aber ich habe Angst, furchtbare Angst,
eine Angst, wie ich sie nie gekannt habe...

– Dann müssen wir uns fassen,
nicht in ihr Spiel eintreten,
denn um ein Spiel geht es, verstehst du?

– Ein Spiel, das wie eine Falle wirkt:
die Tür ist wie eine Mausefalle zugeklappt,
und wir sind darin,
ein Schauspiel für all diese Leute,

die uns mit ihren Blicken verschlingen.

Ich habe das Gefühl,
sie haben schon begonnen,
uns zu verzehren...

– Im Gegenteil!

Sie spüren unsere Angst,
unsere Beklemmung,
und gerade das hält uns
außerhalb ihrer Reichweite;
sobald wir aufhören, sie zu fürchten,
haben sie gewonnen,
denn dann werden wir wie sie.
Genau das erwarten sie:
dass wir werden wie sie –
aber wir haben hier nichts verloren:
diese Welt ist nicht die unsere.

– Jemand ist eben eingetreten,
vielleicht der Wächter,
von dem Wirt und Frau gesprochen haben...

– Nein! Wäre er der Wächter,
trüge er eine Laterne;
es muss jemand anderes sein.
Warten wir ab, was geschieht...

Der Neuankömmling spricht mit dem Wirt,
der auf unseren Tisch zeigt.
Langsam durchquert der Fremde den Saal,
grüßt die Gäste unterwegs.

Schließlich steht er vor uns,
nimmt nicht einmal Platz,
und spricht mich direkt an:

– Also, man hat sich verirrt?

Man hat den falschen Weg gewählt,
den der Genüsse und des Vergessens
aller Bürden?

Und was habt ihr nun vor?

Ich sehe, Madame hat ihr Mahl nicht angerührt:
die Kehle zugeschnürt, kleine Dame,
und die Speise will nicht hinunter?

Martine erstarrt auf ihrem Stuhl,
unfähig zu antworten;

Tränen treten aus ihren Augen.

Es reicht! Dieser Frechling
soll seine Worte zurücknehmen...

– Monsieur, ich kenne Sie nicht

und fordere Sie auf,

meine Frau in Ruhe zu lassen!

Wenn sie ihr Gericht nicht gegessen hat,
dann nur, weil es ihr nicht zusagt.

Wenn wir auch vom Land kommen,
so sind wir doch nicht gewohnt,
mit dem Vieh zu speisen.

– Und doch wird sie sich daran gewöhnen müssen,
die Arme, denn anderes gibt es hier nicht.

– Dazu wird sie keine Gelegenheit haben,
wir gedenken so bald wie möglich zu gehen...

– Nur zu, mein Herr!

Ich will euch keineswegs hindern.

Aber wie wollt ihr den Weg finden
in dieser dichten Nacht?

Ihr bräuchtet ein Messer,

um sie zu zerschneiden.

Und vergesst nicht die Winkel,
die Gefahren, die darin lauern.

Der Schaffner hat euch gewarnt,
nicht wahr?

Nein, Monsieur, ihr werdet nie hinauskommen!

Allenfalls tretet ihr hinaus,
macht einen Schritt, vielleicht zwei,
aber ihr kehrt sofort zurück.

Wen habt ihr draußen getroffen
auf eurem mühseligen Weg hierher?
Schatten, nichts als Schatten!

– Und Sie glauben,
wir hätten Angst vor Schatten?

– Natürlich nicht!

Nur Toren haben solche Ängste.
Aber was euch Angst machen könnte,
ist dies:

dass ihr niemals ans andere Ende gelangt,
wo ihr eingetreten seid,
oder dass ihr in einer Ecke
in die Falle geratet.

Habt ihr bemerkt,
dass es hier keine Katzen gibt?

Und doch, man weiß,
Katzen sehen bei Nacht –
nur nicht hier:

diese Nacht ist zu dicht,
als dass eine Katze sie durchqueren könnte,
ohne ihr Fell zu lassen.

Geht, wann immer es euch beliebt,
kümmert euch nicht um die Zeche,
ich werde für euch zahlen,
dem Wirt, meinem Freund.
Er ruft mich stets,
sobald er „den Schatten eines Zweifels“ spürt –
passt zur Situation, nicht wahr?

– Wir warten auf den Wächter...

– Er wird nicht lange auf sich warten lassen,
ich habe ihn unterwegs getroffen...

– Wie können Sie sicher sein,
dass er es war,
da draußen,
wo nur Schatten umhergehen,
alle gleich?

Ich nehme an, Sie sind selbst einer...

– Das wird man,
wenn man hier lange bleibt –
wie könnte es anders sein?
Doch für den Wächter
ist es anders...

– Inwiefern anders?

– Wäre es nicht anders,
so wäre er kein Wächter,
sondern ein Schatten wie wir.

– Sie haben meine Frage nicht beantwortet...

– Warum sollte ich?
Ich habe euch versprochen,
euch nicht zurückzuhalten.

Doch erwartet nicht von mir,
euch hinauszuhelfen.
Ich wünsche euch eine gute Nacht!

– Die wohl kaum gut sein wird.
Die Dinge stehen schlecht,
doch ich verzweifle nicht,
dass wir morgen heimkehren...

Der Fremde geht schließlich,
zum Glück.

Doch Martine ist keineswegs beruhigt:
ihre Angst ist greifbar,
ihre Hände zittern.
So habe ich sie nie gesehen.
Dieser Unbekannte
hat ihre Furcht nur noch genährt.
Sie muss sich fassen,
wieder Vertrauen schöpfen:
solange das Spiel nicht begonnen hat,
ist nichts verloren.

Spielen!
Das erinnert mich an den Kreuzritter
gegen den Tod:
er gewann nur Aufschub,
denn mit dem Tod scherzt man nicht.
Doch hier ist es anders:
vielleicht lohnt sich das Spiel...

Aber natürlich!
Die Kerze, sie ist der Schlüssel.

Martine bemerkt,
dass ich nachzudenken begonnen habe:
darin kann ich sie nicht täuschen.

– Woran denkst du, Liebling?

– An die Worte des Fremden...

– Frech war er, ja.

Aber wenn er uns auch nicht hindert,
hinauszugehen,
so hilft er uns doch nicht.

Er hat gesagt,
nicht einmal eine Katze fände den Weg...

– Das ist nicht, woran ich denke!

Er sagte, er habe den Wächter erkannt,
nur wenige Schritte entfernt,
in der dichten Nacht,
wo man nur Schatten sieht,
alle gleich...

– Und?

– Wie konnte er den Wächter erkennen,
ihn nicht verwechseln
mit einem Schatten wie allen anderen?

– Ich weiß es nicht!

Du hast ihn gefragt,
aber er wollte nicht antworten...

– Weil er uns die Lösung verraten hätte...

– Ich verstehe nicht...

– Es ist doch klar!

Wenn er den Wächter erkannt hat,

dann deshalb,
weil dieser ein Zeichen trug,
sichtbar selbst in der finstersten Nacht...

– Eine Laterne...

– Genau!

Ein Wächter trägt immer eine Laterne,
die ihn sehen lässt,
was die anderen nicht sehen,
vor allem in den Winkeln...

– Schön!

Und du glaubst,
der Wächter wird dir seine Laterne geben?

– Nein!

Wenn er sie uns gibt,
ist er kein Wächter mehr,
sondern ein Schatten wie die anderen.

– Und was willst du tun?

– Wir könnten ihm einen Handel vorschlagen:
er geleitet uns bis zum Eingang der Gasse,
und erhellt uns den Weg mit seiner Lampe...

– ...und im Gegenzug erhielte er eine Belohnung...

– Und wenn ihn die Belohnung nicht interessiert?

– Dann müssen wir etwas anderes finden.

Aber es lohnt sich, es zu versuchen, meinst du nicht?

– Gewiss! Aber wenn er ablehnt, was willst du tun?

Ihm die Laterne stehlen?

– Nein! Aber vielleicht ist er ein Spieler...

– Ich ahne schon!

Die Laterne aufs Spiel setzen,
wie der Kreuzritter sein Leben spielte
oder zumindest seinen Aufschub...

– Genau! Warten wir ab, bis er kommt,
und sehen wir, was er dazu meint...

Da öffnet sich die Tür erneut,
und der Eintretende ist tatsächlich der Wächter,
denn er trägt eine Laterne in der einen Hand
und in der anderen einen Stab.
Er begibt sich zur Theke,
um dort offenbar eine Bestellung aufzugeben.

Der Wirt spricht ihn an
und deutet auf unseren Tisch.

Der Wächter durchquert den Saal,
ohne Laterne oder Stab niederzulegen,
und erreicht schließlich unseren Tisch.

Sogleich tritt der Wirt hinzu
und ergreift das Wort:

– Dieses Paar ist vorhin eingetroffen,
wie alle anderen vor ihnen.
Sie haben ein Mahl und zwei Biere bestellt,
doch die Dame hat ihr Tagesgericht
nicht angerührt.

Sei's drum!

Sie haben mich über diesen Ort befragt
und über Dinge, die damit zusammenhängen,
aber ich konnte ihnen nicht antworten –
du weißt sehr gut warum.

Darum sagte ich ihnen,

dass du am Abend vorbeikommen würdest
und sie dir ihre Fragen stellen könnten,
denn nur du allein kannst sie hier beantworten.

– Das hängt von den Fragen ab!
Bringe uns erst drei Biere,
und wärme das Gericht auf,
da Madame es nicht gekostet hat:
ich werde es selbst essen,
es wäre schade, es wegzuworfen.

Mein Herr, ich setze mich
und höre Ihnen zu...

– Herr Wächter, Sie wissen besser als jeder,
was es für uns bedeutet,
uns hierher verirrt zu haben.
Wir haben nicht die Absicht zu bleiben,
doch ein Fremder warnte uns
vor der dichten Nacht
und den dunklen Winkeln,
in denen Gefahren lauern.
Kurz: wie sollen wir aus dieser Sackgasse
ohne die geringste Lichtquelle hinausfinden?

– In der Tat, ohne eine Lichtquelle
scheint es schwierig,
ja unmöglich...

– Sie verfügen doch über eine solche Quelle,
da Sie Wächter sind;
sie hängt sogar an Ihrer Hand...

– Sie glauben doch nicht,
dass ich Ihnen meine Laterne gebe!
Ohne sie bin ich nichts,
nur ein Schatten unter anderen.

– Ich verlange nicht so viel,
aber vielleicht könnten Sie
meine Frau und mich
bis zum Ausgang geleiten...

– Und was hätte ich davon?

– Eine Belohnung, die wir aushandeln können...

– Wozu! Hier braucht niemand etwas.
Wir haben alles, was wir wollen;
mehr nützte uns nichts.

– Es muss doch einen Weg geben...

– Gewiss, aber ich sehe keinen.

– Wir könnten um Ihre Hilfe spielen!
Spielen Sie Schach?

– Hin und wieder,
aber ich bin kein guter Spieler,
ein Amateur, ja ein kläglicher Amateur...

– Ich bin auch nicht besser,
doch ich bin bereit, das Risiko zu tragen,
denn wir müssen hier hinaus,
es ist zwingend.

– Und warum zwingend?

– Weil wir nicht von dieser Welt sind.
Die Vergnügungen hier sind nicht die unseren.
Und außerdem müssen auch wir wachen...

- Und worüber wacht ihr?
- Wir wachen über den Geist der Welt
und sein Licht...
- Ein Licht, das jedoch nicht bis hierher reicht,
das die Grenzen der Nacht,
die über dieses Viertel gefallen ist,
nicht überschreiten kann...
- Und warum fiel eine solche Nacht über diesen Ort?
Was geschah 1969, als alles begann?
- 1969? Die bedeutsamsten Ereignisse waren
die Mondlandung von Apollo 11
und das Woodstock-Festival.
Ich sehe keinen Zusammenhang
zwischen diesen Ereignissen
und der Nacht, die plötzlich
über dieses Viertel hereinbrach...
- Wenn ich recht verstehe,
feiern sich die Verirrten hier zu Tode,
bis sie nur noch Schatten ihrer selbst sind...
- So ist es.
- Und was wird aus ihnen?
- Sie enden auf der Straße,
es sind die Schatten,
denen ihr auf dem Weg hierher begegnet seid...
- Und die da, am Tresen?
- Sie sind im Übergang,
noch keine völligen Schatten,

aber es ist eine Frage

von Wochen, höchstens Monaten...

– Und die, die wie wir hierher geraten,
werden sie ersetzen, nicht wahr?

– Ja, genau das.

– Und niemand hat je versucht,
aus dieser Hölle zu entkommen?

– Die, die es versucht haben,
kamen nicht weit.

Sie kehrten um
und fanden sich wieder in der Schenke ein...

Da ergreift Martine endlich das Wort:

– Sie sind kein Spieler,
und doch: selbst wenn Sie verlieren,
nimmt Ihnen niemand Ihre Laterne,
nur so lange,
bis Sie uns hinausgeleiten...

– Aber wenn ich gewinne,
verliert ihr jede Hoffnung,
je hinauszukommen...

– Das stimmt,
es sei denn, es gibt eine andere Lösung...

– Welche?

– Ich weiß es nicht,
und glauben Sie mir,
ich bedaure es!

– Ich verstehe Sie wohl, Madame,
aber was kann ich tun?

– Haben Sie selbst nie daran gedacht,
wegzugehen?
Ein Wächter hat hier doch keinen Sinn.

– Richtig!
Nur das hält mich davon ab,
selbst ein Schatten zu werden.
Ja, ich habe daran gedacht,
und es wäre für mich leicht –
doch wozu!
So lange bin ich schon hier,
dass mir die Außenwelt fremd geworden ist.
Ihr fürchtet euch, hier zu sein,
und ich fürchte mich,
anderswo zu sein.

– Wir könnten die Rollen tauschen:
Sie geben mir die Lampe...

– Und ich würde sofort
ein Schatten wie die anderen.
Wenn ich bleibe, dann nur als Wächter!

– Ein Wächter,
der auf nichts anderes wacht als auf sich selbst...
Indem Sie uns retten,
verlieren Sie alle anderen...

Ich hatte Martine frei sprechen lassen,
in der Hoffnung,
dass das Wort sie befreien,
ihre Angst lindern könnte.

Doch während ich ihr
und dem Wächter zuhörte,

dachte ich nach,
 als getragen vom Lied der Eagles.

Plötzlich hob ich den Kopf,
 sah den Wächter an
 und sprach:

– Wir werden spielen!
 Wenn Sie verlieren,
 werden Sie uns mit Laterne und Stab
 bis zum Anfang der Gasse führen,
 damit wir diesen verfluchten Ort verlassen können...

– Und wenn ich gewinne?

– Wenn Sie gewinnen,
 verlieren wir deshalb nicht.
 Und Sie gewinnen mehr,
 als Sie glauben.

– Was meinen Sie damit?

– Genau das, was ich gesagt habe.

Doch glauben Sie nicht,
 dass ich meine Karten offenlege,
 bevor ich sie gespielt habe...

Wie auch immer:
 ob Sie gewinnen oder verlieren,
 für Sie ändert sich nichts –
 außer dass Sie uns im Falle einer Niederlage
 hinausgeleiten müssen.

– Aber ich will nicht verantwortlich sein
 für euren Verlust...

– Warum sollte ich verlieren wollen,
 wenn ihr in jedem Fall gewinnt?

Ich sagte euch doch:
selbst wenn ihr gewinnt,
verlieren wir nicht,
doch ihr gewinnt mehr als die Partie.

Vertraut mir!

So oder so werden meine Frau und ich gehen...

Martine, die unserem Gespräch gefolgt war,
hebt den Kopf,
blickt mir in die Augen
und beginnt zu lächeln:

– Du, mein Lieber,
du hast etwas verstanden...

– Ich kann dir sogar sagen:
ich habe alles verstanden.
Man muss nur dem Lied zuhören...

– Was meinst du?

– Nichts für den Augenblick.
Aber während wir spielen,
hör genau auf den Text,
und ich bin sicher,
du wirst es auch verstehen,
denn dieses Lied ist der Schlüssel
zu diesem Rätsel...

– Also, mein lieber Wächter,
spielen wir diese Schachpartie?

– Ich bitte den Wirt um ein Schachbrett
und komme zurück.

Der Wächter steht auf,
geht zum Tresen,

wechselt ein paar Worte mit dem Wirt
und kehrt sofort zurück,
das Schachbrett in den Händen.

– Die Partie kann beginnen...

– Zuerst müssen wir die Farben auslosen!
Die Weißen beginnen,
außer Sie wollen mit Schwarz spielen...

– Losen wir, wie es die Regel verlangt!

– Ich habe Glück!
Ich habe Weiß gezogen,
also beginne ich...

Der Wirt, seine Frau
und die Gäste haben sich genähert,
sie beobachten schweigend,
während im Hintergrund
das Lied der Eagles läuft.

Martine, nachdenklich,
beobachtet die Partie.

Ich eröffne, indem ich den Bauern
von E2 nach E4 ziehe;
der Wächter antwortet spiegelbildlich
und zieht seinen Bauern von E7 nach E5.

Dann führe ich den Läufer
von F1 nach C4;
der Wächter scheint
einen ungestümen Angriff
über seinen rechten Flügel
vorbereiten zu wollen.

Ich kontere,
indem ich die Dame
von D1 nach F3 führe;
der Wächter verstrickt sich
in seinem Flankenangriff,
ohne das Zentrum zu beachten.

Ich nutze die Gelegenheit,
ziehe die Dame nach F7,
wo der Bauer des Gegners stand.

Martine hat jeden Zug verfolgt,
sie lächelt.

Ich hebe den Kopf
und sage zum Wächter:

– Schachmatt!

– In vier Zügen...
das hatte ich nicht kommen sehen...

– Weil Sie auf Ihren Flankenangriff fixiert waren
und das Zentrum des Bretts vernachlässigten.
Dieser Zug heißt das „Schäfermatt“ –
kein Wunder,
denn ich selbst bin ein Schäfer...

– Sie sind ein Schäfer?

– Ein Schäfer des Seins,
der Natur, des Geistes
und der Seelen, die ihm angehören...

– Ich habe verloren!
Also begleite ich euch zum Ausgang...

– Das ist nicht nötig!

– Wollt ihr also hierbleiben,
in dieser Hölle?

– Nein! Aber meine Frau und ich,
wir gehen nicht allein...

– Ich verstehe nicht!

– Kein Wunder:
ihr seid diesem Ort so nah,
dass er euch zum Fernsten geworden ist.
Begreift ihr nicht,
dass hier alles Trug ist?

– Was meint ihr?

– Dass dies nichts als Illusion ist,
die Illusion,
von der das Lied spricht,
das seit unserer Ankunft
in Endlosschleife läuft.
Ich denke, meine Frau,
die sich die Mühe gemacht hat zuzuhören,
hat es ebenfalls verstanden.
Also lassen wir sie erzählen...

Martine wirkt nicht überrascht,
sie erhebt sich
und wendet sich an den Wirt:

– Warum servierst du seit 1969
keinen Wein mehr?

– Ich weiß es nicht,
so ist es eben!

Man hörte auf, ihn zu verlangen,
und ich hörte auf, ihn auszuschenken.

– Aber du hast noch welchen?

– Einige Kisten im Keller,
seit 1969 verlassen.

Es war ein sehr guter Wein,
ich nehme an,
er ist gut gereift...

– Dann holt ihr,
du und deine Frau,
diese Kisten herauf,
und wir trinken diesen Wein gemeinsam.
Doch zuvor muss ich deine Laterne erhellen,
die seit jener Zeit erloschen ist.
Dieses Lied,
das unaufhörlich gespielt wird,
hättest du dir anhören sollen:
es hätte dir vieles erklärt.

– Was meinst du?

– Dieses Lied spricht,
ohne es zu nennen, von Las Vegas,
einer Stadt in Nevada,
verloren in der Mojave-Wüste;
Stadt des Spiels, der Wollust,
aller Laster,
eine Stadt,
wo das Gold überall fließt
und unter künstlichem Licht
tausendfach glänzt –
wie das Gold,
das deine Frau auf ihren Körper legt.

– Ich kann ihr nichts verweigern...

– Du, Frau des Wirts,
lege all dieses Gold ab,
das deinen Hals, deine Handgelenke
und deine Hände bedeckt;
glaube mir,
du wirst dich leichter fühlen
und vor allem freier.
Du kannst mir diese Juwelen anvertrauen,
ich gebe sie dir später zurück,
denn Gold interessiert mich nicht,
ich ziehe das Leuchten der Sterne vor.

– Ich sehe, dass die Weinkisten
nun auf dem Tresen stehen.
Wirt, öffne sie
und schenke den Wein
allen deinen Gästen aus.
Öffne auch zwei Flaschen Champagner
und gib sie den Colitas.

– Warum den Colitas?
Magst du ihre Blüten nicht?

– Weder ihre Blüten
noch ihren Duft,
der euch betört
und in dieser Falle hält.
Beträufle die Colitas,
damit sie verwelken...
Und gib deinen Gästen
so viel Wein, wie sie wollen.

– Ich weiß nicht warum,
doch dein leuchtender, tiefer Blick

sagt mir,
dass ich es tun muss...

– Nun, Wächter,
mein Mann hat dir etwas zu sagen...

Der Wächter, noch benommen
von seiner Niederlage,
hebt den Kopf
und sieht mich schüchtern an,
fast beschämt.

Ich will ihn beruhigen:

– Mach nicht dieses Gesicht, Wächter,
sage dir,
dass du mehr gewonnen hast,
als du verloren hast.
Du schuldest mir einen Spaziergang,
das war der Einsatz der Partie.

– Ich begleite euch hinaus,
wann immer ihr wollt,
dich und deine Frau...

– Ist dir aufgefallen,
dass alle Gäste
bereits wieder Farbe im Gesicht haben,
dass man sie wieder unterscheiden kann?

Das verdanken sie dem Wein,
den sie eben getrunken haben.

Aber es reicht nicht:

sie müssen noch mehr trinken,
bis sie den trügerischen Geschmack
des Champagners vergessen,
den sie bisher im Übermaß tranken.

Sag mir, hast du je die Mühe gemacht,
dieses Lied zu hören,
das seit unserer Ankunft
in Endlosschleife spielt?

– Es ist jeden Abend so,
doch ich höre nur die betörende Musik;
die Worte beachte ich kaum,
und verstehen tue ich sie ohnehin nicht...

– Dann höre jetzt genau zu,
denn die Worte, die gleich folgen,
sind der Schlüssel
zu dieser Nacht,
die sich über dieses Viertel gelegt hat
und es nicht verlassen will:

*And she said
We are all just prisoners here
Of our own device
And in the master's chambers
They gathered for the feast
They stab*

*Ich lief zur Tür,
musste den Weg zurückfinden
zu dem Ort, wo ich vorher war.
„Bleib ruhig“, sagte der Nachtwächter,
„wir sind programmiert, zu empfangen.
Du kannst deine Rechnung begleichen, wann du willst,
doch hinaus wirst du niemals können.“*

– Das Lied spricht von einem Zimmer,
in dem die Wirte schlemmen;
sie haben gewählt, sagt das Lied,

Gefangene ihrer materiellen Begierden zu sein.
Sie stechen mit ihren Stahlmessern auf das Tier ein,
doch sie vermögen es nicht zu töten.
Das Lied sagt weiter,
dass der letzte Gast fliehen wollte,
doch ein Nachtwächter hinderte ihn daran,
denn er ist programmiert, zu empfangen:
der andere mag zahlen, wann er will,
doch er kann niemals gehen.

– Genau das sagt dieses Lied!
Der Wächter ist programmiert, zu empfangen,
doch niemals, zu entlassen.
Oben feiern sie,
sie trinken Champagner –
doch glaubst du wirklich,
dass sie frei gewählt haben,
Gefangene zu sein,
indem sie sich solch nichtigen Begierden hingeben
und allem entsagen,
was das Leben an Hellem zu geben vermag?

– Ich weiß es nicht!
Ich glaube, sie haben verzichtet,
sie begnügen sich mit dem,
was zur Hand ist,
zu müde, um nach anderem zu suchen...

– Und was wird aus ihnen,
nach langem Schmausen?

– Sie enden hier,
lösen sich im Bier auf
und werden draußen

zu Schatten,
selbst Schatten geworden...

– Doch solange sie im Zimmer bleiben,
ahnen sie nichts von dem,
was sie erwartet;
sie glauben wohl,
ihre Müßigkeit dauere ewig...

– So stelle ich es mir vor...

– Also, diese Reise durch die Gasse
und ihre tiefe Nacht –
steht sie bald bevor?

– Ich schlage dir eine andere Reise vor,
und die Frau des Wirts
wird dich in jenes Zimmer begleiten,
dessen Weg ich nicht kenne.

– Und einmal dort oben,
was soll ich tun?

– Du wirst all diesen Leuten sagen,
sie sollen hinabsteigen,
denn unten erwarte sie
ein köstliches Gericht.

Achte darauf,
dass sie alle herabsteigen.

Dann wirst du die Lampe des Zimmers zerbrechen,
die Tür verschließen
mit dem Schlüssel der Wirtin,
und zurückkehrend
wirst du mir diesen Schlüssel übergeben.

– Ich gestehe,
ich verstehe nicht recht –
doch ich vertraue dir,
denn du scheinst bereits
den Fortgang der Ereignisse klar zu sehen...

– Hast du nicht begriffen,
dass man, um den Zauber zu brechen,
der in Wahrheit ein Fluch ist,
das Tier töten muss?

– Ich habe nur meinen Stab,
den ich dir anbieten kann...

– Eine solche Bestie tötet man nicht
mit Stab oder Gewehr,
sondern mit Worten,
sofern sie überzeugend sind.
Geh, und tu, wie ich dir gesagt habe...

Der Wächter entzündet seine Laterne
und folgt der Wirtsfrau,
aller Schmucklast entledigt;
sie steigen die Treppe hinauf
zu jenem geheimnisvollen Zimmer,
Tempel dunkler Lustbarkeiten.

Martine scheint beruhigt,
hat wieder Freude am Leben gefunden;
sie faltet ihre Hände in die meinen,
blickt mich lächelnd an
und spricht zärtlich:

– Wenn all diese Leute herabsteigen,
wirst du wohl zu ihnen sprechen;
du bist kein Magier,

nur Hirte dessen,
was jenseits der Worte bleibt...

– Meine Liebe,
diese Worte haben nur insofern Gewicht,
als sie nichts sagen.
Sie sind Zeichen einer verborgenen Wahrheit,
unfassbar,
die sich ahnen lässt
und sich zeigt,
wo man sie nicht erwartet.

– Du denkst daran,
das Tier in ihnen zu töten –
doch wie willst du es tun?
Glaubst du, es gibt ein Wort,
ein einziges,
schwerer als das Tier
und imstande, es zu zerschmettern?

– Worte wiegen nur so viel
wie ihre Zeichen;
nicht, was sie sagen,
ist wichtig,
sondern was sie verschweigen,
was sich unversehens zeigt.
Nicht ich muss sie überzeugen,
sondern sie selbst müssen sich
überzeugen.

Wir riskieren nichts,
denn die Schachpartie
war mir günstig;
doch indem wir uns retten,
müssen wir alles versuchen,

auch sie zu retten,
sie zu wecken
aus dem Vergessen,
dem Schlaf,
in dem die Bestie sie gefangen hält.

– Da kommen sie schon herab!
Sie erwarten ein köstliches Gericht
voll ungeahnter Würze –
was willst du ihnen geben?

– Das Heil im Licht...

Tatsächlich erscheint der Wächter im Saal,
gefolgt von der Wirtsfrau
und den Gästen des geheimnisvollen Zimmers.
Sie treten an unseren Tisch,
und einer von ihnen spricht:

– Also, du versprichst uns ein köstliches Gericht
voll seltener Würze;
wann werden wir es kosten?

– Um es zu würdigen,
müsst ihr zuerst diesen Wein trinken,
der allen Gästen hier mundet.

– Wein?
Doch der Champagner
verschafft uns ein gutes Gewissen...

– Dieser Wein ist weit kostbarer,
als ihr denkt;
seit 1969 lag er im dunklen Keller,
um endlich genossen zu werden.
Kostet, meine Freunde,

und ihr werdet sehen,
wie eure Gesichter,
wie die aller hier Versammelten,
sich mit Farbe füllen:
beobachtet,
wie sie immer deutlicher werden...

– Dann soll man diesen Wein
reichlich ausschenken –
aber wehe dir,
wenn er seine Versprechen nicht hält!

– Er wird sie halten,
das versichere ich euch,
und mit einem guten Wort dazu,
diesem köstlichen Gericht,
von dem der Wächter sprach,
bin ich sicher,
dass eure Gesichter leuchten werden
mit einem Licht,
weit heller als all der Tand hier...

Die Neuankömmlinge mischen sich unter die Gäste,
trinken den Wein,
den der Wirt einschenkt;
die Gesichter strahlen
immer mehr Licht aus,
ein Licht,
das bis nach draußen fällt,
als lade es die Schatten der Straße ein,
ebenfalls einzutreten
und diesen Wein zu kosten,
der erleuchtet
und erloschene Seelen wärmt.

Da bitte ich den Wirt,
jenes Lied zu verstummen,
das sich endlos wiederholt
wie tiefste Verzweiflung.

Ein Gast wendet sich an den Wirt:

– Warum hast du das Lied abgeschaltet,
das uns so lange begleitet hat?

– Der Fremde bat mich darum,
ich nehme an,
er hat gute Gründe...

– Gute Gründe?
Dann will ich ihn sofort fragen...

Der Gast tritt mit einem Glas Wein
an unseren Tisch
und spricht mich an:

– Der Wirt sagt,
du hättest gute Gründe,
die Musik zu stoppen...

– Ich habe gute Gründe, in der Tat!
Diese Musik hat euch zu lange betört,
sie hält euch gefangen
in diesem Gasthaus
und in der Müßigkeit,
die ihr hier verzehrt.
Sieh dich um,
betrachte die Schatten,
die hereingekommen sind:
er kennst du nicht,
dass der Wein, den sie teilen,

sie immer deutlicher macht?

Sie sind euer Spiegel,
das Werden eurer Sorglosigkeit
und eures zügellosen Lebens,
das sein Heil im Vergessen sucht.

Ich sehe einen Ring an deinem Finger:
die Frau, die du geheiratet hast,
ist sie hier an deiner Seite?

– Nein!

Sie ist dort geblieben.
Ich kam allein,
ließ mich verführen,
und seitdem kann ich nicht zurück,
nicht ins Licht
am Ende der Gasse.
Ich denke,
meine Frau und meine Kinder
haben mich vergessen...

– Du denkst es nur,
und es passt dir so –
doch in Wahrheit weißt du es nicht.
Wie viele Mütter, Frauen, Kinder
haben auf die Rückkehr
der Gefangenen nach dem Krieg gewartet?
Du bist Gefangener der Bestie in dir,
die dieser Ort geweckt hat.
Doch es reicht ein Wort,
um sie für immer zum Schweigen zu bringen...

– Dann sag mir dieses Wort,
wenn du meinst,
dort draußen warteten die Meinen noch?

– Die anderen hören dir zu,
schweigen ehrfürchtig,
wenn du sprichst.
Da keine Musik mehr läuft,
wirst du ihnen einige Verse lesen?

– Und warum nicht,
wenn es wirklich unsere Laternen
wieder entzünden könnte,
die zu lange erloschen sind...

– Dann lies diese Verse...

– Hört alle,
was der Fremde mich bittet, euch zu lesen:
einige Verse,
die euch das Herz wärmen
und vielleicht einen ersten Funken Hoffnung zurückgeben...

Nahe

Und schwer zu fassen, der Gott.

Doch an den Orten der Gefahr

wächst das Rettende auch.

Im Dunkel wohnen

die Adler, und die Söhne der Alpen

gehen furchtlos hinüber

den Abgrund auf Brücken.

Leicht gebaut.

*Und wie sich ringsum sammeln
Die Gipfel der Zeit und die Geliebten
nahe weilen, verlangend
auf Bergen, im fernsten Getrenntsein,
gib ein unschuldiges Wasser,
o gib uns Flügel, hinüberzugehen
mit standhaftem Herzen, und zurückzukehren.*

So sprach ich, da entführte mich,
schneller, als ich vermutet,
und weiter, als ich je gedacht,
ein Genius meines eigenen Hauses.

Zwielichtig glänzten,
in doppeltem Licht, wie ich ging,
der beschattete Wald
und die sehnsüchtigen Bäche...

(Hölderlin, *Patmos*)

– Von der Heimat – du hast sehr gut gelesen, lieber Freund,
und alle haben dir mit Inbrunst zugehört;
sieh nun, wie ihre Gesichter
noch heller geworden sind...

– Du hast recht, ihre Gesichter
genügen, diesen Saal zu erleuchten...

– Nur diesen Saal?

– Das ist doch schon nicht wenig,
meinst du nicht?

– Gewiss, und doch nicht genug!
Sieh nun aufmerksam durch die Scheibe
und sag mir, was du siehst...

– Es ist Nacht,
doch die Dunkelheit ist gewichen!
Man sieht viel klarer als vorhin,
der Himmel ist voller Sterne,
und dort oben lächelt uns
der volle Mond gütig zu.
Wie konnte das geschehen?
Bist du ein Gott oder ein Prophet?

– Ich bin ein Hirt,
wie man dir wohl gesagt hat,
und ich bin fremd dieser Verwandlung;
die dunkle Nacht,
in der ihr bisher gelebt habt,
war nur Illusion.
Es genügte, die Augen zu öffnen,
die Dinge zu sehen, wie sie sind,
nicht wie man sie sehen will.
Nun können meine Frau und ich gehen,
und auch du, wenn du willst:
dort, wo du herkommst,
warten deine Frau und deine Kinder
auf dich, halte sie nicht länger hin.

– Schaut, Freunde,
schaut hinaus durch die Scheiben:
die Straße hat ihr altes Licht wiedergefunden,
wir sind frei jetzt,

die Schatten sind verschwunden,
wieder zuversichtliche, leuchtende Züge
derer geworden, die sie einst waren.

Wächter, du kannst deine Laterne zerbrechen,
denn nie mehr
wird die Nacht so dunkel sein.

Lasst uns hinausgehen, Freunde,
den Sternenhimmel grüßen
und den gastlichen Mond,
preisen wir das Licht,
das uns aus der Nacht zurückgegeben wurde,
deren Gefangene es war.

Ich gehe zurück
zu den Meinen, von wo ich kam,
und jeder sollte dasselbe tun:
haben wir nicht schon genug Zeit verloren?

Mit diesen Worten öffnet der Mann die Tür
und verschwindet in der Nacht,
von Licht durchstrahlt,
gefolgt von allen anderen;

drinnen bleiben nur der Wirt
und seine Frau.

Martine und ich sind im Begriff,
ebenfalls zu gehen,
doch ich will den Wirt
und seine Frau noch einmal ansprechen:

– Geht ihr nicht mit den anderen?

– Wir sind von hier,
und da nun alles wieder in Ordnung ist,

werden meine Frau und ich die Schenke weiterführen.

Wir werden jedem Wein ausschenken,
der welchen verlangt,
aber seit heute Abend,
das versichere ich dir,
ist der Champagner hier für immer verboten.

– Meine Frau muss der deinen
ihren Schmuck zurückgeben...

– Diesen Schmuck will ich nicht mehr,
nie mehr;
bin ich nicht schön und leuchtend genug,
um mich seiner zu entledigen?

Nehmt ihn mit
und gebt ihn einem Werk eurer Wahl,
damit er, nachdem er so viel Traurigkeit
und Verzweiflung gesät hat,
das Gesicht derer erhelle,
die Nutzen daraus ziehen.
Behalten Sie ihn, Madame,
und machen Sie guten Gebrauch davon...

– Morgen früh gehen wir zu einem Goldhändler,
der ihn gern kaufen wird;
das Geld, das wir erhalten,
wird, glaubt mir,
viel Leid lindern.

– Bravo!
Kommt uns gelegentlich wiedersehen,
und wir versprechen euch:
nie mehr ein Tagesgericht...
Ihr habt uns die Augen geöffnet

für unsere Dummheit,
aber auch für die Schönheit
eines Sternenhimmels
und eines wohlwollenden Mondes –
wie sollen wir euch danken?

– Ihr braucht uns nicht zu danken!
Wir haben euch nur die Gelegenheit gegeben,
endlich die Augen zu öffnen,
doch ihr selbst habt sie geöffnet.
Vergesst nicht, dass die Bestie nicht tot ist,
dass sie in uns allen
tief im Inneren schlummert;
man muss wachen,
dass sie nicht aus ihrer eigenen Nacht
hervortritt
und unsere Augen wieder schließt.
Auf bald, liebe Freunde...

Martine und Denis
treten endlich durch die Tür
und verschwinden in der Gasse,
geführt im Halbdunkel
von Mond und Sternen.

Bald erreichen sie das Hotel,
wo das reservierte Zimmer sie erwartet.

Bevor sie sich in Morpheus' Arme
und die Träume legen,
gehen sie noch in die Bar,
um sich zu stärken,
denn Martine hatte noch nichts gegessen.

Ich habe die Laterne des Wächters mitgenommen,
die mich seitdem nie verlassen hat;
sie steht dort,
wo ich sie nach unserer Rückkehr
in meinem Atelier niederlegte,
auf einem niedrigen Tisch.

Oft schaue ich sie an
und denke zurück
an jene Nacht in der Schenke der Schatten,
an jene unüberwindliche Nacht,
selbst für Katzen,
an all jene gesichtslosen Wesen.

Ich denke zurück
an die Nacht der Welt,
die 1969 über dieses Viertel hereinbrach,
verloren in dieser gewaltigen Stadt,
und an all die Nächte der Welt,
die schwerer auf unseren Schultern lasten
als der Fels des Sisyphos.

Und ich sage mir oft,
dass die schlimmste aller Nächte
die ist,
die sich über unseren Lidern schließt.

HOTEL CALIFORNIA

*Auf einer dunklen Wüstenstraße
wehte ein kühler Wind durch mein Haar,
der warme Duft von Colitas
stieg in die Luft.*

*Vor mir in der Ferne
sah ich ein flackerndes Licht,
mein Kopf wurde schwer, mein Blick verschwamm,
ich musste anhalten für die Nacht.*

*Sie stand im Türrahmen,
ich hörte die Glocke der Kirche,
und ich dachte bei mir:
das könnte der Himmel sein oder die Hölle.*

*Dann zündete sie eine Kerze an
und zeigte mir den Weg,
es gab Stimmen den Gang hinunter,
es schien, als hörte ich sie sagen:*

*Willkommen im Hotel California,
so ein lieblicher Ort,
so ein reizendes Gesicht.
Es gibt reichlich Platz im Hotel California,
jederzeit des Jahres,
du kannst es hier finden.*

*Ihr Geist ist verdorben von Tiffany,
sie hat die Kurven eines Mercedes,
sie hat viele sehr schöne Männer,
die sie ihre Freunde nennt.*

*Wie sie auf dem Hof tanzen,
süßer Sommer-Schweiß,*

*einige tanzen, um sich zu erinnern,
andere, um zu vergessen.*

*Also rief ich den Captain,
„Bitte bring mir meinen Wein.“*

Er sagte: „Wir haben diesen Geist seit 1969 nicht mehr.“

*Und immer noch diese Stimmen, die von fern rufen,
die dich mitten in der Nacht wecken,
nur um sie sagen zu hören...*

(EAGLES, Hotel California, 1977)